books2ebooks.eu

Düna, Werner von der

Ererbt und Erworben : Roman aus dem baltischen Leben. Werner von der Düna

Stuttgart : Richter u. Kappler
1878

University Library of Tartu: Est. A-1899

eBooks from your library by eBooks on Demand

digitised by University of Tartu Library

UNIVERSITY OF TARTU LIBRARY

EOD – Millions of books just a mouse click away! In more than 10 European countries!



Thank you for choosing EOD!

European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

Enjoy your EOD eBook!

- Get the look and feel of the original book!
- Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
- *Search & Find*: Use the full-text search of individual terms
- *Copy & Paste Text and Images*: Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes. For any other purpose, please contact the library.

- Terms and Conditions in English: http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/en/agb.html
- Terms and Conditions in Estonian: http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/et/agb.html

More eBooks

Already a dozen libraries in more than 10 European countries offer this service.
More information is available at http://books2ebooks.eu

Ererbt und Erworben.

Ererbt und Erworben.

Roman

aus dem baltischen Leben

von

Werner von der Düna.

Erster Band.



Stuttgart.
Verlag von Richter & Kappler.
1878.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Erstes Kapitel. Pastorat Dornfeld	1
Zweites Kapitel. Schloß Dornfeld	20
Drittes Kapitel. Bei der Schloßmühle	39
Viertes Kapitel. Am Friedhof	54
Fünftes Kapitel. Auf Reisen	64
Sechstes Kapitel. Edith	87
Siebentes Kapitel. Auch im Pastorate Liebesglück	101
Achtes Kapitel. Onkel Karl	120
Neuntes Kapitel. In der Fremde	134
Zehntes Kapitel. In Karlsbad	146
Elftes Kapitel. Die Rückkehr in die Heimath	169

Erstes Kapitel.

Pastorat Dornfeld.

„Welche von Euch wird sich nun wohl in den jungen Mann, den Walther Ehrhard, verlieben?“ — fragte Pastor Volrad, indem er den eben ausgerauchten Meerschaumkopf auf den Tisch legte. Die Angeredeten waren drei junge Mädchen, die, mit Handarbeit beschäftigt, auf den Stufen der Vortreppe saßen.

„Vielleicht gar alle drei?“ fuhr der Pastor fort, indem er schmunzelnd zu ihnen hinübersah.

„Ich, Herr Pastor, ganz bestimmt nicht!“ rief Ina Stein aus, indem sie mit gleichmäßiger Geschwindigkeit ihre Nadel fortbewegte.

„Und warum denn so gewiß nicht?“ fragte die Pastorin Volrad, die, emsig strickend, ihrem Manne gegenübersaß.

„Mir kann nur eine gesunde, edle Mannesnatur gefallen," gab Ina zur Antwort.

„Eine solche wird gerade Ehrhard sein!" versetzte der Pastor mit besonderem Nachdruck.

„Das glaube ich nicht" — entgegnete Ina — „er ist leidend gewesen und wird Grillen haben, wie alle kränklichen Leute."

„Wir wollen den lieben Gast mit Gottes Hülfe schon auspflegen!" sagte die Pastorin.

„Und die Grillen, falls er welche haben sollte, wird Fräulein Ina ihm zu vertreiben wissen;" — fügte Volrad mit ironischem Lächeln hinzu.

„Er wird ein Bücherwurm sein — ein fleißiger Jüngling, ein angehender Gelehrter" — sagte Ina, der Bemerkung nicht achtend.

„Gewiß wird er ein Mensch sein, der einen Beruf sich erwählt und für denselben arbeitet" — erwiederte der Pastor.

„Ist der junge Ehrhard blond oder brünett? Papa?" fragte jetzt Gustchen Volrad.

„Hellblond —"

„Wieder nicht mein Geschmack!" — warf Ina hin. „Hat er schlichtes oder lockiges Haar — Papa?"

„Einen vollständigen Lockenkopf."

„O! dann läuft ja Gustchen Gefahr", sagte die blauäugige Adda.

„Gewiß", versetzte Ina, „Gustchen schwärmt für blondes Haar, selbst dann, wenn es recht einfältig herabfällt."

„Still, still, Kinder," mischte sich die Pastorin ein, und blickte zärtlich zu der Tochter hin, die mit stummer Entrüstung die Neckereien hingenommen hatte.

„Nicht wahr, Gustchen, du und ich, wir nehmen Marie in unsere Obhut?" fragte Adda, indem sie der Gekränkten begütigend zuwinkte.

„Ich kümmere mich gewiß nicht um die kleine Marie," versetzte Ina: „Kinder sind immer langweilig."

„Nur wenn sie vorlaut und verzogen sind," bemerkte Volrad, abermals mit besonderem Nachdruck.

„Sie dachten jetzt gewiß an mich, Herr Pastor," sagte Ina.

„Wie so, Fräulein Ina? Sie waren ja eine erwachsene junge Dame, als Sie unsere Hausgenossin wurden."

„Nicht doch, Herr Pastor, ein Backfisch war ich, von kaum 17 Jahren, aber vorlaut und eigenwillig. — Sie haben oft daran denken mögen, daß ich als Kind verzogen worden bin."

„Das muß ich zugeben," erwiderte Volrad, indem er mit selbstzufriedenem Gesichte eine mächtige Rauchwolke vor sich hinblies.

„O, mein Gott," sagte Ina, die schönen schwarzen Augen zum Himmel erhebend — „wie hat doch Nichts hienieden Bestand! Ich soll, wie meine Schwester erzählt, ein wundernettes kleines Ding gewesen sein — bei Alt und Jung ein Liebling — und jetzt! — —"

„Und jetzt bist du ganz unausstehlich!" — sagte Adda.

— „Und schwermüthig dazu," fiel Ina ein, „wie lange wird es denn doch werden" — fuhr sie fort, indem ihre geschäftige Nadel jetzt stille stand und die ernsten Augen in die Ferne blickten, „und ich werde hinausgestoßen in die weite Welt, um des lieben Brotes willen."

„Meine liebe Ina" — hob die Pastorin an, — „der himmlische Vater wird Sie nicht vergessen."

„Wohl möglich, Frau Pastorin," versetzte Ina und bedeckte mit beiden Händen ihr lachendes Gesicht, „aber ich fürchte dennoch das Bild meiner Zukunft zu schauen — es wird gewiß ein trauriges sein."

„Du kannst sehr glücklich werden" — sagte Gustchen, mit besonderer Betonung.

„Was man säet, pflegt man zu ernten" — bemerkte Volrad hart und trocken.

„Gewiß Herr Pastor!" erwiderte Ina. —

„Komm," rief jetzt Adda aufspringend, „komm mit mir in den Fliederbusch — wir wollen Glücksblüthen suchen und sehen, ob Gustchen richtig prophezeit."

Ina warf ihre Arbeit bei Seite und Arm in Arm liefen die beiden Mädchen den Kiesweg hinab, der in den Garten führte.

Das Pastorat Dornfeld bildete, wie die meisten Pfarrwidmen der Provinz, einen freundlichen Landsitz. Auf einer terrassenartigen Erhöhung der wellenförmig sich darstellenden Umgebung gelegen, mit freiem Ausblick auf wohlbestellte Felder, schöne Wiesen und mit einem freien Waldhorizont, lehnte sich das geräumige Wohnhaus mit der einen Giebelseite an einen sauber gepflegten Garten, der, obwohl in seiner ursprünglichen engen Begrenzung geblieben, dennoch den Anforderungen genügte, die ein bescheidener Sinn an poetische Anregung und Eindrücke stellt.

Reingehaltene Blumenbeete bildeten den Vordergrund, dann folgten einige Reihen schöner Obstbäume und von Fruchtsträuchern begrenzte Wege führten zu schattigen Lauben, wo Bänke und Tische zu geselligem Beisammensein einluden.

„Weißt du, Ina, daß du es mit dem Pastor ganz verderben wirst" — sagte jetzt Adda, die kleine Gartenpforte hinter sich schließend.

„Es freut mich, wenn ich ihn ärgern kann, erwiderte Ina — ärgert er mich nicht zehntausendmal mehr?“ —

„Damit gewinnst du Nichts; — denke an deine Schwester, an Eure vereinsamte Lage in der Welt. Wozu es mit alten Freunden verderben?“

„Alte Freunde?“ wiederholte Ina, spöttisch lächelnd.

„Im Herbst wirst du das Pastorat verlassen“ — fuhr Adda fort —, „warum nicht in Freundschaft aus diesem Kreise scheiden?“

„Und du meinst“, begann Ina, „daß ich um der Erinnerung willen an ein freundliches Gesicht, das der Pastor in der Abschiedsstunde machen könnte, mir all' den Druck gefallen lassen soll, der mein Innerstes empört? Hat Volrad auch eine Ahnung von meinem eigentlichen Wesen? — Weiß er, was Sympathie der Seelen ist? — Weiß er, wie Bewunderung das Herz in uns hoch schlagen läßt?“ —

„Ich glaube, du täuschest dich“ — bemerkte Adda — „Bewunderung ist nicht das Wort!“

„Nun — Liebe, wenn du willst.“

„Nein, Ina — das gefällt mir nicht, das wird kein gutes Ende nehmen“ — sagte Adda und schüttelte bedenklich den Lockenkopf.

„Was meinst du damit?“ — fragte Ina, stehen

bleibend und sah mit funkelnden Augen der Freundin ins Gesicht.

„Was ich meine," wiederholte Adda, verwundert über den Blick, der sie getroffen — „Ich meine, daß der Pastor recht gut weiß, warum das Doctorat so viel Anziehung für dich gewonnen hat."

„Was könnte diese einfältige Gegend sonst noch Anziehendes bieten?" fragte Ina, „sind etwa der Gemeindeschreiber, seine Frau und seine Gehilfen ein Umgang für uns?" —

„Das nicht — aber als Prediger kann sich Volrad diesem Umgange nicht ganz entziehen."

„O — das ist nicht Menschenliebe" — rief Ina aus, „das ist nicht Menschenfreundlichkeit, die Volrad dabei leitet — nur reiner Hochmuth. Wenn er dem Schreiber Mertens gnädig ist — genießt er das Bewußtsein der Herablassung: das thut ihm wohl und danach sehnt er sich. — Soll es mir Freude machen — fuhr sie fort — wenn wir nach der Försterei gehen, wo man förmlich betäubt wird durch den Kinderlärm und Nichts anderes besprechen hört, als wie man Seife kochen und Erbsen trocknen soll? Was bleibt denn sonst noch? — Das Pastorat drüben, wo sämmtliche Töchter für die Nathusius schwärmen und über die verdrehte Elisabeth Thränen vergießen?"

„So schlimm ist es doch wohl nicht" — hob Adda an.

„Du leidest nicht darunter" — fiel ihr Ina ins Wort — „weil dein Herz glücklichen Stunden entgegenschlägt und von einer hellen Zukunft ganz erfüllt ist. Was aber wartet meiner? — was bringen mir die kommenden Tage? — Arbeit, Zwang und Leiden. Sollen mich die Sonnenblicke der Gegenwart nicht fesseln? — soll ich mir diese still, geduldig rauben lassen?" —

„Ina!" — „Adda!" — rief Gustchens Stimme von der Gartenpforte her.

„Wir haben Glücksblüthen gesucht und gefunden," rief Ina, einen Fliederzweig, an dem einige vielblätterige Blüthen sich befanden, brechend, zurück — und gieng munter der Kommenden entgegen, während Adda, das Köpfchen gesenkt — gedankenvoll nachfolgte.

— — — — — — — — —

Die erwarteten Gäste waren angelangt — und eine Reihe von Tagen schon vergangen ohne Längen und eingestreute Bitterkeiten, wie es so häufig im Pastorate zu Dornfeld der Fall war, als an einem Vormittage Ina Stein und der vielbesprochene Walther Ehrhard auf der Straße, die zur Försterei führte, neben einander hinschritten.

„Wie?“ — sagte jetzt Ina — „haben Sie wirklich nicht bemerkt, wie Gustchen betreten wurde, und die Pastorin unruhig, als es Beiden klar ward, daß Sie mich zu begleiten versprachen?“ —

„Mir ist gewiß Nichts aufgefallen!“ — erwiderte Walther.

„Sie scheinen mir wahrlich sehr unbefangen zu sein“ — hob Ina an. — „Man glaubte mich los zu werden und mein Vorschlag, das gewünschte Buch zu holen, fand nur darum Anerkennung. — Mein Geschwätz sollte endlich einmal verstummen und Sie für Gustchen ganz Auge und Ohr werden; — Oh, in den heiligen Hallen der Pastorate kommen Mißgunst, Neid und Berechnung mitunter ebenso vor, wie in der übrigen Welt.“

„Menschliche Schwächen begegnen uns überall,“ bemerkte Walther.

„Aber an anderen Orten weht doch zuweilen aus edlen Sphären ein frischer Lufthauch herab, der diesem Unkraut nicht förderlich ist. Hier dagegen begünstigt sein Gedeihen die schwüle Luft der falschen Frömmigkeit. Der Hochmuth wächst und nährt sich redlich an Sonntagspredigten, Hausandachten und Tischgebeten — haben Sie das nicht auch schon bemerkt?“ —

„Ich bin zu kurze Zeit in diesem Kreise, Fräulein Ina — um mir ein Urtheil zu erlauben.“ —

„Oh, wie Sie vorsichtig sind! — Ich habe allerdings mehr Zeit gehabt, die hiesige Atmosphäre zu studiren — doch mir scheint, als müßten auch Sie ahnen, wie hohl und dürftig es in diesem Kreise aussieht. — Sind Sie auch ein principieller Gegner unseres Adels?“ — fragte Ina plötzlich nach kurzer Pause und blickte mit prüfenden Augen in Walthers Züge.

„Ich? — nein, durchaus nicht!“ —

„Ihr Vater war Professor, — ein Hannoveraner — Ihre Mutter ist die Tochter eines Arztes aus Jena?“

„Ganz richtig.“ —

„Aber früher zurück? — Ihre Großeltern? gehörten diese nicht dem Adel an? — Sie sehen mir ganz so aus, als müßte es sein!“ —

„Nein, gewiß nicht — sie waren echte deutsche Bürger.“ —

„Also wirklich — kein Tröpfchen adliges Blut in Ihren Adern?“ —

„Kein Tröpfchen!“ —

„Und Sie sind dennoch kein Adelsfeind?“ —

„Nein — gewiß nicht!“ —

„Das gefällt mir von Ihnen und ist wahrlich

jetzt selten zu finden. Ich war eine arge Adelsfeindin, als ich hierher kam," fuhr Ina fort. — „Kein Wunder, wie die Alten sungen, so zwischern die Jungen. Hier habe ich meine Anschauung geändert — ich habe eingesehen, daß man unserem Adel Unrecht thut — daß mitunter der Hochmuth auch bei den Bürgerlichen groß und ganz besonders groß bei vielen Predigern ist! — Wissen Sie wie es sonst hier war? — Es gab Häuser hier zu Lande, wo diese Herren niemals bei der eigentlichen Hausthür vorfuhren, sondern bei der Hintertreppe — oder sie stiegen beim Stalle aus und kamen dann zu Fuß über den Hof." —

„Das ist unmöglich, Fräulein Ina" — fiel Walther ein.

„Gewiß — und dennoch war das Einvernehmen damals ein weit besseres. Damals hieß es: „Mein hoher Gönner!" — oder „Herr Baron" — jetzt heißt es einfach „Herr von M." — und „Herr von R." — Bemerken Sie nur: Volrad wird niemals sagen „Baron Horstmar" — sondern „Erwin Horstmar" — wie er „Heinrich Mertens" sagt. Nur dem alten Onkel läßt er den Titel, wenn er mit Fremden spricht; en famille heißt dieser oft genug „der alte Narr." — Mag der alte Herr auch manches Schroffe an sich haben — er wird doch gerechter sein, mehr

Herz haben, als Pastor Volrad. Ich wünschte, Sie hörten einmal, wenn dieser einen schuldigen Bauer zur Rede stellt; wie klingt das entsetzlich hart!" —

„Aber Fräulein Ina — ich glaube, Sie waren neulich zugegen, als Volrad von zwei Gutsbesitzern aus der Nachbarschaft erzählte, die gerade in dieser Beziehung wenig Gerechtigkeit und Herz — ja wenig Gesinnung an den Tag legten." —

„Das kann vorkommen," fiel Ina ein. — „Es giebt auch solche Herren in der Provinz, die recht ungebildet sind, recht roh — aber nicht hart dabei. Bei den Predigern dagegen werden Sie viele finden, welche die Rohheit abgestreift und den Schliff des Edelsteins doch nicht genommen haben; der Stoff ist hart geworden — hart wie Stein, und ich mag lieber einen roh gebliebenen als einen verhärteten Menschen; habe ich nicht recht?" —

„Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten," entgegnete Walther — „doch mir scheint, daß in der Rohheit die Härte nicht ganz fehlen kann und in der Härte eine gewisse Rohheit stets vorhanden sein muß." —

„Sie haben Aehnlichkeit vom Baron Horstmar," sagte jetzt plötzlich Ina zu Walther emporschauend; „ja in den Zügen, im Wesen — und selbst in der Sprache. — Mir war es eben, als hörte ich Erwin

Horstmar sprechen. Sie müssen sich bemühen, mit dem jungen Majoratsherrn bekannt zu werden" — fügte sie hinzu, während ihr dunkles Auge forschend auf Walther ruhte.

„Ich glaube nicht, daß mir eine Gelegenheit dazu geboten werden wird", erwiderte dieser.

„Solche Gelegenheit" versetzte Ina, „wird nicht schwer zu finden sein, wenn Sie nur mit Doctor Bernhard bekannt geworden." —

„Doctor Bernhard? — Ich höre diesen Namen zum ersten Male." —

„Oh, das hat seine guten Gründe. Aber in unseren Stübchen, in der Laube — überall, wo wir Mädchen allein sind, wurde, ehe Sie hier waren, dieser Name häufig genannt. — Nun, — ich will Ihnen die Sache erklären." —

„Sie spannen meine Neugierde" — bemerkte Walther.

— „Dr. Bernhard," begann Ina, „ist der Arzt des Baron Horstmar, im vorigen Jahre für seine Besitzung angestellt. Es ist ein junger Mann, der Alles seiner eigenen Strebsamkeit verdankt. Der Sohn armer Eltern hat er es doch möglich gemacht, sich die Bildung anzueignen, die ihm schon jetzt den Ruf seltener Tüchtigkeit erworben. Bernhard hatte mit dem jungen Horstmar gleichzeitig in Zürich

studirt, dieser ihn dort lieb gewonnen, ihn unterstützt und ihm endlich zum Beginn seiner ärztlichen Praxis die gegenwärtige Stellung angetragen. Die Herzen im Pastorate schlugen dem neuen Ankömmling entgegen, denn es war öde hier in der Gegend und Gustchen nicht mehr fern von zwanzig Jahren. — Mögen die Prediger auch das Gottvertrauen stets preisen, fügte Ina lächelnd hinzu, in eigenen Angelegenheiten sind sie häufig sehr thätig und verlassen sich nicht immer auf die wunderbaren Wege — einer leitenden Vorsehung."

„Thätigkeit und Verwendung eigener Kräfte widersprechen ja nicht dem Gottvertrauen, Fräulein Ina," versetzte Walther.

„Bisweilen doch — aber nun muß ich weiter erzählen. Um die Zeit, als Bernhard sich hier in Dornfeld niederließ, war ich ein fertiger Todeskandidat. — Bei den Familien, welche dem höheren gebildeten Mittelstande, oder wie der landesübliche Ausdruck lautet, dem „Literatenstande"*) an-

*) Unter dem „Literatenstande" versteht man in einem Theile der baltischen Provinzen, vornehmlich in Kurland, nicht etwa Schriftsteller als solche, sondern insgesammt alle Personen, die studirt haben, und nicht zugleich von Adel sind. Namentlich wird dieser Ausdruck „Literatenstand" gebraucht, wenn man Prediger, Professoren, Aerzte, Advocaten unter einem Gesammtbegriff dem Adel gegenüberstellen will.

gehören, hat das maßlose Streben nach Bildung schon manches frische Leben geknickt. Die Schule am Morgen — die Schule am Mittag — die Schule am Abend, Arbeit bis in die Nacht hinein. Das ist der Alles beherrschende Gedanke. Hinauf! das ist das Losungswort der begabten Naturen: da muß sich mancher überarbeiten und dann die Augen schließen, bevor er die Welt mit all' ihrem Zauber gesehen. So wäre es mir beinahe gegangen. Da wurde ich hergeschickt, um in der Landluft meine Gesundheit zu kräftigen. Es war im Mai — der Himmel war blau, das Feld, die Wiese so wunderbar grün; kaum eine halbe Meile vom Pastorat biegt der Weg in einen Wald hinein. Schneeglöckchen rechts und links — Finkenschlag und Waldesduft. — Mir armem Stadtkinde wurde so eigenthümlich weit ums Herz! — Da — dicht vor mir bemerkte ich zwei Männergestalten — ich dachte an den reichen Majoratsherrn und wie Eis legte es sich mir um die Seele. Der Weg war schmal, die Braunen des Pastors rasche Thiere. Die Männer traten zur Seite und blieben stehen; ein paar Augenblicke und ich war vorüber, aber diese Begegnung machte mich gedankenvoll. Noch nie hatte ich so viel Edles in der Gestalt, in den Zügen eines Menschen gesehen, und dieser Mensch war der reiche, un-

abhängige Majoratsherr, sein Begleiter Dr. Bernhard. Diesen letzteren", fuhr Ina nach kurzer Pause fort, „lernte ich schon am ersten Tage meines Hierseins kennen und war Zeuge, wie eine schöne Hoffnung zu Grabe getragen werden mußte. — Die Liebenswürdigkeit des jungen Arztes hatte bereits die Herzen im Pastorate erobert — und endlich was ergiebt sich? Bernhard ist kein Protestant, seine Eltern gehörten zu jenen Vielen, welche in Livland zur rechtgläubigen Kirche übertraten."

„Diese Entdeckung wird doch nicht die Veranlassung gewesen sein" — hob jetzt Walther an — „daß Bernhard das Pastorat nicht mehr besucht," ergänzte, ihn unterbrechend, Ina. „Nein — das nicht — sie wirkte nur wie Nachtfrost im wonnigen Mai; — da schrumpfen die frischen Knospen ein und bekommen ein garstiges, trauriges Aussehen, dann kommt die Zeit mit Wind und Regen — streift sie ab und weht sie fort und die Erinnerung an den frostigen Mai-Tag ist verwischt. So gieng es hier, Bernhard kam bald wieder und Volrad gewann die Ueberzeugung, daß er ein Atheist vom reinsten Wasser. Sofort begann der junge Mann in seiner Gunst zu steigen." —

„— Doch nicht deshalb?" — sagte Walther.

— „Gewiß — denn die Kluft zwischen dem Un-

gläubigen und den Protestanten, hier bei uns, ist viel kleiner, als jene, welche die Letzteren von einem sogenannten Rechtgläubigen trennt. Der Gottesläugner ist ein verirrtes Schaf, der Rechtgläubige ein Feind oder eine Seele, die das wahre Licht nicht schauen könne. Der Verkehr zwischen uns wurde ein reger und so vergiengen der Sommer, der Herbst und auch ein Theil des Winters. Aber da begann es frostig bei uns zu werden. Der Pastor war mit dem jungen Baron aneinander gerathen. Wir durften nicht mehr in das Doctorat — und Bernhard, der Horstmars Freund ist, kam nicht mehr zu uns."

„— Ich hörte" — sagte Walther, „daß Baron Horstmar dem Pastor gegenüber sich von seiner Heftigkeit fortreißen ließ, und auch dessen Rechte schmälert."

„Das glaube ich nimmermehr, daß er ihm Unrecht thut," rief Ina — „und gewiß, Sie würden ganz dieselbe Ueberzeugung gewinnen — wenn Sie ihn erst einmal gesehen!" —

„Wer weiß, Fräulein Ina?" — sagte Walther lächelnd.

„Sie sind zwar sehr verschlossen, sehr zurückhaltend," hob Ina wieder an, „aber dennoch weiß ich recht gut, was ich von Ihnen denken soll. Mir

genügt oft ein einziger Blick; so wußte ich gleich, wie hoch ich Horstmar stellen durfte und wieviel ich von Bernhard halten konnte. Ich hoffe, wir finden diesen heute in der Försterei. Nicht wahr, es wird Ihnen nicht unlieb sein, seine Bekanntschaft zu machen."

— „Ganz im Gegentheil!"

„Wir sind uns oft begegnet" — begann Ina nach einer Pause, von Neuem — „im Walde, wo man das Alltagstreiben der Menschen vergessen kann, bei der Schloßmühle, die ganz besonders malerisch gelegen ist — aber der Pastor kam schließlich dahinter und unsere Spaziergänge wurden eng begrenzt. Wer weiß" — fuhr sie nach längerem Schweigen fort, „ob nicht die früheren Beziehungen sich wieder anknüpfen ließen, wenn Sie mit Bernhard und Baron Horstmar bekannt würden? — ob dieser nicht — um des Friedens willen von seinem Rechte absteht? — Für uns wäre es eine Wohlthat und für Sie — ein Gewinn!"

Während Ina sich so bemühte, ihren Begleiter als unfreiwilligen Vermittler für ihre Wünsche zu gewinnen, hatten sich Beide dem Ziele ihrer Wanderung genähert. Aus dem schattigen Waldwege heraustretend, lag vor ihnen ein sonnenbestrahltes, freundliches Landschaftsbild: in seiner Mitte die

Försterwohnung, von dunklen Baumgruppen umrahmt, an wohlgepflegte Gärten sich lehnend und mit vielen Nebengebäuden ausgestattet. Bald klangen auch schon laute, fröhliche Stimmen den Ankommenden entgegen und einige Augenblicke später waren sie von einer munteren Kinderschaar umringt und von den Wirthen des Hauses mit Herzlichkeit begrüßt.

Zweites Kapitel.

Schloß Dornfeld.

„Noch lange bis Jacobi? Erwin!“ — sagte der alte Baron Horstmar zu seinem Neffen. „Wie lange noch?“ —

„— Vier Wochen, Onkel!“ —

„Was fängt man mit der Zeit an!“ sprach kopfschüttelnd der alte Herr.

„Gar nichts, Onkel!“ —

„Gar nichts! — Wie ich so alt war wie du, war ich doch ein ganz anderer Mensch, Erwin! und dein Vater auch.“ —

„Die alten Zeiten waren überhaupt anders, lieber Onkel.“ —

Der alte Herr saß zurückgelehnt auf seinem Lehnstuhl am offenen Fenster und rauchte aus einer langen Pfeife. Der junge Majoratsherr lag, die

Cigarre im Munde, auf einer Couchette; ein Tisch mit Zeitungen stand neben ihm.

— „Wie steht es mit dem Klee, Erwin? — Ist man beim Schnitte?"

„Ich glaube wohl." —

„Du könntest hinreiten, nachsehen:" —

„Nach dem Essen will ich hinreiten." —

„Auf dem Schimmel?"

„Auf dem Schimmel — Onkel!" —

Eine längere Pause trat ein. Der Onkel sah zum Fenster hinaus und rauchte — der Neffe legte seine Cigarre auf den Tisch und schloß die Augen.

— „Wieviel ist wohl die Uhr, Erwin?"

„Halb zwei — Onkel!"

— „Wo bleibt denn Lenchen heute?" — Der alte Herr stand auf und gieng ins Nebenzimmer. Erwin gähnte und nahm ein Zeitungsblatt in die Hand.

„Fräulein Lenchen!" rief der Baron vor einer Thür stehen bleibend und klopfte bescheiden an. — „Was haben wir heute zum Mittag?" —

Er horchte, aber es erfolgte keine Antwort.

„Liebes Fräulein Lenchen! — was haben wir heute zum Mittage?" —

Immer keine Antwort. Der alte Herr zuckte

die Achseln und kehrte zu seinem Lehnstuhl zurück. —

„Sie ist in ihrem Zimmer, Erwin! sagte er lächelnd, aber sie will nicht antworten." —

„Du läßt dir aber auch gar zu viel gefallen, Onkel!" —

„So? — habe ich nicht immer ein gutes Essen? Kannst du sagen, daß du einmal eine schlechte Suppe, einen schlecht bereiteten Braten in Dornfeld gegessen hast?" —

„Das ist deines Kochs Verdienst."

„Wozu soll ich untersuchen, wessen Verdienst es ist? der Koch kocht — sie ordnet Alles an und das Essen ist gut; was willst du mehr? — Du sollst sehen, daß wir heute wieder etwas Vortreffliches haben!" —

„Aber sie könnte dir doch antworten."

„Sie könnte? natürlich könnte sie — aber sie will nicht. Ein armes Mädchen ist sie — fuhr der Baron fort — alt wird sie auch. Freier wird sie nicht mehr haben; laß ihr doch die Grillen, wenn sie Vergnügen daran findet. — Sie war ein hübsches Mädchen, Erwin!" — begann der alte Herr nach einer Pause wieder; „hübsch gewachsen; einen sehr kleinen Fuß und das Haar, ich sage dir — wie reines Gold und eine Flechte — stark wie ein Tau!" —

„Von alledem ist jetzt wenig wahrzunehmen," sagte lächelnd Erwin.

„Sie ist gar nicht so übel; noch immer eine hübsche Figur — Erwin; man sieht es ihr nicht an, wie alt sie ist." —

„Deine Augen sind schwach geworden — lieber Onkel."

„Meine Augen? — denke an mich, Erwin — wenn du so alt sein wirst, wie ich. — Ich könnte noch eine Waldschnepfe aufs Korn nehmen. Der Arm ist nicht mehr sicher, aber das Auge noch scharf."

„Ich werde kein hohes Alter erreichen — das ist gewiß" — sagte Erwin langsam.

„Unsinn! — dein Großvater wurde 85 Jahr alt. Dein Vater wäre es auch geworden, wenn er sich nicht hätte todt schießen lassen; bin ich nicht rüstig? — Und Onkel Karl? — Höre, Erwin, ich gehe eine Wette ein — laß nur die Jagdzeit kommen; Onkel Karl schießt mehr zusammen, als ihr jungen Leute Alle miteinander — und zu Pferde hält er es eben so lange aus." —

Der alte Herr hielt plötzlich inne — horchte auf und winkte dann dem Neffen bedeutungsvoll zu. Eine Thür hatte sich geöffnet, eine lange hagere Gestalt, sorgfältig und jugendlich gekleidet, trat aus dem Nebenzimmer herein. Der alte Herr lächelte

vergnügt vor sich hin, während die Dame ihr Strickkörbchen auf den Tisch stellte und sich an diesem hinsetzte.

„Fräulein Lenchen!“ sagte der alte Herr — „was haben wir heute zu Mittag?“ —

„Entensuppe mit Morcheln.“

„Wunderschön! — und was noch?“

„Karpfen in Rothwein!“

„Noch besser! wird das Alles sein?“ —

»Riz à la Matte!«

„Meine Lieblingsspeise!“ rief der alte Herr aus. — „Wie Sie liebenswürdig sind, Fräulein Lenchen! aber sagen Sie mir doch, warum haben Sie mir nicht geantwortet und mich so lange in Ungewißheit gelassen, ob mir auch Alles so nach Sinne sein wird?“ —

„Ich denke, das Essen ist immer so wie Sie es wünschen“ — sagte Fräulein Lenchen, ohne aufzublicken.

„Ja, ja — Sie haben Recht. — Und gewiß haben Sie in Ihrem Gesangbuche gelesen!“ — fuhr der alte Herr mit weicher Stimme fort. „Ich schäme mich wirklich, Sie gestört zu haben. Sie sind eine gute Christin!“ —

„Ich bemühe mich, eine solche zu werden“ — sagte trocken Fräulein Lenchen.

„Recht, recht — Lenchen! Also zwischen ein und zwei Uhr, wenn Sie mit Ihrer hübschen Toilette fertig sind — dann lesen Sie — ich will es mir merken und nicht wieder an Ihre Thüre klopfen."

Fräulein Lenchen blieb stumm und nach einer Pause begann der alte Herr wieder.

„Haben Sie etwas von unserem Pastor gehört? — ob er wohl noch immer so böse über mich ist — Fräulein Lenchen?" —

„Das kann ich Ihnen nicht sagen" — erwiderte Lenchen und sah zu Erwin hinüber, indem sie mit anmuthiger Handbewegung den Faden über die Stricknadel zog.

„Erwin! was macht der Pastor?" —

„Das weiß ich nicht." —

„Bist du ihm gar nicht begegnet?" —

„Nein, Onkel!" —

„Aber der hübschen Ina doch wohl!" —

„Auch nicht!" —

„Was du doch für ein sonderbarer Mensch bist, Erwin! Als ich so alt war, wie du jetzt — wußte ich immer, wo und wie ich einem hübschen Mädchen begegnen konnte. Sagen Sie doch meinem Neffen, Fräulein Lenchen, daß er die abscheulichen Bücher liegen lassen soll, die der Doctor ihm bringt und sich lieber mehr mit dem schönen Geschlecht beschäftigen."

Fräulein Lenchen war nicht erröthet, aber sie neigte den Kopf über ihr Strickzeug, als ob sie eine längst verlorene Masche wieder in Reih und Glied zu bringen hätte.

„Was meinen Sie," fuhr der alte Herr noch immer mit weicher Stimme sprechend fort, „habe ich nicht Recht? würde ihm das nicht viel besser bekommen als sein Bücherlesen? — Ich habe ihn ja schon einmal verliebt gesehen, Fräulein Lenchen. — Ach — was war er da für ein Mensch! — Ganz anders als jetzt — Feuer und Flamme!" —

„Wirklich?" sagte Erwin. „Wann war denn das, Onkel?" —

„Nun sehen Sie Lenchen, bei Gott — er hat es vergessen, das machen die Studien. Du bist mir ein rechter Liebhaber! ein Anderer soll dir erzählen, wie und wann du verliebt gewesen!" —

„Aber ich weiß wahrhaftig nicht, was du meinst, Onkel?"

„Ein hochgestellter Mann" — begann der Baron mit erhobener Stimme — „ein Liebling unseres Monarchen, kam einmal in diese Provinz, um Anverwandte zu besuchen. — Na! weißt du jetzt?" —

„Jawohl!"

„Graf Walldorf hatte eine Tochter" — fuhr der Baron fort — „ein schönes Mädchen!" —

„Ein Wesen war sie — lieblich und schön!“ —

„Eine Rose willst du sagen“ — fiel der alte Herr seinem Neffen ins Wort.

„Nein, viel zarter, viel lieblicher als eine Rose,“ erwiderte Erwin aufstehend.

„Wo ist denn die schöne Gräfin geblieben?“ fragte Fräulein Lenchen mit unverkennbarem Interesse, während ihre Augen nicht wußten, ob sie den alten oder den jungen Herrn ansehen sollten.

„Sie ist todt, liebes Lenchen,“ erwiderte kopfschüttelnd der Baron — „schon lange unter der Erde!“ fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu. —

„Zu Staub geworden“ — sprach Erwin wie für sich und trat ans Fenster! —

„Wäre ja auch zu alt für ihn gewesen,“ fuhr der Baron fort — „sie war achtzehn — er siebzehn und überhaupt keine passende Partie für einen Majoratsherrn.“ — In diesem Augenblicke unterbrach ein eintretender Diener, der den Imbiß brachte, das Gespräch, und man begab sich zum Mittagstische.

Es war ein heller, schöner Speisesaal, groß genug, um fünfzig und mehr Gäste zur Tafel aufzunehmen, in welchem jetzt an einem runden Tische der alte Herr, sein Neffe und Fräulein Lenchen Platz nahmen. — Der Luxus des Reichthums und die Einfachheit älterer Zeit waren hier wie auch sonst im

Schlosse, in jener eigenthümlichen Weise bei einander zu finden, wie uns oft solche in der Provinz entgegentritt, wo sich der Ausdruck unabhängiger Selbstständigkeit mit jener Eitelkeit der jüngeren Generationen paart, die das Gold zur Schau trägt. — Gold und Silber, Crystall und Porzellan von großem Werthe und daneben Sessel mit verblichenem Ueberzuge, auf eigenen Webstühlen verfertigtes Tischgedeck und unscheinbares Tafelgeschirr, wie in dem einfachsten Haushalte. Der alte Herr war guter Laune, und ließ sich die vorzüglich bereiteten Speisen wohl schmecken; Erwin blieb wortkarg in seinen Antworten und Fräulein Lenchen steif und verlegen wie vordem.

Der Riz à la Matte war aufgetragen, der Baron hatte eben den ersten Löffel voll davon an den Mund geführt, als Erwin die unerwartete Frage that — „Nun, Onkel, wie wird es mit dem Pastor werden? wirst du nicht nachgeben? Es lohnt sich wahrlich nicht, zu beharren!"

„Was?" rief der alte Herr aus, ein paar feurige Augen auf seinen Neffen richtend, — „Was? ich soll nachgeben? ich? kein Haarbreit! der hochmüthige Schwarzrock will mich belehren, will mir sagen, was das Gesetz fordert und was Rechtens ist? Zu

mir — kann er in die Lehre kommen, ich will es ihm erzählen." —

„Aber lieber Onkel, für die unpassenden Reden, die er sich erlaubt, habe ich ihm ja schon Bitteres genug gesagt." —

„Noch lange nicht genug!" rief der Baron aus, „du verstehst es nicht mit solchen Leuten zu sprechen; mir gegenüber hätte er solche Reden führen sollen — ich sage dir, das wäre ihm übel bekommen." —

„Du bist wie ein Mädchen ohne Mark und Kraft", setzte er unwillig hinzu, während Erwins Wangen sich färbten. — „Er hätte es nur versuchen mögen, mit mir von seinen verletzten Rechten zu sprechen."

Der alte Herr, dem die Stirnadern stark angeschwollen waren, begann mit beängstigender Hast den Inhalt seines Tellers zu verzehren, und schien dann unentschlossen, ob er die Tafel aufheben, oder sich mit einer zweiten Auflage seiner Lieblingsspeise beruhigen sollte.

Er that letzteres — während Erwins Züge deutlich verriethen, welche Gewalt er sich anthun mußte, um eine ruhige Haltung zu bewahren. —

Endlich hatte der Baron seine Mahlzeit beendet, halb zärtlich, halb fragend blickte er jetzt auf seinen Neffen. „Ist es dir um die hübsche Ina zu thun, Erwin?" sagte er schmunzelnd. —

„Nein, Onkel," erwiderte Erwin trocken.

„Kümmere dich nicht um den alten Heuchler!" rief der Baron, die Antwort nicht beachtend, „hole dir das Mädchen — ich will ein charmanter Onkel für dich sein." —

„Aber ich denke gar nicht an sie!" unterbrach ihn Erwin mit sichtbarem Mißmuthe.

„Nun, so lasse sie auch meinethalben sitzen, und sieh dich nach einer anderen um; — Fräulein Leuchen" — fuhr er dann fort, während ein zufriedenes Lächeln in sein Gesicht zurückkehrte — „es giebt ja noch hübsche Mädchen genug im Lande, habe ich nicht Recht?" —

Der alte Herr hatte sich zurückgezogen, um seine Mittagsruhe zu halten; auch Fräulein Leuchen hatte ihr Zimmer aufgesucht. Erwin war in den Park gegangen und schritt langsam und in Gedanken versunken umher. — Bei einer alten Ulme, die mit ihrem weithinragenden Gezweig einen Ruhesitz überschattete, blieb er stehen.

Dieser Platz, am Ausgange des weiten Parks war der malerischen Aussicht wegen, die sich dem Auge bot, ein bevorzugtes Ziel des Spazierganges für alle Gäste, die das Schloß besuchten. — Hier hatte so manche poetisch angelegte Natur Genuß gefunden, hierher zog es bisweilen auch Erwin her,

wenn das Leben im Schlosse ihm unerträglich geworden. — Langgedehnte Felder, von Wiesen durchsetzt, die jetzt in üppigster Frische prangten, zogen sich hin bis zur blauen Fläche eines Landsees, der heute wie sinnend und sich sonnend dalag. — An seinen Ufern wölbte sich das Gezweig uralter Weiden zum Wasser hin, während jenseits vereinzelte mächtige Eichen himmelan sich streckten. — Weiter hinauf, als dunkles Bild vom blauen Aether eingerahmt, stand eine Tannen-gekrönte Anhöhe, an deren Fuß ein Friedhof lehnte, die Erbbegräbnißstätte der Familie Horstmar. — Rechts sodann der schlanke Thurm der Kirche von Dornfeld, und weiter von Ferne zu Ferne hin vereinzelte Gehöfte mit ihren Baumgruppen, bis zu einem langgedehnten dunkeln Streif am Horizont, gebildet durch den großen Forst der Besitzung, endlich, zur anderen Seite hin, eine im bläulichen Nebel sich verlierende unbegrenzte Fernsicht.

Wer den trüben Blick hätte beobachten können, mit welchem Erwin in diese Landschaft hineinschaute, der hätte wahrnehmen müssen, wie die Frische der Flur, das sonnige Licht, und alle die Stimmen des Lebens, die von nah und fern auf ihn eindrangen, wie Alles in flüchtigem Nebel und leerem Schall für ihn zerrann, um auf farblosem Grunde jenes falo-

monische Wort hervortreten zu lassen — „Eitel — Alles eitel!“ —

Erwin, der eben sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, war oft schon lebenssatt. Die Zukunft erschien ihm als ein in Staub zerfallendes Bild, die Gegenwart so schaal, daß er ihr zu entfliehen suchte; — die Vergangenheit war für ihn nur eine Summe von durchlebten Tagen, die ihm nichts gewährt und nichts zurückgelassen — als ein Bewußtsein, das seine Stimmung oft nur düsterer machte.

Erwin hatte seine Mutter verloren, als er das Licht der Welt erblickte; drei Jahre darauf fiel sein Vater im Duell. — Zahlreiche Verwandte zerrten mit ihrer Liebe und ihren Vorurtheilen an dem elternlosen Knaben. Alle verwöhnten ihn, alle bewunderten ihn, Alle standen auf gleichbeschränktem Standpunkt der Anschauungen; jeder von ihnen hatte aber in jene enggezogenen Begrenzungen seine eigenen besonderen Eigenthümlichkeiten hineingebürgert und benutzte jede dargebotene Gelegenheit, um diese bei der Erziehung des Kindes zur Geltung zu bringen.

Lehrer und Gouvernanten zogen ein und aus im Schloß Dornfeld; so vielen verschiedenen Menschen und deren divergirenden Ansichten und Wünschen gerecht zu werden, war eine schwere Aufgabe und

den Erziehern nicht zu verdenken, wenn sie stets nach kurzer Zeit auf eine Stellung verzichteten, der sie nicht genügen konnten. Hatte der Knabe Erwin, was öfter geschah, den Forderungen seiner Lehrer getrotzt und war recht eigenwillig den Eingebungen seiner Phantasie gefolgt, so wurden zwar Worte des Tadels laut, aber es blieb unverkennbar, daß man in seinem Verhalten eben nur einen edlen Charakterzug sehen wollte, wie er dem Sproß des alten Geschlechts der Horstmar und dem dereinstigen Erben des Majorats Dornfeld wohl anstehe. —

Saß Erwin bisweilen still und gedankenvoll da, begann Tante Hilda für seine geistige Entwickelung Besorgnisse zu hegen und lebhaftere Anregung zu empfehlen. Tante Adele warnte sofort vor Büchern und Zeichenheften und empfahl Luft und Bewegung; Tante Helene aber lachte über die Schwestern, pflegte den kleinen Träumer zu sich zu rufen und erzählte ihm mit Farbe und Lebendigkeit so wundersame Mährchen, daß sein Auge strahlte und sein Herz zu klopfen begann. — Schloß sich Erwin an diese jüngste Tante, war es den älteren nicht recht, und Tante Helene, die den Frieden liebte, meinte dann, sie wollte sich nicht mehr um diesen Jungen kümmern, sie habe mit den eigenen Kindern Sorge genug. —

Wenn Onkel Otto gegen Verzärtelung des Knaben

stritt und das System der Abhärtung pries, vertheidigte Onkel Paul die Sitte einer früheren Zeit, wo man die Kinder vom Kopf zu Fuß in Wolle gehüllt. — Onkel Karl aber hörte rauchend und schmunzelnd den Streit der Brüder an, und gab endlich laut lachend seine Meinung dahin ab, — der Junge müßte auf's Pferd gesetzt und sich selbst überlassen werden, was ihm sicherlich am besten bekäme. —

Wenn Erwin dem Onkel Karl, der unerschöpflich war in lustigen Jagdgeschichten, wie ein Schatten folgte, neckten die beiden anderen das Kind; aber so harmlos diese Neckereien auch waren — sie blieben nicht ohne Einfluß auf den empfindsamen Knaben und trieben ihn an, Zorn und auch die Wärme seines Herzens den Augen seiner Umgebung zu entziehen und mit sich allein zu verwinden. —

So wirkten Alle gemeinsam dahin, daß Erwin sich einer vorzeitigen Selbständigkeit überließ. Er lernte, wenn er wollte, unterließ jede Arbeit, wenn sie ihm lästig wurde, entlief seinen Erziehern, wenn die Ferne ihn lockte und lernte rudern, reiten und jagen, noch lange bevor ihm solches zugemuthet wurde. —

Onkel Paul war entzückt von seinem Neffen und da die Freiheit und Ungebundenheit, deren dieser

sich erfreute, seiner körperlichen Entwickelung keinen Schaden brachte, hielt der Onkel es für unnöthig, dieselben zu schmälern. —

So erreichte Erwin sein zwölftes Jahr; da begann Onkel Paul an Gymnasium und Universität zu denken. — Der fünfzehnjährige Sohn einer in dürftigen Verhältnissen lebenden Schullehrerswittwe wurde in's Schloß genommen. — Adolf Verneck hatte bereits die unteren Klassen des Gymnasiums zu M. durchgemacht, war seines Fleißes und seiner Fähigkeiten wegen bemerkt und ausgezeichnet worden, — als die Mittellosigkeit der Mutter diese zwang, den Sohn aus der Schule zurückzuziehen. — Der alte Baron hörte davon und nach kurzer Rücksprache mit Erwin's Erzieher wurde beschlossen, Adolf Verneck in's Haus zu nehmen, und ihm dort den erforderlichen Weiterunterricht zu Theil werden zu lassen; — für Erwin sollte dadurch der Nutzen erwachsen, in einem jugendlichen Schulgenossen ein Vorbild des Fleißes vor Augen zu haben. —

Onkel Paul hatte richtig gerechnet. — Nach kurzer Zeit war Erwin ein fleißiger Schüler, aber jener Zug zum Gedankenvoll-sein, den Tante Hilda durch geistige Anregung hatte verscheuchen wollen, wurde jetzt auch häufiger bemerkbar, und Onkel Paul fühlte sich geneigt, die Ansicht der Tante Adele zu theilen. —

Er suchte nunmehr für die Lernbegier seines Neffen Gegengewichte aufzufinden. — Die Anziehungen, welche Pferde, Hunde, Gewehre, selbst hübsche Frauengesichter ausüben konnten, bemühte er sich in Anwendung zu bringen, aber jene Neigung, sich in Gedanken zu versenken, wollte nicht weichen, und Onkel Paul vermochte es nicht herauszufinden, wie es um den Einfluß beschaffen war, den Adolf Verneck auf Erwin auszuüben begann. —

Erwin sah, wie jener mit Feuereifer arbeitete, er sah oft, wie dessen Augen leuchteten, wenn ihm eine Aufgabe gelungen und begann über diesen ihm neuen Zustand nachzudenken, bald hatte für seine jugendliche Phantasie der Schulgenosse eine Gloriole gewonnen. —

Diesem sechszehnjährigen Knaben war es geboten, sein Leben anderen zu weihen, diesem dürftigen Knaben war die Bestimmung geworden, dereinst Mutter und Geschwister zu schützen und zu versorgen; dieser Knabe besaß keinen Fußbreit Landes, kein Vermögen; in sich selbst sollte er die Mittel finden, seine Aufgabe zu lösen und er war freudig und guten Muthes! Erwin erröthete bei dem Gedanken, die Arbeit zu fliehen; für Adolfs Lebensaufgabe fühlte auch er sein Herz schlagen; was war aber die seinige bei

der ermüdenden Arbeit? er fand keine Antwort auf diese Frage. —

Zwei Jahre waren vorüber; mit Geldmitteln versorgt, kehrte Verneck zur Mutter zurück, um sodann den unterbrochen gewesenen Gymnasialcursus zu absolviren. — Erwin sah dem Fuhrwerk, das Adolf davontrug, lange nach und ihm, dem jungen Majoratsherrn, erschien beneidenswerth — der Sohn der dürftigen Schullehrerswittwe. Bald brachte auch Onkel Paul seinen Neffen zur Stadt, wo dieser in Gemeinschaft mit vielen Standesgenossen für die Universität vorbereitet werden sollte.

Der alte Baron war tief gerührt, als er von Erwin Abschied nahm. „Studire fleißig, mein Sohn, — werde mir nur kein Kopfhänger, Erwin, — das Haupt stets hoch getragen, mein Junge, — das ist man sich selbst und anderen schuldig und das Herz halte Dir frisch, wie einen Quell.“ — So hatte der alte Herr in abgebrochenen Sätzen gesprochen und mit nassen Augen sich von seinem Neffen getrennt. Inmitten der vielen munteren Standesgenossen, die Erwin jetzt umgaben, — übersprudelt von der indigenen Witzader, die jene strömen ließen und mit deren Hülfe es so leicht war, über jeden Ernst, wie über eine glattgefegte dunkle Eisdecke hinwegzugleiten, konnte es nicht fehlen, daß die tiefere Richtung, der

sein Ideengang sich hingegeben, in das flachere Gebiet eines herzlosen Dahinlebens abgelenkt wurde. — Aber nur zeitweilig, denn Verneck, der im Gegensatze zu Erwin und vielen Anderen, jeder Zerstreuung ferne blieb, — Verneck, der bis tief in die Nacht hinein bei spärlicher Beleuchtung an der Arbeit saß, nur das Nothdürftigste an Kleidung und Nahrung sich gönnte, um aus den ihm von Erwins Onkel gewährten Mitteln mehr noch für die Mutter erübrigen zu können, — gewann bald wieder seinen Heiligenschein.

Zum Jüngling sich entwickelnd, lernte Erwin auch in dem Staube dieses leeren Treibens, welches ihn oft schon angewidert hatte, viele ächte Goldkeime entdecken, die obwohl in der Tiefe ungeläutert ruhend, — doch schwer in's Gewicht fielen, wenn man Menschenwerth in die Waagschaale legt. Der dominirende Eindruck aber, den er aus seinem Vaterlande in die Fremde trug, war das Bild einer doppelten Bewegung. Die im Schatten der Sorge und Noth Geborenen sah er lautlos vorwärts dringen, immer neuen Boden gewinnend; und jene muntere Schaar der begünstigten Standesgenossen unaufhaltsam zurückbleiben auf den Wellen der Strömung, denen sie sich gedankenlos überließen.

Drittes Kapitel.

Bei der Schloßmühle.

Erwin war in's Schloß zurückgekehrt. Dort saß er jetzt in seinem Zimmer, den Kopf in die Hand gestützt; vor ihm auf einem Tische lag ein offener Brief; dieser war von Adolf Verneck, der ihm meldete, daß er endlich — Dank der Verwendung Erwins, beim Grafen Walldorf eine Anstellung erhalten habe, die ihn in den Stand setze, seinen Hausstand zu gründen; — daß er in Kurzem nach Dornfeld kommen werde, um seine Braut Adda Lenz heimzuführen, und der Heimath ein Lebewohl zu sagen.

Welche Frische des Glücks in diesem Brief! War nicht Verneck beneidenswerth in seinem Beamtenjoche und auf der unsicheren Scholle, welche eigene Arbeit erwirbt und behauptet? — „Wie heimathslos fühle

ich mich hier, wo Alles mein ist!" dachte Erwin. „Wie ohne Anziehung steht doch die Fremde für mich da! — Liegt dieses eigene Etwas, das mir Alles fahl erscheinen läßt, in meinem eigenen Selbst? Liegt es außerhalb? Wäre ich wohl glücklich an Verneck's Stelle? Vielleicht! — denn der Druck und Zwang der Verhältnisse ist ein sicheres Steuer — könnte mir aber — eine Frau — wie die rothwangige Adda genügen?" — Erwin schob den Brief weiter von sich mit einer Bewegung, die gleichsam diese Frage beantwortete. — Nein! sein eigenes Unbefriedigtsein war doch ein größeres Gut als Verneck's Glück!

Erwin hatte heute beschlossen, Verneck abzuwarten, und dann in das Ausland zu reisen, gleichviel wohin! In Dornfeld wollte er nicht länger bleiben, das stand fest in ihm, er mußte in andere Luft kommen, um wieder freier zu athmen, hier fühlte er sich erdrückt. Er suchte sich jetzt alle die Verpflichtungen in's Gedächtniß zurückzurufen, denen er nachkommen wollte, bevor er Dornfeld verließ und war noch damit beschäftigt, als Dr. Bernhard zu ihm hereintrat und seinen Entschluß hörte.

„Das habe ich vorausgesehen," sagte Bernhard, der offenbar sehr unangenehm überrascht war. — „Das Leben ohne Zweck und Ziel, welches Du hier führst, mußte schließlich Dir unerträglich werden." —

„Darüber werden wir uns nie verständigen," entgegnete Erwin.

„Das thut mir leid" — bemerkte Bernhard. — „Wo Du einen Beruf erblickst, sehe ich nur eitle Selbsttäuschung", begann Erwin nach einer Pause. — „Mein Einfluß auf Land und Leute im engeren Sinne des Wortes ist null — und wird es immer sein. Mein Vermögen giebt mir die Möglichkeit, Zwecke der Wohlthätigkeit zu fördern; das sind natürliche Wirkungen, die — wenn Du willst — mit meinem Leben in Verbindung stehen — es ist aber nicht mein Beruf, dafür zu leben." —

„Auch das edelste Werk wird uns nicht Liebe abgewinnen können — wenn wir nicht daran arbeiten" — entgegnete Bernhard — „daher Deine Gleichgültigkeit für die Idee; — beginne für dieselbe Deine Kräfte zu nützen, Dich an dieselbe hinzugeben — und Du wirst durch sie gefesselt werden."

„O, dieser Egoismus Deiner Philosophie," fiel Erwin lächelnd ein, — „entweder," fuhr er fort — „liebt man sich selbst in seinen Werken, oder man liebt das Werk um seines Zweckes willen. Mir fehlt der Zweck und auch die Beschränktheit, Befriedigung zu finden in eitler Selbstüberhebung." —

„Die Hand auf das Gewissen, Horstmar! — Stellst Du Dich nicht viel höher, als Deine Stan-

desgenossen in weitem Umkreise?" fragte Bernhard.

„Das gebe ich zu, aber Selbstüberhebung ist mir dennoch fern."

„Ich will es glauben, wie Du aber in geistiger Beziehung alle überragst, so sind auch Deine materielle Lage und Deine sociale Stellung die günstigsten. — Ein sehr großer Besitz ist der Deinige; Dein Name, Dein Geschlecht gehören zu den ältesten — und sind von Einfluß hier im Lande, das Alles muß Dich darauf hinweisen, auch hier einen Wirkungskreis zu suchen. Als Tourist hast Du die Welt zur Genüge angesehen, und dieses Wanderleben hat Dich nicht befriedigt; — für den Zwang eines Amtes bist Du nicht geschaffen, Deine Entwickelung, Deine Erziehung sind zu frei gewesen, um irgend welche Zügel jetzt zu dulden. — Ich wüßte für diese, wie Du bist, keine Sphäre, die so geeignet wäre, Dein reiches inneres Kapital — zum Wohle der Menschen zu verwerthen, als eben das unabhängige Leben auf Deinem Grund und Boden."

„Das klingt nach Wahrheit, ist aber keine," erwiederte Erwin ernst. — „Nimm an, ich würde nicht die Kartentische fliehen, an denen Eigennutz und Langeweile sich hier täglich sammeln; ich würde mich den Jagdvergnügungen nicht entziehen, obschon die

sich ewig wiederholenden Jagdgeschichten nebst hohlem, derbem Witz mir widerwärtig sind; ich würde nicht die Männerkreise meiden, in denen Mangel an Bildung, daraus erwachsende Rohheit der Sitten, Beschränktheit mit ihrer Ueberhebung, so gerne an's Tageslicht treten; ich würde dennoch mit meinem ganzen Sein — nur Nahrung ihrem Witze zuführen. Einen Einfluß ausüben — würde ich nimmermehr!" —

„Du hast die Schattenseiten Deiner Landsleute berührt", sagte Bernhard. — „Das sind veraltete Gebrechen, die einer durchgreifenden Umwandlung der Verhältnisse, der Zuführung eines neuen, gesunden Lebenssaftes bedürfen, um endlich zu schwinden; aber unter den jungen Leuten, die Dich hier umgeben, gibt es auch — sehr gute, — sehr edle Naturen, bei denen Saiten zu finden sind, — die einmal angeschlagen, nicht nutzlos verklingen werden".

„Du malest schon wieder mit jenem nebelhaften Colorit, das Licht und Schatten zu verschmelzen geeignet ist," — hob Erwin an. — „In diesem wunderbaren Universum, lieber Freund, sind es unwandelbare Gesetze, die der Menschheit jeden Athemzug vorschreiben — die Gesammtheit der waltenden Kräfte bedingt sie; der Gedanke, das Wollen des Einzelnen — sie gleichen den kleinen Eiskrystallen, die an Bergeshöhen zu Massen geballt, eine Zeit-

lang im Sonnenlicht erglänzen, um dann als Lawinen in das Dunkel der Abgründe zu stürzen und zu vergehen."

„Das sind Bilder der Phantasie, in denen jede Realität vernichtet wird," — bemerkte Bernhard achselzuckend. — „Du liebst es in dieser Richtung, Dich fortziehen zu lassen; — aber um auf die Wirklichkeit zurückzukommen, was sagt Dein Onkel zu Deinen Reiseplänen?" —

„Noch weiß er nicht darum und es wird mir schwer, ihm diese Mittheilung zu machen; der Alte thut mir leid, indessen, — ich fühle es, — ich werde von Tage zu Tage mehr ein unangenehmer Lebensgenosse, — es ist gut auch für ihn — daß ich gehe." —

„Dem alten Herrn wird es bitter werden, Dich zu missen," sagte Bernhard — „in zwei Jahren des Zusammenlebens hat er das Alleinsein verlernt und — es wird auch ein anderes junges Herz hier in der Nähe bluten, wenn Du wirklich fortgehst", — setzte er nach einer kleinen Pause lächelnd hinzu.

„Das wüßte ich nicht," — versetzte Erwin. „Du gabst mir einmal eine seltene Rose, die Du im Park gefunden," fuhr Bernhard fort, — „und ich sollte sie einem der jungen Mädchen im Pastorate bringen; das that ich auch, und ich glaube es

sicher, — es hat ein unerfahrenes Herz sich bereits an mehr rosige Bilder geschlossen, als Deine Rose Blätter zählte." —

„Da Du ein großer Menschenkenner bist," sagte Erwin, mit deutlicher Ironie, „hättest Du die Blume nicht Fräulein Ina geben sollen." —

„Sie, allein, — schien mir fähig, in dieser Gabe Poesie zu finden," erwiederte Bernhard mit einem Anflug von Verlegenheit — „überdem habe ich oft Gelegenheit gehabt zu sehen, daß sie Dir recht gut gefallen hat." —

„Sie ist hübsch" — bemerkte Erwin, „sie hat Verstand und ist ungewöhnlich lebendig." —

„Sie hat mehr als Verstand" fiel Bernhard ein. —

„Jedenfalls wird sie sich leichter trösten als der alte Onkel," unterbrach ihn Erwin — „umsomehr als sie mir keineswegs sentimental zu sein scheint." —

In Bernhard's Augen hatte es wie Wetterleuchten gezuckt, im nächsten Augenblick lag eine eigene Ruhe auf seinem Gesichte, als sei jede Wellenbewegung des Herzens stille geworden, und der ganze Mensch nur ein stummer, finsterer Gedanke. — Er war aufgestanden. — „Du gehst nach Hause?" fragte Erwin. —

„Nein, ich gehe zur Mühle, wo Jemand auf mich wartet." —

„Fräulein Ina vielleicht?"

„Nein, nicht Fräulein Ina; ein junger Mann, der mir ganz besonders zusagt: der Sohn eines verstorbenen Professors." —

„Was macht der hier?" fragte Erwin.

„Er ist hierhergekommen in's Pastorat, — um nach längerem Siechthum seine Gesundheit völlig zu stärken, und geht bald nach Zürich ab."

„Auch nach Zürich?" — sagte Erwin mit eigenthümlicher Betonung. —

„Ich denke," versetzte Bernhard, — „es ist der rechte Ort für Jemanden, der Etwas lernen will." —

„Das kann ich nicht bestreiten", entgegnete Erwin, „und doch, ich kann mich einer Art Wehmuth nicht erwehren, — wenn ich an die Jugend denke, — die dem Geiste, der dort waltet, das Opfer des jugendlichen Idealismus bringt." —

„Die Wissenschaft streift die tauben Blüthen ab," bemerkte Bernhard, „für den denkenden Menschen ist dieser Verlust ein Gewinn." —

„Nein," hob Erwin an, „es ist der Geist eines trostlosen Materialismus, der von den Kathedern herab mit trübem Hauche alle Krystallflächen überdeckt, die durch die Wissenschaft herangeschliffen werden, und der so viele verleitet, von dem warmen Sonnenlichte sich abzuwenden, vor der Sternenschrift

die Augen zu schließen, — um dem Bergmanne gleich, der bei spärlichem Grubenlichte nach Schätzen sucht, — der Leuchte eines trockenen Verstandes zu folgen." —

„Ich finde," nahm Bernhard das Wort, — „daß es jedenfalls eines Mannes würdiger ist, als der Mondscheinpoesie der Frauen zu huldigen, die mich an das träge, unsichere Flattern der Nachtschmetterlinge erinnert, oder an den Aufschwung der Lerche, dem stets ein Zurücksinken folgt." —

In diesem Augenblicke stürzte Fräulein Leuchen athemlos in's Zimmer. — „Herr Doctor", begann sie mit stockender Stimme, „Sie werden gesucht, — bei der Mühle ist ein Kind verunglückt — in's Wasser gestürzt — das Töchterchen des alten Doctors aus dem Pastorate — die kleine Marie." —

„Das wäre schrecklich!" rief Bernhard. —

„Sie ist herausgezogen worden" — fuhr Fräulein Leuchen fort — „aber man verlangt ärztliche Hülfe." — Bernhard eilte hinaus. —

„Nimm mein Reitpferd," — rief Erwin ihm nach. Bernhard war fort, Fräulein Leuchen hatte sich mit einer Entschuldigung zurückgezogen; — Erwin ging einige Mal durch's Zimmer, — dann nahm er seine Mütze, ging hinaus und schlug den Weg ein, der zum Schauplatz der Katastrophe führte.

Vor der Mühle auf einer der Bänke, welche unter dem Laubdache von wildem Hopfen vor der Hausthür angebracht waren, saß Ina. — Sie sah auffallend bleich aus und betrachtete ernst und gedankenvoll das schöne Reitpferd, welches Bernhard an einen Baum bei der Vortreppe angebunden hatte. Sie merkte nicht Erwin's Herankommen und fuhr mit einem leisen Aufschrei empor — als dieser plötzlich vor ihr stand. —

„Fräulein Ina, was ist hier geschehen?" fragte Erwin.

„Das Kind lebt, ist unverletzt geblieben" — erwiderte sie.

„Wie wurde es gerettet?"

„Walther Ehrhard sah von der Höhe drüben, wie Marie von jenem Stege, der an der Mühlenschlucht vorüber an dieses Ufer führt, in's Wasser fiel. Sie war uns vorausgeeilt, hatte bereits den Steg halb überschritten, als sie ausglitt. — O, es war schrecklich, wie das schäumende Wasser das Mädchen mit sich fortriß und der Schlucht zutrieb. — Ehrhard stürzte sich nach — und erreichte sie noch, ehe sie in den Strudel hinabgerissen wurde, — dort wäre sie verloren gewesen."

Erwin war sichtbar bewegt. — „Wo ist jetzt der

junge Mann, dem freudig zu Muthe sein muß?" — fragte er weiter. —

Ina erwiderte, daß Ehrhard fortgeritten, um die Kleidung zu wechseln und einen Wagen zum Fortbringen des Kindes zu holen. —

Erwin ging in's Haus. — Die kleine Marie lag, in wollene Decken gehüllt, in der sauberen Stube der Frau Müllerin; der Vater saß neben ihr, Bernhard stand am Bette. — Als Erwin einige Worte der Theilnahme an Dr. Trost richtete, erhob der Angeredete das Auge, ein Zucken der Lippen verrieth die Absicht zu sprechen, aber sie blieb erfolglos und der alte Mann neigte sich wieder über sein gerettetes Kind. — Einige Secunden war es so still im Zimmer, daß selbst das Summen der Fliegen lautlos erschien, — da nahm Bernhard das Wort — und während dieser noch erzählte von der Gefahr, in welcher das Leben der kleinen Marie geschwebt hatte, und Ehrhard's Geistesgegenwart pries, meldete schon ein heranrollender Wagen dessen Rückkehr. —

Es gibt Augenblicke, die durch ihren Gehalt die Menschen, die sie zusammen durchleben, einander nahe bringen. So war es jetzt, die Rührung und Dankbarkeit des alten Vaters, der Ausdruck der

Freude auf dem Gesicht des Kindes, als Walther sich zu ihr neigte und fragte, wie ihr jetzt zu Muthe sei, ließen Erwin's Auge feucht werden. — Er trat auch an das Bett heran und die Uebereinstimmung der Empfindungen machte bald das Fremdsein schwinden. — Dr. Trost, ein kleines Männchen mit klaren braunen Augen und ausdrucksvollem Lächeln, sprach warme, herzliche Worte des Dankes für die Theilnahme, die der junge Majoratsherr für ihn und sein Kind an den Tag legte, und Erwin und Walther sprachen mit einander, als hätten sie sich längst gekannt.

„Ich hoffe, es ist nicht das letzte Mal, daß wir uns sehen" — sagte Erwin, bevor er sich entfernte und reichte Walther die Hand. — „Es wird mich freuen — sehr freuen, wenn Sie mich besuchen, nicht wahr — Sie thun es?" —

„Sehr gern," erwiderte Walther.

Erwin war hinausgetreten — er fand Ina auf demselben Platze, wo er sie verlassen hatte, und schien betroffen zu sein durch den Ausdruck des Ernstes, der ihm in ihren Zügen begegnete. — „Fräulein Ina," begann er — nachdem er sie einen Augenblick stumm betrachtet hatte. — „Ich glaube in Ihren Augen Gedanken zu lesen, die mit dem eben Erlebten zwar in Verbindung stehen, — und dennoch

der Empfindung fremd bleiben, die jetzt hier Alles beherrscht." —

„Sie täuschen sich nicht" — erwiderte Ina, während glühendes Roth ihr Gesicht übergoß. — „Ich fragte mich," setzte sie mit unsicherer Stimme hinzu, — „ob solche Stunden eines vollkommenen Glücklichwerdens dem Menschen nichts Bleibendes zurücklassen."

„Erinnerung," sagte Erwin. —

„Erinnerung," wiederholte sie langsam. — „Es muß mehr sein, Erinnerungen wecken Sehnsucht und stillen sie nicht."

„Erinnerungen an Verlorenes — aber nicht an genossenes und gebliebenes Glück."

„Gleichviel!" versetzte Ina. — „In der Erinnerung an Gewesenes liegt immer eine Erkenntniß der Vergänglichkeit — das thut niemals wohl, nein! es muß mehr sein!"

„Und was könnte denn dieses mehr sein?" fragte lächelnd Erwin.

„Ich glaube," entgegnete Ina, „daß jene Stunden, wo Alles in uns in vollster Harmonie zusammenstimmt, auch ein Stück Sehnsucht uns aus dem Herzen reißen." —

Erwin schwieg einen Augenblick und sagte dann „Und Sie meinen, daß diese nimmer gestillte und

schwer zu definirende Sehnsucht der menschlichen Seele dann weniger mächtig wird?"

„Ich glaube, daß jede ausgefüllte Stunde des Daseins, die eine volle Befriedigung in sich schließt, Frieden geben und Versöhnung mit dem Nichtssein bringen muß. — Was ist sonst das ewige Räthsel und die ewige Wahrheit — das Leben im ernsten Sinn des Wortes," fuhr Ina mit Erregung fort, „wenn nicht ein Sehnen, das Befriedigung finden kann und soll? Und ist nicht jedes Sehnen der Menschenbrust, das ungestillt bleibt, — ein Stück Leben, welches zu jenem Ueberschuß in dem großen Haushalt der Natur gehört — der zu Nichts nütze wird?" —

Der Blick, mit dem Erwin die Sprecherin betrachtete, sprach unverkennbar Theilnahme aus — „Es wird mir schwer, Fräulein Ina," begann er zögernd, „meine Ansicht über diese Fragen der Ihrigen zur Seite zu stellen." —

„Verstehe ich Sie recht" — fiel ihm Ina in's Wort — „Sie beklagen mich, daß ich so denke, weil ich noch so jung bin." —

„Ich muß es zugeben," erwiderte Erwin. —

„Meine Existenz," hob Ina langsam an, während ihr Auge an dem seinigen hing, — „gehörte ja doch in jenen Ueberschuß, der zu Nichts nütze ist.

Das ist ein Fluch, den ich mit Vielen theile; — man fühlt die Seele ringen, das Herz sich bäumen gegen diesen Schicksalspruch, — man wird nicht müde, zu fragen: „Warum?“ — und man muß reif werden vor der Zeit.“ —

„Gewiß ein philosophisches Thema,“ sagte Bernhard, der eben vor die Thüre trat. —

„Für meinen Beruf bedarf ich der Philosophie noch weit mehr — als Sie, Herr Doctor, für den Ihrigen,“ gab Ina schnell zur Antwort. —

— — — — — — — — —

Viertes Kapitel.

Am Friedhof.

Monate waren vergangen. — Es ist bereits Herbst geworden. —

Der Himmel ist grau, die letzten nebelgetränkten Blätter fallen zur Erde; Baum und Busch mit dem scharf sich zeichnenden Gezweig, stehen starr und leblos unter schwerer Wolkendecke, und in der feucht-warmen Luft klingt es und schallt es, wie wenn es Frühling wird. Aber diese Laute verhallen eigenthümlich ernst, als ziehe sie ein Hauch zur Erde nieder; es sind die Stimmen des absterbenden Lebens in Wald und Flur. —

Der alte Baron Horstmar sitzt am Fenster, die lange Pfeife hält er in der Hand und sieht hinaus, so ernst, als hätte er Scherz und muntere Laune längst vergessen.

Er sieht unverwandt in die Tiefe des Schloßhofes hinab; dort stehen mehrere Leute, andere gehen hin und her; eben führt ein lachender Stallknecht beschirrte Pferde heraus, ein anderer ist um den Wagen beschäftigt, der vor dem Stallgebäude steht. Jetzt kommt Erwin's Diener hastig herbeigelaufen; er scheint eine Bestellung gemacht zu haben, und eilt dann wieder fort. —

Der alte Herr fährt mit der freien Hand über die Stirn und die buschigen Brauen; es sind ernste Bilder gewesen, die er im Geiste geschaut, und jetzt ist es nicht mehr an der Zeit, sie länger zu betrachten. — Er macht eine Bewegung, als ob er die Pfeife an den Mund führen will, aber die Hand sinkt zurück und stützt sich wieder auf die Lehne seines Sessels. Plötzlich richtet er den zusammengesunkenen Oberkörper auf und sieht mit scharfen Augen hinaus. Der Kutscher hat seinen Sitz bestiegen, die Peitsche knallt und die Pferde ziehen an. Jetzt stellt der Baron, ruhig und ohne Hast die Pfeife in die Ecke des Fensters, lehnt sich ganz zurück und beide Hände ineinander legend, wendet er das klare Auge der Thür zu. Bald werden auch rasche Schritte hörbar und Erwin tritt herein. —

„Es bleibt also dabei, Du reisest?" spricht der alte Herr.

„Ja, lieber Onkel — und ehe die Schlittenbahn wieder eintritt, bin ich wieder hier.“ —

„Du sagst es wohl, — willst es auch vielleicht; — aber es kann doch kommen, daß die Lerchen wieder singen und — Du noch nicht hier bist.“

„Gewiß, lieber Onkel — ich kehre bald zurück — was sollte ich dort?“ —

„Nun höre, Erwin — mir zu Liebe, denke daran; eine hübsche Frau — die fehlt im Schlosse. — Ich sage Dir, eine hübsche, junge Frau — macht ein Haus zum Elysium; Du wirst ein ganz anderer Mensch werden, und daran denken, daß ich recht habe.“ Der Baron schaute tief athemholend hinunter, wo die Pferde unruhig den Boden stampften, auch Erwin athmet tief auf, er scheint sprechen zu wollen, aber — er schweigt.

„Höre, Erwin,“ beginnt der alte Herr wieder mit einer gewissen Anstrengung, um den vollen Klang für seine Stimme zu gewinnen. — „Der graue Herbst, die dunkle, trübe Luft bringen auch dunkle Gedanken, und so geht es heute mir. — Ich bin ein alter, alter Mann, habe lange gelebt, — wie leicht könnte es kommen, daß die Brust — sich so recht weit ausdehnt — zum letzten Mal — und dann wäre es aus.“ —

„Aber, lieber Onkel“ — fiel Erwin ein.

„Nein, nein — unterbrich mich nicht“ — fuhr der alte Herr fort — „die muntern Thiere, die da unten jetzt, mit den Hufen scharren und Dich wie der Wind forttragen werden — sie könnten gar bald, mit langsamem Schritte — den alten Onkel fortführen, dorthin — wo ich hoffentlich ruhig — ohne böse Träume schlafen werde — denn, bei Gott! ich habe nur das Gute gewollt.“

„Ich bitte Dich — lieber Onkel — sprich nicht so“ — unterbrach ihn wieder Erwin. —

„Laß mich nur ganz ausreden,“ sagte der Baron mit erhobener Stimme. — „Wenn Du dann ganz allein zurückkehrst, und im Schlosse nur das alte Fräulein Lenchen vorfindest, — dann — wahrhaftig — mir ist so zu Muthe, als ob ich — im Grabe — und selbst bei dem alten Herrn — dort oben, keine Ruhe haben könnte, — darum — Erwin — eine hübsche, junge Frau!“ —

Während der alte Mann dieses Schlußwort — mühsam hervorbrachte, — versuchte er zu lächeln, aber es sah mehr nach hervorbrechenden Thränen aus. Er machte einen verzweifelten Versuch, das Lächeln zu behaupten; die Adern auf dem von Haar entblößten Scheitel und Schläfen traten hervor, als ob sie bersten wollten — und er fügte hinzu — „Sie bringt Licht in Dein Leben, Erwin — und —

Du wirst — die bösen Grillen los werden." — Da versagte die Stimme, der alte Herr neigte den Kopf — und ein paar große Thränen fielen auf seine Hände. — Unten stampfen die Pferde hörbar den Boden, die Peitsche knallt wieder, um sie zur Ruhe zu zwingen. —

„Ist es Zeit, Erwin?" fragte der Baron, das Haupt erhebend, und mit kräftiger Stimme.

„Ich glaube" — erwiederte leise Erwin. —

Der alte Herr öffnet weit seine Arme und dehnt die Brust aus, als gälte es diesen letzten Athemzug, an den er gedacht. Erwin birgt die feuchtgewordenen Augen an seinem Halse. —

„Lebe wohl Erwin! Gott mit Dir!" —

„Auf Wiedersehen, Onkel!" —

Wieder schallen rasche Schritte durch die stillen Gemächer des Schlosses, — sie verhallen — und dann wird es laut unten im Hofe. — Der Wagenschlag fällt zu — der Wagen rollt.

Der Baron sieht nicht hinaus — er sitzt so ruhig da — mit gesenkten Augen, als sei es dort draußen eben so regungslos, wie um ihn her — im stillen Raum. Ihm ist — als sei ein bleierner Vorhang zwischen ihm und jener grauen Landschaft jetzt gefallen. —

Die Leute, die den Wagen umringt hatten, sind

wieder ihrer Wege gegangen, und es ist wirklich so still draußen geworden wie am Fenster, wo der alte Herr sitzt — und jetzt nach seiner Pfeife greift. — Er legt Feuer daran, und führt sie an den Mund, bläst aber so gewaltig hinein, daß ein dicker Qualm emporsteigt, die Adern um Stirn und Schläfen und um die schwimmenden Augen dringen wieder an, und das alte Gesicht ist auffallend roth und gespannt. — Allmählig werden aber die Rauchwolken dünner, sie steigen bald gleichmäßig in leichten Wölkchen auf und zerfließen im stillen Gemach, ganz wie es sonst zu sein pflegte, wenn der Baron gemüthlich plaudernd oder auch schweigend mit seiner Pfeife an dieser Stelle saß. —

„Fräulein Lenchen" ruft jetzt der alte Herr mit lauter, klangvoller Stimme. Dieses Mal erscheint Fräulein Lenchen, als habe sie lange auf diesen Ruf gewartet.

„Fräulein Lenchen, was haben wir heute zu Mittag?" —

»Soupe à la Reine.« —

„Wunderschön! Was noch?"

„Ein Birkhuhn mit Trüffeln!" —

„Prächtig — und was kommt dann, Fräulein Lenchen?" —

„Ein Auflauf von Aepfeln!" —

„Sie sind ein seltenes Mädchen — Lenchen! — Sie haben wohl daran gedacht — den alten Onkel zu trösten? — lauter Lieblingsspeisen." —

Das hagere Fräulein Lenchen wird über und über roth, wie ein junges Mädchen, und das Lächeln ist wirklich anmuthig, mit dem sie antwortet. — „Ich hoffe — es wird Ihnen recht gut munden." —

„Es wird mir gewiß munden, liebes Lenchen, und Ihnen doch auch?" — Der alte Herr lächelt wieder wie sonst. — „Ja," fährt er fort, „Wir müssen wieder zu zwei bei Tische sitzen." —

„Baron Erwin kommt bald wieder" — meinte Fräulein Lenchen.

„Ja, ja" — entgegnete schnell der alte Herr — „aber bis dahin! nun" — fügte er hinzu — „Wir wollen nicht klagen, ist er doch mir zu Liebe länger geblieben, als ihm recht gewesen, und den Bernhard werden wir uns häufig holen und den Pastor auch, — den Pastor, Lenchen!" —

Fräulein Lenchen machte ein sehr verwundertes Gesicht.

„Mein voller Ernst — liebes Lenchen — ich wurde einmal recht ärgerlich über Erwin — wissen Sie noch? — als er mir vorschlug nachzugeben, jetzt will ich ihm diesen Gefallen thun, obgleich er

nie mehr darauf zurückgekommen. Auf Ehre, nie mehr, — der Volrad ist ein unverschämter Mensch gewesen," fährt der Baron fort — „er ist schlau wie ein Jude und dabei hochmüthig und streitsüchtig — aber — Gott mit ihm! ich will ihm die häßlichen Züge nicht nachtragen, — mag er sein Vieh weiden, wo er will, und sein Holz schlagen, wie es ihm beliebt, — Gott mit ihm!" —

Während der alte Herr sich wieder in gewohnter Weise mit Fräulein Lenchen unterhält, rollt Erwin's Wagen immer weiter, am Park vorüber, den See entlang; jetzt biegt er um die Mauer des Friedhofs, um auf die Anhöhe zu kommen. — An einer Stelle, wo dicht gepflanzte Sträucher das eiserne Gitter verdecken, lehnt Ina mit todtbleichem Antlitz: die tief schwarzen Augen sind unverwandt auf die Biegung des Weges gerichtet, — und der Marmor, auf den sie sich stützt — ist nicht regungsloser als ihr Blick. — Erwin lehnt im Wagen — die Wachsleinmütze tief auf die Stirn gedrückt, er hat noch kein Mal hinausgesehen, und auch jetzt, wo er an den Gräbern seiner Ahnen vorüberfährt, wird kein Gedanke in ihm wach, der ihn das Auge aufschlagen ließe. Ein leicht übergeworfener Mantel läßt seine Gestalt und Stellung deutlich unterscheiden, die eine Hand ruht halb verdeckt auf seinem Knie, die andere stützt den

Kopf. — Ina sieht diese schmale Hand mit dem hellbraunen Handschuh, dem großen Wappenknopf am schneeweißen Leinen. — Er ist vorüber, — einen Augenblick starren die schwarzen Augen ihm nach, — und dann zieht über die Gräber ein Laut hin, — wie er wohl oftmals an dieser Stätte erklungen, ein Aufschrei des Herzens, — und Ina birgt das Gesicht in ihre Hände.

Jetzt öffnete sich die Pforte des Friedhofs und Dr. Bernhard trat ein; mit schnellem Blicke überschaute er denselben, und lenkte seine Schritte auf die Stelle hin, wo Ina noch immer unbeweglich stand. Er hatte sie erreicht, eine Weile betrachtete er sie schweigend — und sagte dann: — „Jener Mann, Fräulein Ina, ist nicht einer Ihrer Thränen werth! — Kein edles Metall — Fräulein Ina — nicht Gold — und nicht Silber — nicht einmal gutes Eisen — aus dem sich etwas schmieden ließe! — Reiner Goldschaum." —

Kaum war dieses letzte Wort über seine Lippen gekommen, als, einem plötzlich zuckenden Blitze gleich, ein Blick ihn getroffen, — der ihm alles Blut in die Wangen getrieben, und ihn vom Kopf bis zur Sohle erschüttert hat. —

„Wagen Sie es nicht mehr — über ihn zu sprechen" — sagte Ina — „Nie mehr!"

Bernhard starrte sie an, verwirrt und bebend, die schwarzen Augen, die noch immer glühend auf ihm ruhten, hatten ihn — zu Erwins Füßen in den Staub gestürzt, er fühlte sich verachtet — er fühlte — daß die Arbeit, die Pflichttreue, die Selbstverläugnung seines Lebens, die ihn vor diesen Augen auf schwindelnde Höhe erhoben hatten — jetzt nichts mehr wogen. — Eine untergeordnete Existenz, — stand er da vor diesem Mädchen, während jener Mann, der weder Arbeit, noch Pflichttreue, noch Selbstverläugnung kannte — für sie — wie ein in Gold gefaßter Edelstein strahlte, — obwohl ihr Herz sich an demselben wund gerissen hatte.

Bernhard wandte sich um und ging, sie schaute dem Fortgehenden nicht nach, verdeckte wieder ihr Gesicht, stützte sich auf den kalten Stein und blieb lange in dieser Stellung — dann klang ein anhaltendes Schluchzen, von der feuchten Luft getragen, weithin über den Friedhof — und dann wurde es wieder still. — Ina schaute um sich — und auf die Gräber hin — eine letzte Thräne glitt langsam wie erstarrend über ihre Wangen und mit leblosem Antlitz verließ sie die Stätte der Todten.

Fünftes Kapitel.

Auf Reisen.

Der Postzug aus R. ist eben in D. angekommen und eine bunte Menschenmenge ergießt sich auf den Perron, der zum Wartesaale führt. — Unter den ersten, die hereintreten, befindet sich Erwin. Er läßt sich nachlässig auf eines der Sophas nieder, die längs den Wänden stehen und sieht mit gleichgültigem, müdem Blick auf die nachströmenden Reisenden.

Es war ein ungewöhnlich langer Zug gewesen und in einigen Minuten sind an der gedeckten langen Tafel alle Plätze eingenommen. — An einen Seitentisch setzen sich zwei Damen und ein alter Herr. Dieser trug einen Militairrock, war klein und breitschultrig, sein kurz geschorenes Haar silberweiß, seine Haltung aber ungewöhnlich stramm. — Er hatte

dem herbeigerufenen Kellner eben eine Bestellung gemacht, als die ältere der beiden Damen sich zu ihm neigte. — „General! ist Ihnen der junge Mann bekannt, der uns gerade gegenüber sitzt?“ — fragte sie. — Der Angeredete wandte sich um und stutzte; dann zog er die buschigen Brauen eng zusammen und die kleinen Augen blickten so scharf zu Erwin hinüber, als gälte es mindestens einen Ueberläufer zu erkennen oder eine feindliche Position zu entdecken. —

„O, das ist ja Baron Horstmar!“ sagte er dann überrascht. „Ein gefährlicher junger Mann, Fräulein Martha,“ fuhr er lächelnd und mit dem Kopfe schüttelnd fort, indem er sich an die junge Dame wandte. „Schön, liebenswürdig und ein reicher Majoratsherr!“ —

„Ob er sich unter den Mitreisenden befunden?“ fragte wieder die ältere Dame, während Fräulein Martha mit dem Ausdruck vollster Unbefangenheit dem alten Herrn lächelnd in die Augen schaute. —

„Das werde ich Ihnen gleich sagen,“ erwiederte dieser und schritt nach der gegenüber liegenden Seite des Saales auf Erwin zu. Nach wenigen Augenblicken kehrte er von diesem gefolgt zurück.

„Erlauben Excellenz, daß ich Ihnen den Baron Horstmar vorstelle“ — begann der General.

„Frau von Halleck, Fräulein von Halleck!“

„Baron Horstmar fährt gleichfalls nach P.,“ fuhr er fort. — „Er ist kein Raucher und bittet um die Erlaubniß in unserm Coupé Platz zu nehmen.“

„Es kann uns nur sehr angenehm sein,“ entgegnete Frau von Halleck.

„Aber sagen Sie mir, mein junger Freund,“ hob der alte Herr an, indem er sich wieder setzte, — „wo haben Sie denn gesteckt, daß ich Sie erst hier zu sehen bekomme?“

„Ich habe geschlafen,“ gab Erwin zur Antwort.

„Wer viel gereist ist — wird der Eisenbahnfahrten leicht müde,“ meinte Frau von Halleck.

„Nicht das, gnädige Frau,“ erwiederte Erwin, „Ich schlief, um einem schwatzenden und sehr arroganten Landsmanne das Vergnügen nicht zu gönnen, in mir einen Zuhörer mehr zu haben.“

„Da erkenne ich Sie wieder,“ lachte der General — „Noch immer derselbe.“

„Gewiß, immer derselbe,“ sagte Erwin, mit einem gewissen Selbstgefühl. —

Martha hatte mit einem Ausdruck von Ueberraschung und Wohlgefallen zu Erwin hinaufgesehen und erröthend senkte sie jetzt ihre lichtbraunen Augen, während ihre Mutter den eben empfangenen

Eindruck in einem langen Blicke verschwimmen ließ, welcher über den ganzen Saal streifend, gleichsam den Arroganten suchte, der das Mißfallen des Majoratsherrn erregt hatte. —

„Ein Glas guten Sherry, Fräulein von Halleck," sagte der alte Herr. — „Auf Reisen muß man Ausnahmen machen, wir haben noch achtzehn Stunden Fahrt, die Kräfte müssen unterstützt werden." — Während der alte Mann einlud und scherzend mit dem jungen Mädchen beschäftigt war, wandte sich Frau von Halleck zu Erwin mit der Frage, ob er sich lange in der Residenz aufzuhalten gedenke. —

Erwin erwiederte, daß es noch unbestimmt sei, — worauf Frau von Halleck ihm mittheilte, daß sie in der Hauptstadt seit ihrer Kindheit nicht wieder gewesen, durch Geschäfte zu dieser Reise gezwungen werde und vor Eintritt des Winters in's Ausland zu gehen hoffe.

Ein langer Pfiff der Locomotive, das Dröhnen des herankommenden Zuges, die Stimme des Schaffners, der die Richtungsstationen ausrief, und wieder entstand im Wartesaal die wirre Bewegung, zu der jeder Einzelne, an sich und Andere denkend, beiträgt. —

„Bitte mir zu folgen," sprach der General,

seine Reisetasche zurechtziehend und eine martialische Haltung annehmend, die weder durch die etwas ängstliche Haltung seiner Damen, noch durch die ihn rechts und links drängenden Passagiere von ihrem Ernste und ihrer Würde einbüßte.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. — Frau von Halleck und ihre Tochter saßen nebeneinander, — ihnen schräge gegenüber Erwin und der General. — Reiseermüdung und etwas Sherry hatten den alten Herrn etwas matt und schläfrig werden lassen. — Mit sichtbarem Wohlgefallen lehnte er sich bald zurück und Martha schien zu beobachten, wie sein Haupt immer schwerer auf die Brust herabsank — und schien den Schlummernden besorglich zu bewachen. — Ihre Mutter sprach mit Erwin, aber die angeknüpften Unterhaltungen rissen wie abgenutzte Fäden wieder ab und derweilen Frau von Halleck einen neuen zu finden sich bemühte, schaute Erwin Martha an. —

Bei einer Haltestelle richtete sich die zusammengesunkene Gestalt des Generals wieder auf, er sah etwas verblüfft um sich, und sagte dann lächelnd und sein kurzes Haar vom Scheitel zur Stirn streichend: — „Das Alter ist ein schlimmes Ding, Fräulein Martha, ich hätte Sie viel lieber angesehen, als mit festen Augen vor Ihnen dazusitzen, aber die

siebzig Jahre, ja freilich, die müssen ihr Recht behaupten, — und — ich will wetten, Sie haben sich gefreut, daß ich so rasch eingeschlummert bin, — Nun — die Wahrheit, ja oder nein?" —

„Gewiß, General, hat mich für Sie die kleine Erholung sehr gefreut." —

„Danke, danke Ihnen, Fräulein Martha! — Aber sagen Sie mir doch, mein junger Freund," fuhr der alte Herr fort, sein gutmüthiges Gesicht wieder in ernste Falten legend und zu Erwin sich wendend — „Was gedenken Sie eigentlich in der Residenz zu thun?"

„Vor Allem will ich einen Freund aufsuchen," sagte Erwin. —

„O! einen Freund aufsuchen; alle Achtung, das werde ich auch thun, sobald ich meine Damen in das Hôtel gebracht habe." —

„Sie meinen wohl den Grafen Walldorf, lieber Friesen," sagte Frau von Halleck. —

„Versteht sich! und wem gilt Ihr Besuch? lieber Baron?"

„Mein Freund ist kein so vornehmer Mann," erwiederte Erwin mit leichten Achselzucken. — „Ein schlichter, ganz armer Mann — ein angehender Justizbeamter." —

„Also vom Literatenstande, wie wir in unserer Provinz sagen!“ rief Friesen aus.

„Ganz richtig!“ —

„Nun, der alte Krieg bricht wieder aus, lieber Horstmar, freilich — Sie sagten ja schon, daß Sie ganz derselbe geblieben, — ich auch, mein junger Freund, und darum sage ich Ihnen, füllen Sie nicht das große Arsenal der Adelsfeindschaft mit Ihrer Aufrichtigkeit; da wird jedes Wort zu einer Waffe bearbeitet, die gegen Alle brauchbar ist.“ — Erwin lächelte. — „Ja, ja! junger Mann, auch bei Ihrem Freunde wird ein Tröpfchen Aristokratenhaß nicht fehlen, darum warne ich zur Vorsicht.“

„Sie thun meinem Freunde Unrecht, General“ — nahm jetzt Erwin das Wort. — „Er ist mein Schulgenosse und ich wüßte unter meinen Landsleuten keinen jetzt zu nennen, der mehr Achtung und mehr Vertrauen verdiente, als er.“ —

„Nun, das ist kein Compliment für den Adel Ihrer Provinz!“ sagte Friesen schmunzelnd. —

„Eine traurige Wahrheit,“ bemerkte Erwin. —

„Nein — keine Wahrheit, lieber Horstmar, — freilich — die Herren vom studirten Bürgerstande haben bei uns Vieles voraus, aber nur das nicht, was uns Vertrauen abgewinnen könnte; — das Arbeiten verstehen sie besser, aber — ein mächtiger

Hebel dabei ist eben der Haß, den sie im Herzen tragen. — Geben Sie ihnen die Ahnen und Majorate, die sie bespötteln und die Mehrzahl macht es nicht besser, als die meisten Ihrer Landsleute." —

„Das ist auch ganz meine Ansicht, lieber Friesen," sagte Frau von Halleck. — „Ein Ergebniß der Erfahrung," fügte sie lächelnd zu Erwin gewendet hinzu. —

Erwin's Augen waren auf Martha gerichtet und als hätte er eine Ermuthigung in ihren Zügen gefunden, hob er an mit zunehmender Lebendigkeit. — „Vergebung, gnädige Frau, wenn ich zu widersprechen wage. — Das Gesetz der Entwicklung ist das beherrschende Gesetz alles Lebendigen auf Erden; wo Fortentwicklung aufhört, muß das Werk der Auflösung beginnen: das ist das Stadium, bei welchem wir angekommen sind, und — wir werden — gewiß — nicht darum beneidet." —

„Glauben Sie mir," rief Friesen ungeduldig, „Neid und Mißgunst spitzen dennoch ihre Federn, machen sie zu Maulwürfen auf dem Acker der Wissenschaft, und während sie nach Kenntnissen ringen, bleiben sie sich bewußt — daß sie gleichzeitig eine Grube für ihre Freunde graben, — das ist es, was mich ärgert und das thun auch die Rücksichtslosesten unter uns nicht." —

„Ich bin durchaus nicht blind für den Adelshaß, der hier im Lande im steten Zunehmen begriffen ist" — entgegnete Erwin — „aber ich erkenne in dieser Erscheinung das Ergebniß der Zustände, die Menschenwürde und Menschenrechte verletzen müssen. — Würde der Adel anders sein und anders gewesen sein" —

„Dann meinen Sie, die Feindseligkeit wäre nicht da? Fehlschuß, lieber Horstmar! — Diese Herren würden dann weniger Oberwasser haben, aber die größere Achtung, die sie dem Adel dann schuldig wären, würde sie vielleicht nur noch bitterer machen. Freilich jetzt erleichtert der Adel ihre Aufgabe, er liefert Stoff zu ihren böswilligen Schriften; das sollte man einsehen und vermeiden, — aber, bei Ihnen zumal, wer sollte Zeit haben, daran auch nur zu denken? Dreiviertel des Jahres Jagdzeit! Kartentische das ganze Jahr an der Tagesordnung! und — dann — die Witzader, die unaufhaltsam fortsprudelt und jeden Ernst immer ferne hält! — habe ich nicht Recht, junger Mann?"

„Vollkommen — und derweile drängen auf dem Wege eines rastlosen Fortschrittes die Bürgerlichen immer weiter vor und ich kann ihnen die Geringschätzung durchaus nicht verdenken, mit welcher sie oft auf uns herabsehen." —

„Ich auch nicht," — sagte Friesen — und neigte sein Haupt. — „Diese Fortschrittsmänner dünken sich so erhaben, daß sie auf das Höchste — und Beste — mit Geringschätzung herabsehen — wie dürften wir uns beklagen? Aber sehen Sie, junger Freund, nehmen Sie unsern Fortschrittsmännern diesen Neid, der uns, Gott sei gelobt! bei allen unsern Fehlern fern bleibt, nehmen Sie ihnen diesen Zug der Selbstverherrlichung — und neun Zehntel alles Wissens, das heut zu Tage viel Schlimmes anrichtet, würde im Dienste des Christenthums stehen. — Der Fortschritt! ja freilich — das ist ein Gesetz Gottes — aber das Gift, welches der Fortschritt entwickelt — das liefern die Herzen unserer sogenannten „„Literaten,"" weil sie nur halbe, höchstens Drei-Viertel-Herzen sind." —

Diese Schlußworte des in Eifer gerathenen Generals brachten ein Lächeln der Befriedigung auf das Gesicht von Frau von Halleck — aber es lag etwas sehr Hartes in diesem Lächeln. — Von Erwin's Lippen schien jede Erwiederung wie hinweggenommen zu sein — und es flammte in seinem Auge, in seinen Zügen auf. —

Friesen merkte es nicht, — auch nicht das dunkle Roth auf Martha's Wangen. — „Sie werden mir schon einmal Recht geben, Horstmar" — fuhr er

fort — „Christlicher Sinn, Menschenliebe, die nicht nach Stand und Würden fragen, und wahrlich etwas sehr Großes sind — sie verlangen ein ganzes Herz und passen hinein — wenn es auch unrein darin aussieht. — In dem „„Literaten““-Herzen ist aber ein ganzer Winkel festgebaut, da sitzt der Adelshaß — und wenn es sonst, für Frau und Kind, für Freunde und Gleichgestellte, warm und schön darin sein kann, — die allgemeine Liebe paßt doch nicht mehr hinein.“ —

Der harte Ausdruck auf den Zügen der Mutter, der Glanz einer Thräne im Auge der Tochter waren noch da — als der alte Herr seine Rede schließend, Fräulein Martha fragend ansah. —

„Nun“ — sagte er jetzt — „Sie sind mit mir unzufrieden?“ —

— „Unzufrieden? Nein, General.“ —

— „Aber Sie finden — ich habe Unrecht.“ —

„Ich glaube“ — erwiederte Martha, mit einer Stimme, die Erregung verrieth — „daß — wo es sich um das Thun und Treiben der Menschen handelt — man mit einem allgemeinen Urtheil Vielen ungerecht wird, — und nur Vorurtheile begründet.“ —

„Martha ist stets auf der Seite des Angeklagten,“ fiel Frau von Halleck ein.

„Nein — Excellenz" — unterbrach sie der alte Herr. — „Wie sagten Sie, Fräulein Martha? ich glaube, es war ganz richtig. — Wie war es?" —

Das junge Mädchen wiederholte ihre Worte, fest, deutlich, aber mit vibrirender Stimme. — Friesen neigte den Kopf, als sage er sich dieselben noch einmal vor. —

„Der Begriff der Allgemeinheit schließt die Ausnahme nicht aus," sagte Frau von Halleck.

„Ja, ja" begann Friesen, den Kopf wieder erhebend; — „Ich habe siebzig Jahre voll und Sie, Fräulein Martha?"

„Ich, neunzehn." —

„So — neunzehn von siebzig herunter bleiben ein und fünfzig — also wie viel mehr Jahre habe ich unter Menschen gelebt — und wahrhaftig, immer habe ich die Herren vom Literatenstande *) gefunden, wie ich gesagt. Ihnen — sind aber bessere unter die Augen gekommen — und denen gegenüber be-

*) Wir erinnern, daß hier, wie überhaupt in diesem Roman, nicht der Schriftstellerstand unter dem „Literatenstande" gemeint ist, sondern, der kurländischen Terminologie entsprechend, die Gesammtheit der Nichtadeligen, welche studirt haben, und zwar im Gegensatze zur provinziellen Aristokratie.

kenne ich mich schuldig, dem Pastor von Lilienthal zu allererst — nicht wahr, Fräulein Martha?"

„Ja, General — er war meines Vaters Freund und ein Mann, der gewiß keinen Adelshaß fühlte." —

„Das will ich glauben, wenn Sie es mir sagen." —

„Ein kinderloser Greis, der nur für seinen Beruf lebte," versetzte Frau von Halleck zu Erwin gewendet.

„Nun — und dem Doctor in Lilienthal? dem habe ich wohl auch Unrecht gethan?" fuhr Friesen lächelnd fort. —

„Auch dem — General! — Dr. Trost war ein Freund der Armen wie der Reichen und hat gewiß ein ganzes — und ein großes Herz." —

„Haben Sie ihm wirklich so tief in's Herz schauen können?" fragte kopfschüttelnd der alte Herr. —

„Gewiß!" erwiederte Martha — „Ich bin oft in seinem Hause gewesen — und habe Gelegenheit gehabt, ihn zu bewundern."

„Ein alter Sonderling, der bei seiner Schwester lebte," ergänzte Frau von Halleck, abermals mit einem Blicke auf Erwin. — „Als er sich plötzlich zu heirathen entschloß," fuhr sie zur Tochter gewendet fort — „warst Du ja noch ein ganzes Kind, Martha!" —

„Gleichviel, Mama, aber die Erinnerung an ihn ist mir geblieben" — entgegnete Martha — „und die Eindrücke, die ich als Kind von ihm empfangen habe, geben mir die Ueberzeugung, die ich eben ausgesprochen, und" —

— „Und die ich Ihnen nicht streitig mache," nahm Friesen das Wort. — „Gewiß nicht — Fräulein Martha! — Die Eindrücke, die wir als Kinder empfangen — sind von Bedeutung für das Leben und danke ein Jeder Gott, wenn er besserer sich zu erfreuen vermag!" — Der alte Herr hatte diese letzten Worte mit tiefem Ernste gesprochen und Erwin, der während des ganzen Gesprächs Martha beobachtet hatte, sah wieder eine Thräne in ihrem Auge. —

„Wie wahr das ist," sagte er jetzt langsam, „beweist sich schon dadurch, daß die Sehnsucht nach jenen Blüthen der Kinderjahre uns eigen ist — auch wenn wir sie nicht gekannt haben." —

Martha sah überrascht den Sprecher an, es lag etwas Schwermüthiges in seinen Zügen und vergeistigte den Ausdruck seines edlen Gesichts. —

„Eindrücke, die mir Bewunderung eingeflößt," fuhr Erwin fort, — wie angeregt durch den Blick, der sich ihm zugewendet, — „Eindrücke, die mich gefesselt hätten, als keimende Erkenntniß des Wahren

und Schönen — sind mir fremd geblieben; die Menschen — die mich umgaben — haben mir solche nicht geboten, — wohl die Natur; — aber das Kind fühlt sich beängstigt, wenn es das Großartige jener Eindrücke wahrnimmt — und sehnt sich nach den Menschen — um die Ahnung des Dunkels zu vergessen, welches nicht zu schauen, — der Vorzug seiner Jahre ist." — Erwin hatte zu Martha gesprochen, — und fragte jetzt, ob sie niemals diese Scheu empfunden habe. —

„O gewiß! sehr oft!" erwiederte sie.

„In späteren Tagen werden wir dagegen durch Natureindrücke mächtig gefesselt," begann Erwin von Neuem, „und wir finden in ihnen einen Grundton, der einen Klagelaut in unsern Herzen weckt." —

„Nicht immer! — nicht immer!" sagte Martha.

„Immer" — wiederholte Erwin lächelnd — „Ich meine — wenn wir sie ganz auf uns einwirken lassen — und die Gedankenkette nicht durchreißen, die sie in uns zu bilden begonnen haben. — Die Bewegung des Meeres — wenn dieses sanft die ewige Frische seiner Tiefen der Düne zuträgt und das Toben der Brandung, das leise Rauschen der Wipfel, und das weithin den Forst durchhallende Krachen des brechenden Baumes, — die Flucht der Wolken — und der im Aether gefesselte Lichtschein

der Sterne, das Geheimniß des Pflanzenlebens, das mit tausendfältiger Abstufung in Farbe und Gestalt die Erde überzieht, — das sind Alles Pinselstriche eines Gedankens, der aus den Sphären des Lichts in eine schwarze Finsterniß hineinwächst, und die Gewalt der Eindrücke liegt eben in dem Einklang der Erscheinungen. — Der Mensch fühlt sich erdrückt — durch die Unendlichkeit in der Endlichkeit; er fühlt, wie seine Sehnsucht hinausdringt über das Unfaßliche und Unbegrenzte, er erkennt in diesem Weltall eine Heimath, die nur seinem Staube Ruhe gönnt, — und er wird es inne, daß ihm nur im Menschen ein Halt geboten ist — ein Mittel der Aussöhnung mit dem eig'nen Selbst. — Aber auch da — muß ein Grundton — die anderen beherrschen — um eine Harmonie hervorzurufen, die Macht gewinnt, schaffend, fesselnd, tröstend, von einem Menschen ausgehend im Andern — fort und fort zu wirken. — Habe ich so Unrecht?" schloß Erwin und sah tief in die braunen Augen, die mit sprechendem Ausdruck auf ihm ruhten. —

„Gewiß nicht!" entgegnete Martha. — „Was Sie von den Beziehungen der Menschen zu einander sagten, söhnt mich völlig aus mit der düstern Sprache — die Sie der Natur geliehen haben." —

„Du — Martha — dürftest diesen Vorwurf

Baron Horstmar nicht machen," bemerkte jetzt die Mutter. „Ein Fehler meiner Tochter," fuhr sie zu Erwin gewendet fort — „ist eben in dunklen Farben zu malen." —

„Das will ich nicht bestreiten" — versetzte Martha — „aber der Ernst, der mir überall entgegen tritt, ist nicht düster, niemals lichtlos — und die ernsten Farben sind wie ernste Musik oft erhebend." —

„Für die Musik bin ich ganz Ihrer Ansicht," meinte Erwin — „und ganz besonders für den Gesang — die Macht des Liedes — wer kennt sie nicht?" —

„O, wie oft — habe ich sie empfunden" — sagte Frau von Halleck mit Feuer, — „die Schubert'schen Lieder z. B., die meine Tochter mir ganz besonders nach dem Sinne vorträgt. — Wie haben sie stets belebend und auch wieder beruhigend auf mich eingewirkt!" —

„Gnädiges Fräulein!" sagte jetzt Erwin — und es lag etwas Weiches und Bittendes in seiner klangvollen Stimme — „Wenn mir die Gunst zu Theil werden sollte, bei Ihnen empfangen zu werden, hoffe ich das Lied „Am Meer" von Ihnen zu hören. — Das Meer, — der Wald — sind meine ältesten und besten Freunde" — fügte er wehmüthig lächelnd

hinzu. „Daher meine Vorliebe für Alles, was mich an sie erinnert.“ —

„Diesem Wunsche nachzukommen, — kann ich nicht versprechen,“ sagte Martha zögernd. —

„Und warum nicht?“ fragte Erwin. —

„Weil ich nur — dann singe, — wenn ich allein bin.“ —

„Wie? nur dann? und Sie machen keine Ausnahmen?“ —

„Bis auf meine Mutter — keine.“ —

„Und Sie sind entschlossen, keine zu machen?“ —

„Ich möchte diese Frage mit meinem Ja beantworten.“ —

Ein kaum sichtbares Lächeln umspielte Erwin's Lippen; er neigte leicht den Kopf und schwieg. —

Nach einigen Secunden sah er auf die Uhr, verabschiedete sich von den Damen und ging in das nebenanliegende Coupé hinüber.

Martha fühlte sich befremdet durch die steife Förmlichkeit seines Wesens, als er sich entfernte — und sie dachte, daß Uebereinstimmung der Gesinnung und Empfindung schnell einander nahe bringe — und daß solches wieder schnell schwinden könne, und auch schwinden müsse. —

Die Bewegung, die Erwin's Hinausgehen mit sich brachte, weckte den alten Friesen auf; auch er

folgte Erwin's Beispiel und Mutter und Tochter blieben allein. —

Frau von Halleck war eine Frau, die noch deutliche Spuren früherer Schönheit in ihren Zügen bewahrt hatte; klein und zart gebaut, hatte sie eine gute Stirn, sprechende Augen, eine sich scharf zeichnende Nase, die jedoch nicht als schönheitswidrig auffiel, und einen sehr kleinen Mund, der jetzt, wie sie stumm dasaß, — Gedanken des Unmuths verrieth. —

„Du bist unzufrieden," — sagte jetzt Martha, nachdem sie eine Zeitlang die Mutter schweigend betrachtet hatte. —

„Ich denke, Du siehst es oft genug," erwiederte diese hart und kalt. — „Aber Du beharrst dabei, Deine verkehrte Gefühlsweise an's Tageslicht treten zu lassen." —

„Wenn meine Gefühle und Ansichten sichtbar werden", entgegnete Martha, — „geschieht es, weil sie da sind und ich es nicht vermag, mir den Schein solcher zu geben, die ich nicht habe, aber es ist gewiß ganz absichtslos." —

„Das heißt" — fiel ihr die Mutter unwillig in's Wort — „Wenn Du die Traumgebilde Deiner Phantasie klar und deutlich aussprechen solltest, da würdest Du Dich hüten, es zu thun; aber Du scheust

nicht die Schroffheiten, zu denen sie Dich verleiten, — obwohl diese Dich oft genug einer sehr ungünstigen Beurtheilung preisgeben." —

„Das würde ich leicht verschmerzen," sagte Martha. — „Was mich traurig macht, ist Deine Unzufriedenheit." —

„Und dann, Martha? warum änderst Du Dich nicht! warum fährst Du fort, mir wehe zu thun? Ich habe Vertrauen zu Deiner Liebe für mich gehabt" — fuhr dann Frau von Halleck nach kurzer Pause fort: „Ich habe meine Ansichten und meine Sorge Dir an's Herz gelegt — ich habe Dich gewarnt vor Gefühlsspielereien. Drei Jahre sind seitdem verflossen. — Wie oft habe ich seitdem an Dein Gefühl, an Deine Vernunft appelliren müssen, und — dennoch Du bleibst unverändert. — Ja, die Zeit, die alles Kindische, Eigenwillige von Dir abstreifen müßte, scheint Dich nur hart zu machen, hart — Deiner Mutter gegenüber." —

„O, Mama! den Vorwurf verdiene ich nicht! — In dem Bewußtsein für Dich zu leben — finde ich meinen Trost." —

„Einen Trost?" fiel ihr die Mutter in's Wort — mit einer Stimme, die wieder hart und schneidend klang. — „Bist Du es, die des Trostes bedürftig ist? — Was sind denn Deine Leiden? Du brauchst

inhaltsschwere Worte, aber ihre Bedeutung wägst Du nicht." —

Frau von Halleck wandte sich unwillig ab, aber in dem Beben des kleinen Mundes, in den sprechenden Augen hatte sich mehr als Unmuth gezeichnet. — Die Bitterkeit einer tieferen Empfindung lag noch auf den Zügen dieser Frau, als sie — wie entschlossen, die Unterhaltung abzubrechen, in ihren Plaid sich einhüllte, und die Augen schloß. —

Martha betrachtete die Mutter. Waren die Gedanken, die sie auf ihrem Gesichte zu lesen glaubte, so hart, daß sie dieselben zu erweichen aufgab? — Waren sie so schmerzlich, daß sie ihre Berührung scheute? Die Lippen des jungen Mädchens blieben auch geschlossen. —

Lange nachdem Frau von Halleck sich im Unwillen von ihrer Tochter abgewendet hatte, stützte diese den Kopf in ihre Hand und weinte. — Der Zug brauste weiter durch das Dunkel der Nacht — bis endlich seine Feueraugen matt — wie erlöschend in die graue Morgendämmerung hinausschauten; — die Ferne schloß sich auf, mit ihren nebelhaften Erscheinungen und um die schlafenden und wachenden Reisenden, trat langsam die Herbstlandschaft hervor, — mit ihrem trüben, leblosen Ausdruck. — Die Dampfpfeife verkündete wieder die Nähe eines Bahn-

hofes, als Erwin zur Frau von Halleck hereintrat. — Er fragte, ob die Damen das Frühstück in ihrem Coupé zu haben wünschten. — Frau von Halleck bat ihn dafür Sorge tragen zu wollen, sprach von ihrer Ermüdung — von ihrer Untugend, auf Reisen nicht schlafen zu können und von der Vererbung dieses Fehlers auf ihre Tochter, die gleichfalls die Erholung des Schlafes entbehrt hatte. Bald kam auch Friesen herein, und während Frau von Halleck diesem wiederholte, was sie eben Erwin erzählt hatte — setzte sich letzterer zu Martha. — Ueber die bevorstehende Ankunft in der Residenz sprechend, hatte er aufmerksam die Schatten betrachtet, die unter den Augen des jungen Mädchens sich zeichneten; dann schwieg er plötzlich, wie in der Absicht, eine Pause in der Unterhaltung eintreten zu lassen. — Martha wandte den Kopf zu Friesen, welcher lebhaft mit ihrer Mutter sprach — aber sie fühlte, wie Erwin's Blick auf ihrem Gesichte ruhte, und ihr Herz begann rascher zu schlagen.

„Gnädiges Fräulein!" sagte jetzt Erwin mit einer Stimme, die sanft und weich klang, als käme sie aus den Tiefen eines überreichen Herzens. — „Ich muß Sie um Vergebung bitten; ich ließ mich gestern zu einer Bitte hinreißen, die auszusprechen ich gar kein Recht hatte. — Ich wurde mir dessen

zu spät bewußt — und verspreche, dieselbe nie mehr zu wiederholen." —

„Ich werde Ihnen dafür dankbar sein" — sagte Martha und fügte nach kurzem Bedenken hinzu: „Aber ich bitte Sie — glauben Sie nicht, daß ein Motiv der Eitelkeit mich so schroff erscheinen ließ. — Zwischen jetzt — und der Zeit, wo ich bereitwillig jenen Anforderungen genügte — liegt der Tod meines Vaters und sehr viel Trübes" — sie senkte bei diesen Worten die Augen. — Auf Erwins Lippen erstarb jede Erwiederung, und auch sein Blick senkte sich zu Boden.

„Wahrhaftig, Excellenz, Sie vertragen das Reisen nicht!" sagte jetzt Friesen — „Wie kann man so blaß aussehen? — Ein Glas guten Weins thut Ihnen Noth." —

„Baron Horstmar versprach für unser Frühstück sorgen zu wollen," erwiederte Frau von Halleck. — Der Zug stand eben still. Erwin eilte hinaus.

Einige Stunden später verabschiedete sich Erwin von den Damen auf dem Bahnhof der Residenz. — „Auf Wiedersehen!" sagte Frau von Halleck, die Hand des jungen Majoratsherrn herzlich drückend. „Auf Wiedersehen!" — wiederholte Martha.

Sechstes Kapitel.

Edith.

Es waren kaum vier Wochen seit Erwin's Ankunft in P. verflossen, — und Erwin war bereis ein anderer Mensch geworden. Der ernste müde Ausdruck seines Blickes war geschwunden, hell und mild strahlte sein Auge. Der Zug von Schwermuth, der so oft seinen Mund umspielte, war dahin, — hell wie sein Blick — war auch sein Lächeln, hell klangen die Worte, wenn er sprach, — und wenn er schwieg, lag doch noch Herzenssonnenschein auf seinen Lippen; war auch sein Auge zuweilen noch gedankenvoll — es lag — wie Morgenroth des Glückes in seinem Ernst. —

So war es jetzt, als Erwin in einem Sessel zurückgelehnt, dem jungen Manne, der ihm gegenüber saß, in's Gesicht schaute.

„Ja entschieden! — über allen Zweifel hinaus — Du bist verliebt, Horstmar“ — sagte Adolf Verneck. „Verliebt bis über die Ohren, wie man zu sagen pflegt. Aber sonderbar genug — ich weiß noch immer nicht, ob es die junge Gräfin Walldorf — oder Fräulein Halleck ist, die Dein Herz erobert hat?“ — Erwin lachte. —

„Gewiß!“ — fuhr Verneck fort — „denn Du idealisirst mit gleichem Feuer beide. — Sonst, wenn ein Mann verliebt ist, pflegt er nur das eine Wesen in idealem Lichte zu schauen, und alle Uebrigen nüchtern zu betrachten; — Du machst es anders.“ —

„Weil ich eben nicht verliebt bin — wie Du es meinst; hätte ich Edith Walldorf nicht gesehen,“ fuhr Erwin ernst werdend fort, „Ich wäre — so glaube ich, verliebt in Fräulein Halleck — aber als ich jene sah — war es unmöglich.“ —

„So“ — lachte Verneck — „Nun fahre doch nur fort, hättest Du Fräulein Halleck nicht gesehen, wärst Du verliebt in Edith Walldorf?“

„Das nicht,“ unterbrach ihn Erwin — „durchaus nicht.“ —

„Wahrlich, Du sprichst in Räthseln, willst Du mir denn auch sagen — warum nicht?“

„Stehe ich vor Edith Walldorf“ — begann Erwin, „so sehe ich nur sie, — höre nur sie. — Auf

dem weiten Erdenrunde weiß ich dann nur von einem Herzen, das sich im Auge wiederspiegelt und der ganzen Welt einen Zauber verleiht, — das ist ihr Herz!" —

„Aber wenn Du heimkehrst" — sagte Verneck lächelnd „und hier im Hôtel zu Frau von Halleck hinübergehst — dann?" —

„Dann" — fiel ihm Erwin in's Wort — „bewundere ich die Schönheit, die Anmuth, den eigenthümlichen Ernst von Martha Halleck; ich fühle mich durch das Räthselhafte in ihrem Wesen angezogen, aber" —

„Nun weiter, Aber?"

„Aber ich sehe noch immer jenes blonde Haar wie Seide weich — auf die Schläfen herabfallend, der blauen Augen Licht mir zugewendet, als sei es da für mich allein. Einen Mund sehe ich lächeln, wie wenn das Lächeln ganz mein eigen wäre, — und eine Gestalt sehe ich auch — zart und fein, als müßte sie zusammenbrechen — wenn mein Arm sie nicht stützte." —

„Das Bild ist sehr poetisch" — sagte Verneck — „und auch vielsagend dabei, denn endlich bin ich in's Reine gekommen: Du bist verliebt — und zwar in die junge Gräfin Walldorf."

„Nicht wie Du es verstehst, denn ich bin leiden-

schaftslos. Wüßte ich einen Mann — der als Mann so wäre, wie sie als Weib dasteht — ich könnte sie selbst in seine Arme führen."—

„Wirklich?"

„Gewiß — aber wehe dem prosaischen Alltagsmenschen, der Edith Walldorf die seine nennen wollte, ich litte es nicht!" — Ueber das kluge Gesicht des ernstgewordenen Zuhörers zog es wie ein inhaltsschwerer Gedanke dahin. Erwin fuhr fort. — „In dem Dasein der Menschen habe ich bisher Enge, Armuth, trostlose Leere, düstere Vergänglichkeit gefunden." —

„Weil Sorge, Arbeit Dir fremd und fern geblieben sind," unterbrach ihn Verneck. „Die Natur entfaltet sich im Sonnenschein und bedarf der Nacht nur zum Ruhen, — der Mensch entwickelt sich im Dunkel der Leiden und ruht im Sonnenschein des Glücks."

„Mag sein" — erwiderte Erwin — „genug, — was ich von Menschen gesehen — hat mir diesen traurigen Eindruck hinterlassen." —

„Und Gräfin Edith hat Dich eines Besseren belehrt?" —

„Ja, — sie hat ein neues Seelenleben in dem Dasein mir enthüllt: Glaube und Freudigkeit, Hingebung und Opferwilligkeit — wie sie bisher mir

fremd geblieben. — Im Wesen der Liebe hat sie mir die Heimath einer Poesie finden lassen, die dem Weltall eine neue Sprache giebt. — Nun? Was siehst Du mich so ernst und kopfschüttelnd an — bin ich nicht beneidenswerth — die Tage an ihrer Seite zu verbringen? und wenn ich komme, so freudig empfangen zu werden?" —

„Ich bin besorgt für Dich!" sagte Verneck. —

„Besorgt? Warum? O ich will wetten," rief Erwin lachend aus — „Du denkst schon an den Vater, an den hochgestellten Mann, dem meine Selbstständigkeit niemals um ein Haar breit weichen würde?"

„An den Grafen dachte ich nicht." —

„Oder gar an den Unterschied der Religion, die Formen der griechischen Kirche? Habe ich es jetzt getroffen? — Du kennst nicht Edith Walldorf! — Wenn ich, sie sehend, einen Gedanken haben könnte für die Satzungen der Menschen, für die Distinctionen der Glaubenslehren, er würde zergehen wie Nebel, wenn sie das Auge aufschlägt oder lächelt." —

„Ich denke," sagte Verneck, „Du müßtest wissen, wie ich zu den positiven Glaubenslehren überhaupt stehe."

„Das weiß ich! — Was würdest Du aber dazu sagen: Ich werde wieder gläubig." —

„Gräfin Edith zu Liebe?"

„Ich war gestern in der Kirche," hob Erwin an, „ich ging hinein um sie zu sehen, unweit vom Altar — an der Seite ihres Vaters stand sie da; die Kirche war gefüllt — ich konnte nur ihr goldenes Haar sehen; da plötzlich kniete Alles nieder, ich allein stand aufrecht. Tief hatte sie das Haupt geneigt und so wunderhold, wie in jenem Augenblicke, war sie mir noch nie erschienen. Mir kam der Gedanke — es müßte ein Gott im Himmel sein, — um auf dieses Haupt Segen zu spenden, — es müßten Engel im Himmel wohnen, weil sie auf Erden ist." —

„Am Ende werde ich es noch erleben, daß Du ein fleißiger Kirchengänger wirst," sagte Verneck. —

„Wohl möglich," gab Erwin zur Antwort — und sah nach der Uhr. — „Aber jetzt muß ich fort" — sprach er — sich erhebend.

„Wann sehe ich Dich wieder?" fragte Verneck, gleichfalls aufstehend. —

„Am Morgen kannst Du mich stets zu Hause finden" — erwiderte Erwin — „und sollte ich einen freien Abend haben, komme ich zu Dir." —

„Also, auf Wiedersehen, Horstmar!" —

„Auf Wiedersehen! Einen Gruß Deiner Frau, wenn diese sich meiner noch erinnert." —

„Wie sollte sie das nicht? — Wenn wir zusammen plaudern — hat sie stets Neues aus Dornfeld zu erzählen, — und Dein Name — wird dann häufig genannt.“ —

Wie durch einen Gedanken plötzlich gefesselt, — stand Erwin gedankenvoll still; eine Erinnerung schien ihn zu erfassen. —

„Woran denkst Du?“ fragte Verneck.

„Es war ein grauer Gedanke,“ gab Erwin zur Antwort — „ein Nachzügler, — grau wie die Zeit, aus der er stammt,“ — fügte er hinzu. — „Doch nun, lebewohl!“

„Oh, daß sie ewig grünen bliebe“ —

„Die schöne Zeit der jungen Liebe,“ sagte Verneck halb seufzend, halb singend vor sich hin und beide verließen das Hôtel. —

In großen Flocken dicht und dichter fiel der Schnee herab. Alles einhüllend und deckend breitete sich weich und warm die weiße Winterdecke aus, die der Starrheit des Nordens Glanz verleiht. Als Erwin im Gewühl der sich kreuzenden Schlitten zu dem Hause des Grafen Walldorf hinflog — war ihm, — als hätten nicht des Südens Licht, der Alpen Luft, das Blau der Schweizer Seen ihm je

die Brust so geweitet, wie dieser lautlose Schneeflockenfall mit seiner feuchten Frische mit seinem einförmigen Weiß, — und als er schon der jungen Gräfin gegenüber saß, blickte er auch noch oft hinaus, und glaubte in einen zauberhaften Schlund hinauszuschauen, wo längst vergessene Gedanken, Erinnerungen trüb und grau — die ihm zu eigen geworden, sich jetzt hineinwebten und lautlos, friedlich mit den fallenden Flocken zur Erde sanken, um dort für ewig zu ruhen. —

„Sie lieben Landschaftsmalerei?" sagte Erwin — nachdem eine längere Pause in der Unterhaltung gewaltet hatte, während sein Blick von Edith's lieblichem Antlitz auf eine Zeichnung sich neigte — die vor ihr auf dem Tische lag. —

„Oh, an dieser Zeichnung arbeite ich mit Vorliebe" entgegnete sie. — „Das ist das Landhaus, wo ich geboren, wo ich — so glücklich gewesen." —

„So glücklich!" wiederholte Erwin lächelnd — „das klang fast, als wären Sie es jetzt nicht mehr." —

„Klang es wirklich so?" fragte Edith erröthend und in ihren großen, blauen Augen malte sich ein Ausdruck — von Ueberraschung. —

„Vielleicht auch nicht" — erwiederte Erwin schnell — „aber mir kam der Gedanke, als könnte es sein

— daß Sie in jenes Landhaus sich zurücksehnten." —

„Ich liebe es" — sagte Edith ernst, „aber ich möchte dennoch jetzt nicht dort sein;" — sie hielt inne und Erwin schwieg. — „Es würde mir eine Freude sein" — fuhr sie dann wieder fort — „Ihnen unser Landhaus zu zeigen und den weiten Park, der es umgiebt; eine stille Welt, wo Alles schön zusammenstimmt; dann den malerischen Waldweg, der den Strom entlang sich hinzieht; — dort wurde ich mir meiner ersten ernsten Gedanken bewußt." —

„Ernste Gedanken? und doch so glücklich?" fragte Erwin. —

„Grade," erwiederte sie lachend — „selbst traurige, ja, recht wehmüthige Gedanken, während man sich doch glücklich fühlt." —

„Dann könnte ich fast fürchten — Sie glücklich zu sehen!"

„Sind Ihnen wehmüthige Gedanken so unangenehm?" fragte Edith wieder lachend — und wie sie diese Frage stellend den Kopf etwas neigte, fiel ihr seidenes Haar auf die blendend weißen Schläfen und auf die rosenfarbigen Wangen, als wollte es das Augenlicht einrahmen, das so blau, so tief und mild zu ihm hinaufstrahlte.

Die Schneeflocken fielen immer dichter und immer

eiliger und Erwin's Herz klopfte immer voller und schneller. —

„Trübe Gedanken — waren sonst — meine steten Begleiter," sagte er mit einem tiefen Athemzuge — „aber jetzt sind sie mir fern, ganz fern." —

„Und mir so nahe!" — fiel Edith ein, und wie erschreckt über dies lautgewordene Wort, griff sie nach ihrem Pinsel und neigte sich über die Zeichnung. —

„So nahe?" wiederholte wieder Erwin „und warum?"

Er sagte es leise und leidenschaftslos, aber seine Stimme klang so eigen, — daß sie im Raume fort und fortklang, als könnte sie nimmer verklingen, wie das forthallende Echo jener Laute — die, wenn das Herz sie zum ersten Male spricht — oder zum ersten Male hört — noch in der Zukunft ferner Tage wiederklingen, als wären sie eben gesprochen.

In diesem Augenblicke theilte sich geräuschlos die Portière und eine ältliche Dame trat in das Gemach. —

„Meine liebe Edith" — hob sie an — „Ich kann es wirklich nicht begreifen, warum Ihr Vater, der Graf, noch immer nicht da ist." —

Das junge Mädchen blickte auf die Uhr, die auf dem Kamin stand. — „Die Sitzung dauert ja bis

vier Uhr, Fräulein Brown," sagte es dann gelassen — „Papa kann erst um eine Stunde hier sein." —

„Sie haben Recht, meine liebe Edith, — ich hatte es ganz vergessen, ich glaube, meine Uhr hat sich wieder eine kleine Ungenauigkeit zu Schulden kommen lassen."

So sprechend blieb Fräulein Brown vor der Pendule stehen und schien den Gang der Minutenzeiger genau vergleichen zu wollen. — Ein Lächeln hell und harmlos, wie das Lächeln des Kindes schwebte flüchtig um Edith's Lippen, sie deckte jetzt ihre Zeichnung mit einem Blatte, und wandte dann langsam ihre Augen wieder auf Erwin. Schweigend sah sie ihn einen Augenblick an, aber so viel auch Erwin schon in Menschenaugen gelesen hatte, er glaubte noch niemals einem solchen Verstehen seiner Selbst begegnet zu sein, als in diesem einen Augenblicke.

„Die Zeit der Erholung ist meinem Vater spärlich gemessen" — sprach sie jetzt, den Kopf in die Hand stützend. — „Und ach, — wie oft bringt er aus dem Geschäftsleben so vieles Unangenehme mit nach Hause, daß er auch hier noch — um heiter zu erscheinen — Selbstvergessen und Ueberwindung üben muß." —

„Um Ihretwillen?“ fragte Erwin wie zerstreut.

„Ja! um meinetwillen — aber ich lese ihm — die Sorge aus den Augen. — Papa sagte noch neulich“ — fuhr Edith lächelnd fort — „daß ich auf seine Stimmung und Gedanken so leicht aus dem Ausdruck seiner Züge schließe, daß er kein Geheimniß vor mir haben könne.“ —

„Dann ist ein Gedankenvollsein gefährlich, Gräfin Edith, wenn man vor Ihnen steht“ — sagte Erwin gleichfalls lächelnd und in ihre Augen schauend.

„Gefährlich? warum gefährlich? — Oh, wie traurig wäre es,“ rief sie lebhaft aus — „wenn die Augen nicht zu lesen — nicht zu sprechen verständen!“ — Sie schüttelte bei diesen Worten so entschieden den Kopf, ihre Lippen schlossen sich so eigenthümlich fest — und zum Lichte sich wendend, schien Edith dem eigenen Herzen zu horchen — das noch laut für ihre Ueberzeugung sprach. Erwin betrachtete sie. Er sah einen Funken ruhen und fortglühen in ihrem Blick, ihm war — als sei es kein Feuer, nur Licht. Durch die jetzt undichter fallenden Schneeflocken brach ein Sonnenstrahl, er lag vergoldend auf dem seidnen Haar, er leuchtete in dem Schimmer ihrer Wangen und färbte ihre Lippen noch dunkler. Erwins Augen ruhten unbeweglich auf ihrem Antlitz — und war es Sonnenlicht

— oder Herzenswärme, — auch in seinem Blick begann es zu glühen.

Die Pendelschläge der Uhr, welche Fräulein Brown zu beobachten aufgehört hatte, mahnten ihn an eine hohe, imposante Gestalt und an ein tief forschendes Auge, das ihn schon oftmals so eigen beobachtet hatte, dann sah er wieder zwischen den letzten Schneeflocken ein Bild sich zeichnen und sinken; es war der alte Onkel, mit dem schmerzlich bewegten Gesichte in der Abschiedsstunde, mit seiner, aus gepreßter Brust hervorbrechenden Abschiedsbitte. —

„Gräfin Edith," sagte Erwin; die Worte klangen wieder so leise, aber den ganzen Raum ausfüllend, als könnten sie nimmer verklingen. Fräulein Brown starrte zu dem Tische hin, wo die Tochter des Grafen Walldorf bei dem jungen Manne saß — dann schritt sie auf die Portière zu und verschwand, dieselbe hastig theilend.

Erwin sah noch in Edith's völlig erbleichtes Gesicht; in ihren Augen, die ihm jetzt zugewendet waren, ruhte noch der Funken Licht auf sinnendem, gedankenvollem Grunde, in den seinigen lag es sprechend und verlangend da — und der schreitende Minutenzeiger über dem Kamin bezeichnete den Augenblick, wo die Zeit einen jener Fäden zu spinnen

begonnen, der bis zum Grabe durch's Leben sich hinzieht — gleichviel ob Gutes oder Böses aneinander reihend. —

— — — — — — — — —

Siebentes Kapitel.

Auch im Pastorate Liebesglück.

Die große Vortreppe des Pastorats zu Dornfeld mit ihren breiten Stufen und den langen Bänken zu beiden Seiten der geschlossenen Thür sind dick beschneit und machen einen so still friedlichen Eindruck, als müßte es drinnen im Hause ebenso still und friedlich sein. Aber dort ist gerade heute große Bewegung. Mit aufgestreiften Aermeln stehen Gustchen und ihre Mutter an dem großen, weißen Küchentische und sind mit Kneten und Ausrollen von Backwerk beschäftigt. Auf dem Heerde kocht ein riesiger Schinken und im Backofen braten duftend ein paar fette Gänse. Die beiden Hausmägde laufen hin und her mit Besen und Staubtuch, mit Backblech und Pfannen, — sie haben den besten Willen, davon zeugen die flinken

Bewegungen, die rothen Gesichter und der perlende Schweiß auf der Stirne — dennoch wird manches Scheltwort laut, bringt aber keine böse Laune, wie es sonst zu sein pflegte, nur neuen Eifer zur Arbeit; denn heute ist ein ungewöhnlicher Tag, — selbst das Scheltwort verhallt in freundlicher Harmonie, und um die Lippen, die eben einen Tadel ausgesprochen haben, spielt gleich wieder ein glückliches Lächeln. Kein Wunder! Gustchen war Braut, und heute Abend sollte Heinrich Mertens, ihr Verlobter, kommen. Der Förster mit den Seinigen, das Pastorat von drüben, Dr. Bernhard, der Gemeindeschreiber, der Herr Verwalter und Fräulein Lenchen aus dem Schlosse waren geladene Gäste. Der Pastor bereitete sich vor, eine Tischrede zu halten und auf das Wohl des Brautpaars sollten einige Flaschen guten Weins geleert werden. Kein Wunder, wenn es da viel zu thun und zu denken gab! —

Noch ehe die Sonne sich zum Untergange neigte, waren förmliche Pyramiden von Backwerk zierlich aufgestellt — Schinken und Gänsebraten mit Papierbüscheln und Majoransträußchen aufgeputzt. Schneeweißes Tischzeug deckte die lange Tafel und an der Stelle, wo die Verlobten sitzen sollten, standen in einem Glase aufgeblühte Monatsrosen. Alle Stuben waren aufgeräumt, nirgends ein Stäubchen ge-

blieben, die Arbeitsschürzen und Hauskleider abgelegt. In feinem schwarzen Anzuge, mit selbstzufriedenem Gesichte schritt der Pastor durch die Räume, das wollene Tüchelchen der Pastorin war durch eine Tüllhaube mit flatternden Bändern ersetzt worden; — um die füllige Gestalt der Tochter legte sich noch anschließend ein weißes Kleid und eine Rosenknospe war in dem dünnen Haar befestigt. Mertens folgte seiner Braut auf Schritt und Tritt; — er sprach wenig, lächelte aber desto mehr, und Gustchen war nicht mehr das flinke, rüstige Mädchen, das am Morgen so viel Arbeit vor sich gebracht hatte. Als trage sie schon den Brautschleier mit dem ernsten Myrthenkranze auf dem Haupte, bewegte sie sich langsam und schaute mit langem Blick auf die noch immer rührige Mutter, auf den stattlichen Vater — und zu dem blonden Verlobten empor, der mit seinem nicht endenden Lächeln, immer neue Schauer des Glückes dem jungfräulichen Herzen zuführte. Endlich ließ sich der Ton der Glocken hören, die einem Schlitten selten fehlen und für den Menschen, der durch die Winterlandschaft dahingleitet, oft genug ein Lied anstimmen, zu dem Herz und Phantasie die Worte angeben.

Bald ächzte die schwere Hausthüre. Ein freudiges Entgegengehen, ein Zurechtziehen der Kleider

und Bänder, Ordnen der Haare und Halsschleifen, und dann schallte es munter in den festlich geschmückten Räumen. Bald horchte wieder Alles auf, ein zweiter Schlitten hielt an, ein dritter — und in Kurzem waren alle Gäste versammelt, bis auf Fräulein Lenchen, Dr. Bernhard und den Verwalter. Fragen und Vermuthungen wurden laut, die Pastorin war überzeugt, daß Fräulein Lenchen an einem Gichtanfall leide, — weil dieselbe vor Jahren um dieselbe Zeit daran gelitten. Volrad behauptete, der Schloßherr hätte wieder launische Anwandlungen bekommen, Mertens sprach lächelnd von Pflichttreue im Berufe und die Gäste von dem argen Schneefall, der den Doctor bei seinen Fahrten aufgehalten und von der vermehrten Last der Geschäfte, welche durch die bevorstehende Heirath des jungen Herrn die Zeit des Verwalters in Anspruch genommen haben könnte. Endlich, man wollte sich bereits zu Tische setzen, knarrte wieder die Hausthür und Bernhard trat herein.

„Nun, Doctor, wie halten Sie Wort?" sagte, ihm entgegengehend, der Pastor — „oder ist etwas Besonderes vorgefallen," setzte er wie überrascht hinzu.

„Mit dem alten Herrn geht es schlecht," sagte Bernhard.

„Wirklich?“

„Es wird bald aus sein mit ihm.“ —

„Nicht möglich!“ rief mit gedämpfter Stimme der Förster aus, der hinzugetreten war, und ein so bestürztes Gesicht machte, als hätte man ihm eben angekündigt, daß seine schöne Försterei in Flammen stände.

„Die rechte Lunge ist bereits gelähmt,“ sagte Bernhard, während sein Auge über die ihm sichtbare und in eine gewisse Verwirrung gerathene Gesellschaft hinstreifte. —

„Was ist geschehen?“ fragte die Pastorin, aus einer Gruppe sich scheidend und auf die drei Männer zugehend, die noch immer an der Thüre des Empfangszimmers standen. —

„Noch nichts,“ erwiederte Volrad — „der alte Horstmar ist schwer krank.“ —

„Ein alter Mann,“ sprach kopfschüttelnd, wie für sich der Förster, „war aber noch sehr rüstig.“ —

„Gott hat ihn wenigstens die Freude erleben lassen, den jungen Baron verlobt zu wissen,“ fiel die Pastorin ein und stockte bei diesen Worten, im Gefühl eigener Freudigkeit. —

„Ist dem jungen Herrn telegraphirt worden?“ fragte der Pastor.

„Noch nicht! — der Alte wünscht es nicht.“ —

„Das müßte in jedem Fall geschehen," bemerkte der Förster. — „Ist der Bruder Karl bei ihm?"

„Auch nicht — nur Fräulein Lenchen, aber mit ihm läßt sich nicht gut disputiren." —

„Hören Sie, Doctor," sagte der Förster mit deutlichem Unwillen, „das ist Ihre Pflicht dafür Sorge zu tragen. Ein Kranker hat oft sonderbare Einfälle, mit einem Kranken muß man nicht rechten." —

„Er hatte sie, als er gesund war," erwiederte Bernhard achselzuckend, „und ich mag nicht auf mich die Verantwortung einer Gemüthsbewegung nehmen, die das Ende beschleunigen könnte."

„Er kommt vielleicht noch mit dem Leben davon," mischte sich, wie begütigend, die Pastorin in's Gespräch. —

„Was Gott thut, das ist wohlgethan," sagte jetzt Volrad, indem er vorschritt und die Gäste zur Abendtafel führte. —

Das aufgetragene Mahl war vorzüglich bereitet. In Folge des langen Wartens verspürten Alle einen nicht geringen Hunger. — Ernste Gedanken an Tod und Trennung stimmten so wenig zu der festlichen Veranlassung dieses Mahls, wo auf das ewige Leben einer jungen Liebe die Gläser angestoßen werden sollten, — daß alle Gäste, wie durch denselben Gedanken beherrscht, sehr bald ihre ungetheilte Auf-

merksamkeit dem Brautpaare, den bewirthenden Eltern und den schmackhaften Speisen zuwendeten. —

Als das Gerippe der Gänse auf den Tellern sichtbar zu werden begann — winkte der Pastor, und der Küster in weißer Weste und Halsbinde brachte den alten Wein; die Gläser wurden gefüllt, — der Pastor erhob sich — und in eine feierliche Stille fielen die ersten Worte seiner Rede. — Der schwüle Augenblick war vorüber, hell klangen die Gläser, und laut die Glückwünsche und Scherze. — Da bemerkte der Förster die noch immer nicht weichende Rührung der Pastorin, und eine gewisse Verlegenheit bei den Gästen, denen Rührung gänzlich fehlte. — Er sagte ablenkend und sein Glas emporhebend: „Jetzt auf das Wohl des armen Kranken — und wenn es sein soll, daß er von uns scheidet, auf das Wohl des jungen Majoratsherrn und seiner schönen Braut!“ — Gustchen, die dem Förster gegenübersaß, erhob gleich ihr Glas, schlug herzhaft an, und nippte dann erröthend daraus. —

Mertens folgte ihrem Beispiel, dann kamen zwei junge Mädchen, die hübsch waren und dem Verwalter sehr gewogen, an die Reihe. — Die Frau Försterin reichte schon von Ferne ihr Glas und sagte mit wirklicher Rührung: „Auf das Wohl des alten

Barons — und auf das Wohl des jungen Barons und seiner Braut!“ —

„Die noch schöner sein soll, als ihre verstorbene Schwester,“ sagte Bernhard, gleichfalls anschlagend.

„Und ganz deutsch erzogen“ schloß die Pastorin „und wie sonderbar, daß die Trauung auch auf den Mai festgesetzt worden, gerade wie für unser liebes Gustchen.“

„Wirklich? schon so bald?“ rief der Förster. — „Hören Sie, Doctor, bewähren Sie doch Ihre Kunst, und helfen Sie dem Alten noch auf; — es war ja sein sehnlichster Wunsch, den Neffen verheirathet zu sehen. — So oft ich bei ihm gewesen, fragte er stets — Nun, Teichmann, was machen die Kleinen? und wenn ich dankend geantwortet, dann seufzte er oft: „und bei mir ist es noch immer öde und still. Einen Korb Champagner schicke ich Ihnen, wenn der Erwin sich verlobt.“ —

„Und hat er es nicht vergessen?“ fragte neugierig die Pastorin. —

„Nein, liebe Frau Pastorin,“ erwiederte rasch die Frau Förster „zwölf schöne Flaschen und eine Menge Süßigkeiten für die Kinder.“ —

„Ein gutes Gedächtniß hat er allezeit bewiesen,“ sagte Bernhard.

„Für gewisse Dinge,“ unterbrach ihn stirn-

runzelnd der Pastor, „die wichtigsten hat er stets vergessen.“

„Wir wollen nicht richten, Herr Pastor,“ nahm Teichmann das Wort; „ich halte ihn doch für einen guten Christen.“ —

„Ja, ja! lieber Pastor,“ rief die Frau Förster — „er ist gewiß ein guter Christ, wenn es auch nicht den Anschein hat.“ — Jetzt erhob sich die Pastorin auf einen Wink ihres Mannes, das Brautpaar und die Damen folgten ihr nach, in die gelüfteten und frisch aufgeräumten Nebenzimmer, und während die Männer bei einer neuen Flasche Wein recht lebendig disputirten über den alten Baron Horstmar und seinen Nachfolger, besprachen die Frauen und jungen Mädchen Alles und Jedes, was über Erwin, und die Gräfin Walldorf ihnen zu Ohren gekommen. — Selbst Gustchen vergaß das Lächeln ihres Verlobten und theilte jede Kleinigkeit mit, die sie durch Fräulein Lenchen über das Brautpaar gehört.

Der Tag war zu Ende. — Ein Schlitten nach dem andern hielt wieder vor der breiten Treppe und einer nach dem andern flog dann wieder in die schneeerhellte Nacht hinaus; der Ton der letzten Glocke war verklungen, und bald war auch der letzte Lichtschimmer im Pastorate erloschen. — Nur Gust-

chen wachte noch und seufzte vergeblich nach der Ruhe und dem Vergessen im Schlafe. — Alte Erinnerungen, durch eigene Sorgen, durch eigenes Glück, wie durch Staub und wechselndes Spiel von Licht und Schatten im großen Rahmen der Vergangenheit verwischt, — waren jetzt in dunkler Nacht in den Vordergrund dieses Bildes getreten, und wollten nicht weichen, so sehr auch das von Glück, Arbeit und Lärm ermüdete Mädchen sie zu verscheuchen bemüht war.

Jener Tag, an welchem Erwin Horstmar Schloß Dornfeld verlassen hatte, stand wieder so lebendig vor ihrer Seele, als wären die inhaltsvollen Wochen des Brautstandes wie noch nicht da gewesen — und als sei ihre Seele noch ganz ausgefüllt und bedrängt von den Eindrücken, die jener Tag ihr zugeführt hatte. Sie hörte wieder jenes Schluchzen, das herzzerreißend und anhaltend den ganzen Raum des kleinen Zimmers ausgefüllt hatte; dann wieder den eigenthümlichen Klang der Stimme, mit der Ina sie angefleht hatte, wach zu bleiben.

„Ich habe es nicht verdient, daß Du mir gut bist" — hatte sie gesagt — „ich habe stets auf Dich herabgesehen — aber Du bist glücklich — ich kann es nie mehr sein, — habe Mitleid mit mir, lasse mich nicht allein, — der Wahnsinn ist mir nahe, der Muth zu leben könnte mich verlassen, bleibe bei

mir!" — Gustchen's Herz klopfte hörbar, wie damals und die Augen wurden ihr feucht. — Ihr war, als fühle sie wieder Ina's Arm sie umschlingen, — Ina's Kopf schwer auf ihrer Schulter ruhen, dann stockte ihr plötzlich der Athem, sie sah wieder den wirren Blick, mit dem Ina sich aufrichtend sie angesehen — sie von sich gestoßen und dann an das Fenster gestürzt war; sie wurde sich dessen bewußt, wie Schreck damals ihre Glieder gelähmt hatte, wie sie eine Bewegung gemacht, um die Thüre zu erreichen und wie Ina's erstarrende Züge sie wieder an den Boden gefesselt. Ein Schauer überlief sie, — sie hörte wieder Ina sagen: „Habe Erbarmen und gehe nicht von mir!" — und Gustchen dachte daran, wie Angst und Mitleid in ihrem Herzen gestritten und wie sie doch geblieben die ganze lange Nacht hindurch, wie sie getröstet, beruhigt, mitgeweint und auch lautlos still verharrt, während grauenvolle Gedanken — die bis dahin ihr fremd gewesen — Gedanken an Dolch und Gift — an das Verworfensein einer Menschenseele, an die Schrecken des Wahnsinns, wie eine Kette böser Geister an sie herangetreten waren. Dann dachte sie an Erwin und Edith, und der Schlaf blieb immer ihren Augen fern. Gustchen zündete ein Licht an und stellte dieses auf den Tisch. — Es war derselbe Tisch, an dem Ina da-

mals vor Erschöpfung eingeschlafen war, als schon das erste Morgengrauen eines trüben Octobertages einen hellen Streifen am Horizonte gezeichnet hatte; den Kopf auf die Arme gestützt, — hatte sie dagelegen, ihr Gesicht so bleich, wie das Gesicht einer Todten und Gustchen hatte daneben gestanden und zu athmen kaum gewagt. Aus dem Dunkel der Nacht hatte sie die ganze Landschaft deutlich hervortreten gesehen und hatte immer noch regungslos dagestanden und die Schlummernde bewacht. —

Jetzt tauchte auch jener neu angebrochene Tag lebhaft in ihrer Erinnerung auf. — Ina's Erwachen und jene starre Ruhe, die ihr so unverständlich blieb nach dem Jammer der Nacht. Keine Thräne, kein Wort mehr — und — nothdürftige Antworten und hin und wieder ein mattes Lächeln, das an Hohn und Trotz erinnerte. Da war endlich ein Brief von Ina's Schwester gekommen; Ina hatte gezittert, als sie ihn empfieng, aber kalt und ruhig, wie mit einem todten Herzen hatte sie ihre Habe gepackt. Die Stunde des Abschieds war gekommen — Gustchen fühlte wie ihr damals das Herz geklopft hatte und wie sie Ina nach diesem Zimmer gefolgt war. Sie sah wieder den Blick, mit dem Ina, plötzlich stehen bleibend, sie mit den großen, dunkeln Augen angesehen hatte und dann ihr um den Hals fallend, laut

schluchzend ausgerufen: — „Gustchen, ich danke Dir, — vergiß mich — wenn Du mir gut sein willst!" — und Gustchen dachte daran, wie sonderbar diese Bitte gewesen, wie oft sie später an Ina gedacht, wie solch ein Vergessen unmöglich — und das Morgengrauen eines hellen Märztages, wo die Färbung des Himmels schon an den Frühling mahnt, drang wieder durch das Fenster, als Gustchen endlich Ruhe und Vergessen im Schlafe fand.

In dieses Hellwerden des Morgens schaute der alte Baron Horstmar von seinem Bette aus mit tiefliegenden, ernsten Augen. — „Ja, ja, Lenchen!" sagte er jetzt, „es wird wohl dies Mal — zu Ende gehen. — Weiß Gott — ich glaube — ich sehe keinen neuen Morgen mehr." — Fräulein Lenchen verließ den Lehnstuhl, in welchem sie geschlummert, nahm schweigend Löffel und Arzneiglas und trat an das Bett.

„Nein, liebes Lenchen! jetzt lassen Sie mich in Ruhe mit Ihrem Doctor — und seinen Mitteln, — ich brauche das Zeug nicht mehr. Aber kommen Sie, setzen Sie sich zu mir! Sie haben schön geschlafen, Lenchen?" — begann er nach einer Pause wieder, „ich habe Sie ordentlich darum beneidet." —

Fräulein Lenchen machte ein verlegenes und verwundertes Gesicht, aber ehe sie noch ein passendes Wort zu ihrer Vertheidigung gefunden, fuhr der alte Herr fort:

„Ja, ja, Lenchen, sagen Sie nicht nein, Sie haben schön geschlafen, wie der gesunde Mensch zu schlafen pflegt, und — ich — ich habe meine Gedanken gehabt, — wie man sie schon hat — wenn es zu Ende geht; — ja, Lenchen — zu Ende!"

Der Baron schloß die Augen und blieb einige Minuten still, dann verlangte er nach seinen Schlüsseln, bezeichnete einen derselben und ließ ein geheimes Fach aus einem alterthümlichen Schreibepulte herausnehmen und an sein Bett bringen.

„Nun, Lenchen!" sprach er jetzt: „Was ist da drin? Nehmen Sie das alte Zeug heraus — eines nach dem anderen." — Fräulein Lenchens Hand zitterte, als sie dieselbe in das tiefe Fach senkte. Ihr war zu Muthe, als müsse sie die Augen schließen, als würde sie — schreckliche Dinge zu Gesichte bekommen, die sie weder sehen, noch ahnen dürfe. — Aber dem Kranken konnte sie nicht wiedersprechen. Sie berührte ein Papier, und zog es muthig heraus, der alte Herr blickte hinein. — „Das muß in's Feuer!" sagte er dann — „der Schuldschein eines armen Mannes!" — Fräulein Lenchen zog ein zwei-

tes Papier heraus, und dann ein drittes und viertes und der Baron schüttelte immer mit dem Kopf — — und sagte leise — „In's Feuer!" — Es waren Alles Schuldscheine — die geltend zu machen nie seine Absicht gewesen.

Jetzt brachte Fräulein Lenchen ein dickes Heft zum Vorschein, und wie sie es erfaßte, klopfte ihr gewaltig das Herz; das Heft war verbogen und vergilbt. Ein mattes Lächeln bewegte die Lippen des Greises bei diesem Anblicke. — „Gedichte! Lenchen — die — schreibt man — wenn man zu leben anfängt! In's Feuer auch damit," setzte er nach einer Pause hinzu und gab ein Zeichen fortzufahren.

Fräulein Lenchen zog jetzt mehrere offene Briefe hervor und etliche Miniaturbilder — sie dachte — ein schönes Frauenbild würde sie plötzlich blenden, aber es waren nur Männergesichter, darunter einige sehr schöne, was sie bemerkte, obwohl sie dieselben nur eines halben Blickes würdigte. — Endlich war es ein mit einem schwarzen Siegel verschlossener Brief, der aus dem tiefen Fach an's Tageslicht kam. Der alte Herr streckte die welke Hand nach ihm aus. — „Das ist es, Lenchen, zurück mit dem Uebrigen, ich brauche nichts mehr." — Während Fräulein Lenchen das geheime Fach zurückbrachte

und wieder einschloß, öffnete der Baron mühsam den Brief, und seine Hand bebte so stark, daß er denselben nur mit Mühe auseinander faltete. Dieser Brief mußte sehr alt sein, Schriftzüge und Papier hatten eine gelbe Färbung. Auf das Verlangen ihres Herrn hatte Lenchen die Fensterläden ganz geöffnet und sie bemerkte mit stockendem Athem wie das Aussehen des Kranken sich über Nacht verändert hatte und glaubte auch zu sehen, daß, obgleich er sich anstrengte, ihm das Lesen schwer fiel. — Da rief er sie: „Ich kann nicht, Lenchen" — sagte er mit matter Stimme — „Nebel vor den Augen, lesen Sie mir vor!" — Fräulein Lenchen zitterte am ganzen Leibe, wie sie das Blatt in die Hand nahm — und las mit stockender Stimme: „Sie ist von den Aerzten aufgegeben, und wenn dieser Brief Sie erreicht — wohl schon unter der Erde; — der Bruder hat sie aufgenommen; — sorgt für das Kind — aber er ist alt und kränklich. — Wenn Sie keine Sünde auf Ihr Haupt laden wollen — vergessen Sie nicht, was die treue Wilhelmine Ihnen schreibt. — Erfurt, fünften Mai Achtzehnhundert achtundzwanzig." —

Fräulein Lenchen sah jetzt, wie der Baron mit großen Augen ihr in das Gesicht blickte, — sie sah diese Augen so feurig glänzen, wie in gesunden Ta-

gen, wenn der alte Herr unwillig wurde. Sie faltete mit klopfendem Herzen das Blatt zusammen, und die welke Hand streckte sich wieder nach demselben aus. „Rufen Sie den Verwalter, Lenchen," sagte er mit matter Stimme. Sie machte die Bestellung, und bis der Gerufene eintrat, lag der Baron schweigend und mit offenen, noch immer leuchtenden Augen da — dann aber richtete er sich etwas auf und sprach deutlich und fest. —

„Einen letzten Dienst, lieber Siegbert — ein rasches Pferd, — nach Holmsberg, — ein Telegramm, „Baron Erwin soll gleich kommen, — der Alte stirbt!" — Der Verwalter entfernte sich — bald hörte Fräulein Lenchen ein helles Wiehern im Schloßhof — der alte Herr schien es auch zu hören und schloß wie befriedigt die Augen. — Eine Stunde mochte verflossen sein, da rief er sie wieder, und winkte ihr, sich neben das Bett zu setzen. — „Der Athem ist mir schwer, Lenchen," hob er nach einer Pause an. — „Ob ich noch den Erwin erwarte? wollte ihn nicht von der Braut — in ein Sterbezimmer rufen, — bin doch nur sein alter Onkel — wäre Zeit genug gewesen — wenn man mich zur letzten Fahrt — hinausgetragen; aber jetzt thut's mir leid! — Diesen Brief, Lenchen, unter meinem Kissen muß er haben, kann vielleicht noch manches

gut machen, was ich verschuldet." — Der Baron schwieg jetzt eine längere Zeit, und Fräulein Lenchen glaubte zu sehen, daß er viel litt, obwohl er ganz still dalag. — „Ich habe bei Gott — nur immer — das Gute gewollt" — begann er dann von Neuem — „und ich bin doch ein großer Sünder gewesen. — Einen ordentlichen und glücklichen Menschen habe ich erschossen — im Duell, liebes Lenchen! Er wollte es so, nicht ich — ich hatte ihn gern, er thut mir leid, — und diesen Brief, Lenchen — habe ich unerbrochen liegen lassen! — In welchem Jahre ist er doch geschrieben, Lenchen? ich habe es schon vergessen." —

Fräulein Lenchen nannte Tag und Jahreszahl, die ihr fest im Gedächtniß geblieben.

„Gerade vierzig Jahre!" fuhr der Baron fort. „Ich bin bei Gott nicht feige und nicht hart gewesen — aber ich dachte — wozu das Alte aufrühren? wollte lieber — eigenes Unrecht vergessen — warf ihn da hinein — Gott vergebe mir die Sünde! Aus ist aus! Vorbei ist vorbei! — so dachte ich — aber, wo der Mensch ein Unrecht begeht — da ist es nie ganz aus. — Ja, Lenchen — es setzt sich ein Wurm — in seinem Leben fest — schlummert oft lange und wenn es zu Ende geht — wird er lebendig!" —

Das Städtchen Holmsberg war für ein rasches Pferd in einer Stunde zu erreichen, bald war der Reiter zurück und sein Thier wieherte wieder freudig im Hofe — der Baron hörte es, faltete andächtig die Hände, und nickte Fräulein Lenchen mit den Worten zu: „Jetzt werde ich schlafen!“ —

Achtes Kapitel.

Onkel Karl.

Der alte Baron Horstmar war gestorben und drei Tage nach seinem Tode war Erwin eingetroffen. Der junge Majoratsherr und seine Vetter trugen den alten Herrn hinaus aus seinem väterlichen Schlosse, und trugen ihn auf ihren Schultern bis zu der Ruhestätte. Die ergraute Tante Helene, die den Knaben Erwin am besten verstanden und am meisten geliebt hatte, und Onkel Karl — die einzig noch lebenden Geschwister des Verstorbenen, folgten im Schlitten — und diesen schlossen sich Verwandte und Bekannte des Horstmar'schen Hauses an.

Als Volrad die Leichenrede am offenen Grabe hielt, stand Erwin ihm gegenüber mit verschränkten Armen, den Kopf etwas gesenkt, aber die ernsten,

dunkeln Augen unverwandt auf den Prediger gerichtet. —

Die Rede war sehr kurz; — sie handelte von der Vergänglichkeit menschlicher Güter, von Gottes Allwissenheit und Gerechtigkeit, welche letztere dem Schwachen Barmherzigkeit wiederfahren läßt und den Starken demüthigt. Kein Lob des Verstorbenen wurde darin laut und nur der Liebe der Angehörigen wurde erwähnt, die Stimme des Pastors klang unsicher, stockte einigemal, und viele der Anwesenden erzählten sich später, daß, wenn Volrad die Augen zum Himmel erhoben, diese ganz eigenthümlich unstät ausgesehen hätten, was Erwin's Blicken zugeschrieben wurde.

Bald wimmelte es wieder von Pferden und Schlitten im Schloßhofe. Schritte hallten auf den Treppen, und in den weiten Räumen vertheilten sich geräuschvoll die anwesenden Gäste. Obgleich die nächsten Nachbarn schon nach dem Mittagmahl sich verabschiedeten, so blieben doch viele Freunde und Verwandte zur Nacht und Fräulein Lenchen hatte alle Hände voll zu thun. Noch lange, ehe es Abend wurde, begannen Neckereien über Erwin's Verliebtsein, das ihn wesentlich verändert haben sollte, laut zu werden, dann Scherze über die kalte Residenz, zahllose Fragen über politische Stimmungen, denen

Erwin nicht immer Rede und Antwort stehen konnte, wurden an ihn gerichtet und es entspannen sich lebhafte Gespräche, wenn einer oder der andere mit Wichtigkeit Dinge vortrug, die in der Hauptstadt, am Hofe oder in einem Ministercabinet vor sich gegangen sein sollten — und Erwin solches in Abrede stellte. — Endlich begannen die Gäste zur Ruhe zu gehen — hier und dort erloschen die Lichter, ein Fenster nach dem andern verdunkelte sich, und endlich auch jenes, wo die alte Pfeife noch unberührt geblieben, seit der alte Raucher sie zum letzten Mal dort hingestellt. Dort hatte Erwin mit Fräulein Lenchen lange geweilt.

Am nächsten Morgen stand Fräulein Lenchen im großen Speisesaal an einem langen Tische, und hatte vollauf zu thun, um den erwachenden Gästen das erste Frühstück zu senden.

In einem Nebenzimmer saßen am Kaffeetisch Tante Helene, Erwin und Onkel Karl. „Ich verspreche es Dir, Erwin," sagte jetzt die alte Dame, „und sowie ich wieder zu Hause bin, nehme ich meine Briefschaften vor, ich werde den Namen finden, und was sich darauf bezieht, Dir zusenden."

„Unsinn!" — rief Onkel Karl kopfschüttelnd — „Du denkst wohl ihm damit einen Dienst zu erweisen? Weißt Du denn auch — was und wen —

Du ihm auf den Hals laden kannst? Ich habe wahrlich den alten Paul von Herzen lieb gehabt, aber nicht einen Schritt würde ich in dieser Sache thun, nicht eine Silbe würde ich schreiben." —

„Das verlangt auch Niemand von Dir, lieber Karl," — unterbrach ihn die Schwester.

„Laß doch den armen Paul in Frieden ruhen!" fuhr der alte Herr fort. „Jetzt hat er keine Sorge mehr; eine Kranken-Grille war es und nichts mehr!" —

„Gleichviel!" sagte wieder Tante Helene. „Ich weiß, daß er mir damals von seinem Duell geschrieben, den Namen des jungen Mädchens genannt hat und so kann man vielleicht auch seinen Wunsch erfüllen" —

„Was hilft Dir der Name," fiel Onkel Karl ein. — „Ein bürgerlicher Name war es; — klingt einer wie der andere; den Bruder hat Paul erschossen, das Mädchen ist beim Vater geblieben und vierzig Jahre sind darüber hingegangen."

„Lieber Onkel," hob jetzt Erwin an, — „Mir muß aber jetzt daran gelegen sein, Sicherheit zu erlangen, ob dieses Kind, dessen im Briefe erwähnt wird, noch am Leben ist."

Onkel Karl stemmte seine Pfeife auf den Fußboden, stützte die eine Hand auf sein Kinn und sagte,

sich stark vorbeugend: — „Nun und zu welchem Zwecke soll Dir solche Gewißheit dienen?"

„Vielleicht, — ich will es hoffen, die Möglichkeit in dem Sinne des Verstorbenen — der an mich gedacht hat, handeln zu können." —

„Vierzig Jahre!" sagte der Alte! „Vierzig Jahre!" wiederholte er kopfschüttelnd, „bedenke, was das heißt! Ist es ein Junge — dem die Ehre geworden, Deinen Onkel zum Vater zu haben und ist dieser Junge nicht gestorben, so ist er doch ein Mann geworden, der sein Brod erwirbt, entweder auf ehrliche Weise oder als Schwindler; gleichviel! Der ehrliche Mann bedarf Deiner nicht, und den Galgenstrick wirst Du nicht bessern, hast Du es etwa schon erlebt, daß ein Galgenstrick ein richtiger Mensch geworden?"

„Ich betrachte es als eine heilige Pflicht," begann Erwin ernst. —

„Ist es ein Mädchen gewesen," fuhr Onkel Karl fort, „und ist es nicht gestorben, so ist es bei Gott auch vierzig Jahre alt; entweder an einen Mann gekommen, der für seine Frau zu sorgen hat; oder — ein altes Mädchen geblieben." — Onkel Karl lachte jetzt laut auf. „Ein Mädchen von vierzig Jahren? welcher Mensch wird ihr wohl jetzt zu nahe treten? — Welcher Mensch kümmert sich um ein

Mädchen von vierzig Jahren? Auf Ehre! sie wird doch was gelernt haben? Nähen, Stricken, oder so etwas. — Wenn sie siebzehn Jahre hätte, zwanzig — nun meinetwegen fünfundzwanzig — ich ließ es gelten — aber vierzig — bei Gott, es ist lächerlich! eine verjährte Geschichte, ganz verjährt" — sagte er aufstehend — „nicht mehr einzuholen, auch wenn wir zwanzig Schüsse nachfeuern wollten."

Onkel Karl schritt rauchend und selbstzufrieden durch das Zimmer, blieb jedesmal, so oft er an eines der Fenster kam, stehen; sah, große Wolken vor sich blasend, in die Ferne, und dann wieder zurück bis an das äußerste Ende dieses begrenzten Raumes. Auf dem Gesicht der Tante Helene lag ein Ausdruck tiefer Wehmuth — und Erwin saß da, — den Kopf in die Hand gestützt. Jetzt schwand die Spannung, die während der Rede seines Onkels, seinen Zügen etwas Hartes verliehen hatte; er nahm die Hand der alten Dame und führte sie an seine Lippen; sie drückte fest die seinige und sprach halblaut: — „Folge nur Deinem Herzen, Erwin, es wird Dich stets richtig leiten und Gott lohn' es Dir am eigenen Glücke!" —

Ein dunkler Farbenschimmer belebte Erwin's Züge; sein Auge ruhte sanft und lichtvoll auf dem guten, alten Gesichte der Tante Helene. — „Sie ist

ein Engel," sagte er leise, „und wie wollte ich, daß Du sie sähest." —

„Ich denke, Du bringst sie uns bald her, Erwin, und alte, glückliche Zeiten leben hier wieder auf!" —

„Gewiß, liebe Tante," erwiederte Erwin mit einem Anflug von Verlegenheit, „aber nicht gleich, erst bringe ich sie in's Ausland." —

„Die Honigwochen in der Fremde, Erwin?" —

„Wenn man glücklich ist, fühlt man sich heimisch überall!" —

„Nein, nein, Erwin, komme lieber nach Dornfeld. Glaube mir, es ist besser so — nach der alten Sitte unserer Väter, — und im Herbste, wenn Du es durchaus willst, sobald die Kraniche fortzugehen anfangen." —

„Habt Ihr wieder ein Complot gegen mich geschmiedet?" unterbrach sie jetzt, am Tische stehen bleibend, Onkel Karl.

„Ein Complot? Wir machen Pläne für die Zukunft," erwiederte Tante Helene. —

„Wirklich? Kein Fortsimuliren über den vergilbten Brief? Na, weißt Du, Erwin, woran ich die ganze Zeit gedacht habe?" fuhr Onkel Karl fort. „Den Waldstrich dort rechts — mußt Du aushauen lassen — bei Hetzjagden — auf Ehre — sehr im Wege — für Pferd und Reiter schlimm, und für

das Wild ein Schlupfwinkel. Dem Sel'gen habe ich es oft vorgeschlagen, aber der war kein Jäger mehr. Höre nur, mein Junge," sprach er weiter, die kräftige Hand auf Erwin's Schulter legend. „Werde ich es noch erleben, daß Du ein rechter Jäger wirst? bist Alles, was Du willst! aber ein Jäger bist Du nicht." —

„Ich kann es noch einmal werden, lieber Onkel." —

„Weiß Gott?" sagte der Alte kopfschüttelnd, „Deine Braut ist vielleicht eine sehr zarte Dame aus der Residenz, wird Hundegebell nicht vertragen, und aufschreien, wenn sie eine Flinte sieht: Aber sage einmal, mein Sohn," fuhr er fort, dem Neffen keine Zeit zur Antwort lassend — „wird Deine Braut Dich in religiöser Hinsicht nicht sehr beeinflussen?"

„Gewiß nicht," erwiederte Erwin, „Jeder läßt den Andern bei seinem Glauben." —

„Das ist eine Disposition, die mich freut, mein Sohn! Bei uns in der Provinz sind die Frauen in Glaubensfragen sonst nicht so ruhig, und jede hat in der Regel einen Prediger, den sie ganz besonders hochhält. Sprichst Du in Gegenwart einer Dame hier Uebles von ihrem Pastor oder auch von der lutherischen Kirche überhaupt, — so wird sie

böse — heftig — gereizt — und vergißt es Dir nicht — wenn Du schon längst todt bist." —

„Laß nur die Frauen in Ruhe," sagte die Schwester, „sie sind doch noch besser als die Männer." —

„Die Alten vielleicht?" versetzte schmunzelnd Onkel Karl, „aber die jüngeren gewiß nicht. — Es giebt keine Hausfrauen mehr." —

„Daran sind nur die Männer schuld, welche immer mehr verflachen, und der Einfluß der Zeit" — warf Erwin hin. —

„Geh' mir mit Deiner Zeit!" rief Onkel Karl aus, „die Zeit ist kein Frauenzimmer, die heute so — und morgen anders ist, — die Zeit ist eine Uhr, die der liebe Herrgott aufgezogen, und die immer auf dieselbe Art läuft und immer dasselbe bringt. — Wie vor hundert Jahren," fuhr er gelassener fort, „zieht noch heute die Waldschnepfe ganz in derselben Weise und sieht so aus, wie sie damals ausgesehen hat; — der Auerhahn thut, wie er gethan — und in Feld und Wald geht Alles auf ein Haar so zu, wie es früher zugegangen ist. — Wenn aber die Frauen hier jetzt für ihre Prediger und für ihre Kirche so leidenschaftlich werden können — so liegt das in ihrem Wesen, in ihrer Erziehung — aber keineswegs in der Zeit." —

Mit diesen Worten drehte sich Onkel Karl um

und begann wieder auf und abzugehen, wie er es gewohnt war, wenn er seine Pfeife nach dem Kaffee rauchte. — Erwin fühlte sich müde, und nicht in der Stimmung, um seinen Onkel zu widerlegen. Tante Helene mochte auch nicht sprechen: sie dachte zu viel an den Bruder Paul, dessen Stimme ihr so lebendig in den Ohren und im Herzen nachklang, wenn sie den lebenden Bruder sprechen hörte. So entstand eine Pause, die Erwin benutzte, um sich zu entfernen. Ihm war es unbehaglich zu Muthe — war ihm doch schon häufig, seit er jetzt hier in Dornfeld weilte, Edith's Stimme wie ferne Musik erklungen, Walldorf's Gestalt wie ein schönes harmonisches Ganzes vor die Augen getreten, und Erinnerungen an Martha's ernste Sprache in ihm wach geworden. Hatte er sich nicht fremd an dem heimathlichen Heerd gefühlt? und war ihm nicht — jetzt — hier der Gedanke gekommen, Edith zuerst in's Ausland zu bringen? —

„Lieber Karl", sagte jetzt Tante Helene, nachdem sie eine Weile schweigend dagesessen hatte, „der Mann, den Paul erschoß, war doch Arzt?"

„Denkst du schon wieder an die alte Geschichte?" rief der Bruder lächelnd aus. —

„Du kannst mir doch antworten," sagte die Schwester. „Du hast mit Paul damals über die Sache

gesprochen, ich nicht, ich habe es nie gewagt — ihn darum zu befragen; ich wußte nur soviel, als er mir bei Gelegenheit einmal geschrieben. Dein Gedächtniß ist überdies viel besser, als das meinige." —

„Ein gutes Gedächtniß habe ich wohl," begann Onkel Karl mit selbstzufriedenem Gesichte. „Mancher junge Mann hat nicht so viel davon als ich — auf Ehre! Nun warte, liebe Helene, laß mich nur meine Pfeife stopfen, dann will ich Dir den Gefallen schon thun". Er stopfte die Pfeife, legte Feuer hinein und sagte dann kurz, indem er sich wieder in Bewegung setzte: „Er war ein Förster — und kein Arzt." —

„Richtig, Karl, ganz richtig." —

„Der Arzt war der ältere Bruder, der bei dem Duell assistirte und die Leiche fortbrachte." — Jetzt war die Pfeife ganz in Ordnung, sie rauchte leicht, und Onkel Karl blieb bei der Schwester wieder stehen. — „Nun höre jetzt zu, liebe Schwester Helene," sagte er schmunzelnd; — „mit meinem alten Gedächtniß werde ich Dir die alte Geschichte ganz so vortragen, wie sie vor vierzig Jahren passirt ist. — Den Förster hatte Paul auf der Universität kennen gelernt; es war ein schöner, prächtiger junger Mann und Paul hatte ihn protegirt, ihm einige Male mit seinem Wechsel ausgeholfen, wenn jener

Schulden gemacht, und von dem eigensinnigen Vater kein Geld erhalten hatte. Als Paul zum zweiten Mal im Auslande war, begegnete er dem jungen Manne wieder, der eben geheirathet hatte und Paul einlud, ihn zu besuchen. — Unser lieber Bruder, der im Auslande ohnehin ohne bestimmten Zweck lebte, folgte der Einladung. Er lernte bald die Schwester des Försters kennen, die sehr schön war, und verliebte sich in sie. — Er hat es mir später zugeschworen, daß er das Mädchen gewiß geheirathet hätte, aber der alte eigensinnige Vater hatte sie schon mit einem Pastor verlobt, den das Mädchen gar nicht mochte. Das junge Ding that unserm Paul leid und das bewirkte, daß seine Leidenschaft immer mehr zunahm. Der Bruder bemerkte die Sache und machte ihm darüber Vorstellungen. Paul jedoch nahm es übel — und dachte — „„Jetzt gerade!"" — und eines Tages, als der Förster grade abwesend war, wußte er das blutjunge Ding zur Flucht mit ihm zu bereden, um dem Ehebunde mit dem Pastor zu entgehen. Doch holte der Bruder beide ein und es fielen harte Worte. Paul hatte sich indessen nicht schießen wollen, und war zu jedem ehrenvollen Ausgleich bereit, aber jener ließ nicht ab und es kam zum Duell. Als der Schuß des Gegners gefallen war und er sein Pistol erhoben, hatte dem

Paul die Hand zum ersten Mal im Leben gezittert; — ihm war zu Muthe gewesen, als würde er den Freund erschießen, gerade weil er ihn nicht treffen wollte und da hatte sein Herz plötzlich geklopft, wie ein Eisenhammer — die Hand war ihm unsicher geworden — der Schuß fiel — und der Förster war todt! — Paul mußte fliehen — und kehrte nach der Heimath zurück. — So hat er mir die Sache erzählt und so hast Du sie wieder." —

„Ich danke Dir, lieber Bruder" — sagte Tante Helene. —

„Und wie hieß der Förster?" —

„Auch das noch?" rief Onkel Karl, den letzten Rauch aus seiner Pfeife blasend — „Er hieß Wilhelm Gotthelf; — aber nun auch genug, liebe Helene! Auf Ehre — ich spreche kein Wort mehr — lasse die Todten ruhen." —

Onkel Karl ging jetzt hinaus, wie er alle Tage um diese Stunde in's Freie zu gehen pflegte bei gutem und bösem Wetter — Tante Helene ließ ihren Schlitten anspannen. —

Drei Tage später war das Schloß wieder öde — Erwin als der letzte hatte es verlassen und Fräulein Lenchen saß allein am Fenster und ihr war es so eigenthümlich um's Herze. Sie sah den Schnee schmelzen, und die Sonne hell und blendend in die

leeren Räume hereinscheinen — sie sah den Frühling kommen — und er kam ihr so altmodisch vor — mit seiner ewigen Wiederkehr, — das Sonnenlicht — so altersschwer — und diese weiße Erde, die bald grün werden sollte, so unbekümmert um die vielen bleichen Gesichter, die sie aufgenommen, seit sie zum letzten Male grün gewesen. — Die Nadel in Fräulein Lenchens Hand bewegte sich langsam, das Tuch, an dem sie häckelte, lag ihr schwer auf dem Schooß, — in der Brust war es ihr enge — und im Auge so trübe! —

Neuntes Kapitel.

In der Fremde.

Mehr als ein Jahr war vorüber, und der Frühling wieder gekommen. Fräulein Lenchen saß nicht mehr gedankenvoll am Fenster, sie lief Trepp auf Trepp ab, hinaus in den Park, in die Gärten und Treibhäuser, ja selbst bis zu der alten Ulme hinunter, wo eben gehämmert wurde, um Tisch und Bänke, welche morsch geworden, zu entfernen, — denn neu angelangte von Gußeisengeflecht sollten die alten ersetzen. — Herr Siegbert, der Verwalter, hatte heute einen letzten Wechsel nach Dresden geschickt und Fräulein Lenchen vorgerechnet, daß die jungen Herrschaften nicht früher als in zehn Tagen eintreffen konnten, aber die gute Haushälterin — in welche plötzlich ein Strom von Jugendgefühlen hineingefahren war, blieb dabei, daß

Herr Siegbert sich verrechne — und Alles, was zu dem Empfange des jungen Paares noch nicht völlig geordnet war, drückte und ängstigte sie, gab ihr Flügel und Kräfte, um Ungewöhnliches zu leisten. —

Oh, wenn Edith, die bald Mutter werden sollte und in ihrem blauen Auge einen neuen Zug von Sanftmuth trug, jetzt in die Ferne hätte blicken können, sehen, wie wunderbar grün Wald und Feld in Dornfeld sich färbten, wie die alte Ulme mit ihrem kaum erschlossenen Laube von einem schattigen Orte schon erzählte, wo die Schönheit von Gottes Welt dem Auge entgegentrat — und die Stille, das Dunkel der Einsamkeit Glück und Liebe bargen — wenn Edith mit den Augen — Fräulein Lenchen hätte folgen können, in den Räumen des Schlosses, die jetzt durch ihre weit geöffneten Fenster Maidüfte einsogen, und friedlich still und glanzvoll dalagen — als fehle in ihnen nur der Mensch — um das reinste Erdenglück in's Leben zu rufen — arme Edith, sie wäre noch glücklicher! — aber auch noch trauriger geworden! —

Edith weiß nicht, warum ihr grade so zu Muthe ist — die Gedanken, die sie quälen — haben noch keine deutlichen Umrisse gewonnen; es sind erst dunkle Gedankenstriche, die sie nicht ganz versteht. Was tief in ihrer Seele schmerzt, daß sie zuweilen plötz-

lich aufschreien möchte — und sich flüchten vor diesem Weh — dafür hat ihr Herz noch keinen Namen gefunden. — Bald glaubt sie, es komme von Außen her, ihr eigenes Selbst trage nichts dazu bei, bald erfaßt sie ob dieser Stimmung Bangigkeit und sie wird sich selber gram, daß sie verlernt, mit ganzem Herzen zu lächeln. — So ging es ihr heute, Thränen glitten über ihre Wangen — aber der Ausdruck ihrer Züge war so, als ob sie lächeln wollte. Alle Tiefen ihres Herzens hatte Edith erschlossen, um sie den Sonnenblicken ihres Lebens zuzuwenden und diese Thränen sollten die letzte Schwüle aus den Tiefen hinwegspülen. Plötzlich hörte sie Schritte — es war Erwin, der zurückkam; wie erschreckt und doch freudestrahlend trocknete sie schnell die Augen und ging ihm entgegen.

„Der Wechsel ist nicht gekommen," sagte Erwin eintretend — „Wir werden noch hier bleiben müssen." Er hatte sie umfaßt, aber nicht in ihre Züge geblickt, er führte sie zu ihrem Sessel zurück, setzte sich neben sie, und da begegnete sein Auge dem ihrigen.

„Edith, Du hast geweint?" — Er sprach es sanft und betroffen — sein Blick war besorgt um sie und so herzensgut dabei. — Mit aufjauchzendem Herzen barg Edith das Haupt an seiner Brust — Oh Edith! wie kindisch — wie undankbar bist du!

Sagt nicht sein Auge, wie er Dich liebt? bitte dem theuren Manne ab, sage, daß graue Gedanken durch Dein Herz gezogen sind — er ahnt es nicht, daß Du ihm Unrecht thust — sage es, damit er Dir vergeben kann. — Nein, nein, die Worte wiegen mehr als die Gedanken, die Lippen scheuen diese Worte — sie klingen fort — und können nicht vergessen werden! — — Seine Hand strich über ihr weiches Haar und sein Auge blickte zerstreut hinaus, als hielte er ein Kind an seiner Brust gedrückt, das ruhig wird, wenn man es auf die Arme nimmt, — nicht eine beängstigte Menschenseele, die nur an seinem Herzen Schutz und Hoffen suchte und nur dort sie wiederfinden konnte. — Erwin war noch glücklich, Edith war noch sein Kleinod — ja die ganze Welt hatte kein solches aufzuweisen — aber Erwin war schwach, der Funke einer verzehrenden Leidenschaft glimmte schon in ihm — darüber schlugen die Flammen eines edlen Feuers, — und halfen ihm den Dämon verkennen und verläugnen. — „Edith", hob Erwin an — „Es wird mir schwer es auszusprechen, denn ich weiß ja — Du bist — dagegen — und dennoch — es ist besser — und mir zu Liebe werde nicht traurig. — Wir wollen jetzt zu Deinem Vater."

„Oh Erwin" — rief Edith — und fügte schnell, wie sich besinnend schnell hinzu — „thue, wie Du

willst, traurig — werde ich nicht sein — Dein Herz nicht schwer machen — nein, Erwin — sorge darum nicht!"

„Edith, Du liebst doch Deinen Vater so sehr?" —

„Das thue ich — aber ich möchte dennoch lieber nach Dornfeld — wie auch Du — es sagtest und wolltest — ehe wir hierher kamen." Erwin senkte die Augen, nahm ihre Hand und küßte sie. — „Und glaubst Du nicht, daß es Deinen Vater glücklich machen wird, Dich jetzt schon wieder zu sehen?" fragte er.

„Er würde es natürlich finden — wenn wir nach Deinem Zuhause gingen". sagte Edith — „Er würde zu uns kommen und dann wäre ich auch viel glücklicher, ihn zu besitzen."

„Das wird später auch geschehen — und wird Dein Vater uns dann weniger willkommen sein?" —

„Du hast entschieden", fiel Edith ein — „und schau mir in die Augen," fuhr sie lächelnd fort — „sehe ich nicht glücklich aus?" Erwin umarmte sie. „Das Wetter ist so schön, willst Du nicht mit mir in's Freie kommen?" sagte Erwin nach einer Weile.

„Schon gleich?" —

„Du willst nicht — Du bist müde!"

„Das nicht, Erwin, ich dachte nur, weil Du eben erst gekommen." —

„Ja, ich bin lange fortgeblieben; — Ich traf zusammen mit einem Landsmann und einem anderen jungen Manne — die beide mir gleich antipathisch sind." —

„Und darum bliebst Du so lange?" fragte Edith lächelnd. —

„Ja wohl, Edith, um es Beide recht deutlich fühlen zu lassen."

„Komm, komm", sagte jetzt Edith sich erhebend, „bin ich mit Dir — kannst Du nicht Händel suchen blos darum, weil ein Mensch Dir nicht gefällt" —

„Sei ohne Sorge", sagte Erwin — „Der Eine dieser Beiden ist ein eitler Schwätzer, der das Leben viel zu lieb hat, um mit mir eine Affaire sich zuzuziehen, der andere ein Geck, der meinen Hohn nicht versteht." —

Bald hatten Erwin und seine Frau die Brühl'sche Terrasse erreicht. — Edith setzte sich an einen kleinen Tisch — wo sie gegen die Strahlen der sich senkenden Sonne geschützt war — Erwin blieb neben ihr stehen. —

„Suchst Du Jemand?" fragte sie ihn — nachdem sie eine Weile schweigend ihn beobachtet hatte. —

„Ich sah mich eben um nach jenem Narren von Landsmann" —

„Ist er hier? Siehst Du ihn?"

„Allerdings!"

„Erwin, wie sonderbar bist Du heute?"

„Wie so?"

„Du magst ihn nicht und bist doch ganz mit ihm beschäftigt!"

„Was wir nicht mögen, beschäftigt uns gerade sehr!" — Erwin's Antworten klangen Edith so eigenthümlich zerstreut, aber diese letzten Worte hatte er mit Bewußtsein ihres Inhalts gesprochen — es war deutlich, daß der Sinn dieser Worte das Aufleuchten in seinem Auge erklärte. War ihm beleidigende Arroganz entgegengetreten und er noch unwillig darüber? Waren es Worte, Blicke gewesen, — die an dem Heiligthume seiner Gefühle gestreift hatten — und jetzt in der Erinnerung fortwirkten? War es das Aufflammen eines Selbstbewußtseins, welches Flachheit und Eigendünkel wach gerufen? Was Edith umgab — war einige Augenblicke wie ihrem Auge entrückt; sie sah gedankenvoll in den Strom hinab und das junge unerfahrene Herz suchte einen jener Widersprüche zu lösen, — die zu enträthseln, auch dem reifgewordenen Verstande schwer fällt. —

Erwin bemerkte nicht den sinnenden Ausdruck seiner Frau, sah nicht ihren besorgten Blick wieder auf seinem Gesichte ruhen, er war ganz Auge für

eine Gruppe, die sich unfern von ihnen gebildet hatte. — Dort saßen Frau von Halleck und Martha, — dort stand eine ungewöhnlich hohe Mannesgestalt, mehrere andere überragend. —

„Edith", sagte jetzt Erwin — „ich bringe Dich zu der Baronin Gronau — da ist sie — ganz nahe mit ihrem Manne und ihrem Kinde." —

„Nein, heute nicht! Erwin, ich bitte Dich — lasse mich nur hier." Edith's Stimme klang wie flehend und beengt. —

„Aber warum nicht? hier bist Du ganz allein." —

„Das ist mir eben lieb, Du bist ja da!"

„Ganz wie Du willst, liebe Edith!"

Zum ersten Male hörte sie den Gatten ihren Namen mit diesem Beiworte aussprechen, — wie klang es ihr kalt, wie gleichgiltig, wie mißmuthig, dieses Wort „liebe Edith!" — Gleich Hagelschloßen fühlte sie es in ihrem Herzen schallen — ihr Antlitz färbte sich dunkel, Thränen schimmerten in den großen blauen Augen. — Aber Erwin sah es nicht, er stand da mit etwas zurückgebogenem Oberkörper, die eine Hand in den festgeknöpften Rock gesteckt, als sollte sie ruhegebietend auf das Herz sich legen, die andere hatte er auf die Lehne eines Sessels gestützt, so fest, als wäre sie härter als das Eisen, welches sie umschloß, — aber in seiner Brust fühlte

er einen stärkeren Druck, es war der erste Zwang der Pflicht, den er erduldete. —

Für Edith hatte jetzt die Welt ein neues Angesicht gewonnen — Sonnenlicht und Frühlingswehen sprachen zu ihr: „Du bist allein!“ Die Menschen, die sich nah und fern bewegten, sagten auch — „Du stehst allein,“ — die Träume von Glück zogen fort aus ihrem Herzen — und dieses rief: „Du bleibst allein!“ Ein neues Ahnen, wie Alles sich von uns lösen kann, um jeden Pulsschlag an einen dunklen Kern zu fesseln — die Frucht des Lebens, die bald früher und bald später reift!

Erwin und Edith waren wieder zu Hause und waren wieder allein, weder ein Mensch noch ein Laut um sie her, der die Worte, die aus dem Herzen kommen, zurückzudrängen mahnt — und dennoch war Edith zu Muthe, als sei mit ihnen — ein dunkles unheimliches Wesen über die Schwelle ihres Hauses getreten. — Sie vermochte endlich nicht mehr, dem Ausbruch ihrer Trauer Einhalt zu thun. Erwin sprach, sie hörte seine Worte, aber sie wurde nicht durch sie beruhigt, sie hielt seine Hand fest, warm und innig, als wollte sie ihm sagen, wie lieb er ihr war — sie ließ sich willig an sein Herz drücken, aber sie weinte fort und fort. Erwin war erschreckt. —

„Fort von hier!“ rief es plötzlich in ihm — und unwiderruflich stand sein Entschluß fest, am nächsten Tage Dresden zu verlassen. — Bald lächelte Edith wieder, und war, wie sie sonst gewesen. Aber Erwin schien noch immer auf die Schatten unter ihren Augen achten zu wollen — wie wenn er erinnert werden mochte an diesen ersten Ausbruch von Schmerz. —

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als sich der Zug, der Erwin und Edith zur Heimath führte, am nächsten Tage in Bewegung setzte. Edith dachte — der böse Traum ist vorüber, er wirft einen Schatten auf die Fremde — aber er bleibt dort zurück, er kommt nicht mit uns. — Vor ihr liegt die Heimath — und geheiligte Stunden und Tage, die jener Schatten aus der Fremde nimmer erreichen kann.

Diese Stunden und Tage waren gekommen — Edith war Mutter. —

Mit noch farblosem Antlitz saß sie jetzt an der Wiege ihres Kindes und ihr Vater stand neben ihr. — „Meine Edith“, begann dieser mit bewegter Stimme — „Gott hat Dir hier einen Quell der reinsten Freuden gegeben, aber auch eine Seele, die Du zu hüten hast. — An jeden Deiner Gedanken

muß fortan die Mutterliebe sich schließen. — Mit diesem kleinen Wesen wird jetzt Dein eignes Selbst vor Dein Gewissen treten — daß Du auch dieses behütest — und was in Dir noch getrennt von dem Kinde dasteht — wirst Du diesem zum Opfer bringen, denn die Mutterliebe ist Selbstvergessen!" —

Edith drückte die Hand des Vaters und senkte die verweinten Augen. —

Erwin war an diesem Morgen nach Carlsbad abgereist; um vier Wochen sollte er heimkehren, um die alsdann völlig genesene Edith nach Dornfeld zu bringen. Während Graf Walldorf an diesem Tage fast immer bei Edith blieb, selbst bei der Pflege seines Enkels Hand anlegte, saß Fräulein Brown, die Engländerin, in ihrem Zimmer und haderte in Gedanken mit allen ihren Lieben: mit dem Hausarzt, weil dieser dem reichen vornehmen Baron nach dem Munde gesprochen; mit dem Grafen, weil er so schweigsam gewesen, seine schönen Gedanken stets für sich behielt, und junge Leute, wie Erwin, dieselben zu errathen, nicht verständen; mit ihrer lieben Edith weil diese so krank aussah — daß der Doctor die Reise nach Dornfeld weiter hinausgeschoben; — mit Erwin — weil er bei seinem Standesbewußtsein einen besonderen Eigendünkel besaß, der wohl aus

der Provinz stammte, und ihn von seinem Schwiegervater fern hielt — ihm das Leben in der Residenz verleidete. Sie haderte endlich mit sich selbst, weil sie im entscheidenden Augenblicke die Geistesgegenwart verloren — und Erwin beim Abschied doch die Hand gereicht — was nicht zu thun, sie fest beschlossen hatte. —

Zehntes Kapitel.

In Carlsbad.

Fräulein Brown hatte nicht so Unrecht. — Der Hausarzt hatte wirklich dem reichen vornehmen Baron zu widersprechen vermieden, und darum einen kurzen Aufenthalt in Carlsbad empfohlen — und Fräulein Brown hatte wiederum nicht so Unrecht, wenn sie glaubte — daß Walldorf's Nähe Erwin beengte. — In dem Wesen des Grafen war etwas, das Erwin nicht lange zu ertragen im Stande war. Die hohe Achtung, die er Edith's Vater nicht versagen konnte — schärfte gleichsam seine Augen — und wendete diese zu dem eig'nen Selbst zurück. — Er mußte Lücken in sich wahrnehmen, die er sonst überall vergaß — und denen gegenüber der selbstzufriedene, so leicht auffliegende Gedanke — „Bin ich — wie

ich bin — mir nicht genug?" wie Nebel zerrinnen mußte. —

Nächst diesen beständigen Eindrücken des Zusammenlebens, die eine Art von Fieberbewegung in Erwin hervorriefen, wirkte mächtig ein kleines Wort, welches er in Dresden gehört hatte. — — „Auf Wiedersehen in Carlsbad" hatte Frau von Halleck dem Baron Neuenburg gesagt, dem Majoratsherrn auf Schloßheim in Kurland; — und Martha hatte bei diesen Worten so namenlos traurig ausgesehen.

Sein Blut kochte noch, wenn er an diesen Ausdruck ihrer Züge dachte. — Mußte sie denn wirklich dem faden, kernlosen, eitlen Manne verfallen, wenn sie es müde werden sollte — der schlauen geschäftigen Mutter Widerstand zu leisten? Diesem Gedanken schlossen sich so leicht andere an. — Er — trug in sich die Macht es zu verhüten — war es nicht seine Pflicht, sie auszuüben? — Jene Frau — die einst an ihre Tochter ihn zu fesseln bemüht war, und jetzt, ihn unschädlich erachtend, und ihre Zwecke verfolgend — seine Gesinnung und seinen Reichthum ausgebeutet hatte, — die sollte ihn kennen lernen! — Und Martha — die, ihn wiedersehend, freudig bewegt gewesen — mit feuchtem Auge — ihm — die Hand gereicht, sollte es empfinden, daß sie nicht umsonst sich zu ihm hinge-

zogen fühlte. War nicht Edith noch zu leidend, um nach Dornfeld zu reisen? War sie nicht — in dem Hause ihres Vaters sicher aufgehoben und behütet? Es gab Augenblicke, wo Erwin wankend wurde, wenn er seine blasse Edith betrachtete — aber — Walldorf's Nähe gab den Ausschlag; — wurde ihm doch immer häufiger zu Muthe — als schauten diese ernsten Augen tief in sein Herz hinein und dann — voll Sorge — in die Zukunft. Erwin konnte es nicht ertragen; — er hatte endlich den Entschluß gefaßt — und Herz und Gewissen zum Schweigen gebracht. —

Vierzehn Tage waren seitdem verflossen, als eines Morgens die Sonne, welche sich eben erst über die Berge, die Carlsbad einschließen, erhoben hatte, in ein geöffnetes Fenster des Weißen Löwen — und in Erwins Antlitz blendend hineinschien. — Erwin stand fertig gekleidet da — und schaute mit sichtbarer Ungeduld hinaus. Plötzlich leuchtete es in seinen Augen: er nahm Hut und Handschuhe und Reitgerte, die neben ihm auf einem Tische lagen, und ging mit leichten Schritten die Treppe hinab.

Vor die Hausthür führte eben ein kleiner schmächtig aussehender junger Mann mit dünnem schwarzem Schnurrbärtchen ein gesatteltes Pferd heran. —

„Ich danke dir, Fritz" sagte Erwin — dann den

Wirth bemerkend, der eben herauskam — legte er die Hand an seinen Strohhut — saß im Sattel — und blickte zu einem Fenster hinauf. —

„Recht vorsichtig, Herr Baron" — sagte jetzt der Hauswirth, der in sehr ehrerbietiger Stellung dastand — „die Zügel fest gehalten, wenn Sie herunter kommen." —

„Auf Wiedersehen!" gab Erwin zur Antwort und klopfte mit der Hand auf den Hals seines Thieres. — Er ritt einige Minuten im Schritte, dann hallte durch die Stille und die feuchte Morgenluft der rasche Trab des sich entfernenden Reiters. —

„Wohin wollen Sie nun, Herr Verneck?" fragte jetzt der Hauswirth — „kommen Sie mit mir hinein, und trinken eine Tasse Kaffee. — Sie haben ja wohl diese Nacht kein Auge zugemacht? — Ein gutes Stück bis Dahlwitz! aber warum sind Sie nicht zurückgeritten?" — fuhr er fort — als der blasse junge Mann auf seine Worte nicht zu achten schien. — „Auf ebener Straße ist das Zupferdesitzen eben nicht gefährlich — Sie sehen mir todtmüde aus!" —

„Ich vertrage nicht das Reiten" — erwiederte Fritz Verneck. „Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen sehr — aber ich kann nicht bleiben — ich muß gleich fort."

„Hören Sie, Herr Verneck!“ begann wieder der Hauswirth, „ist es einmal so weit gekommen, muß man auch muthig drein sehen! Als der Baron gestern Abend — nach Hause kommend — mir — hier — vor der Thüre sagte — „Ein Pferd muß ich morgen vor Tagesanbruch haben — um jeden Preis schaffen Sie mir ein Pferd“ — da ging es mir kalt über den Rücken, — aber sehen Sie, — jetzt bin ich so gelassen, als wüßte ich genau, daß er frisch und munter wiederkommt. Ihnen erscheint alles schlimmer, weil Sie ein kränklicher Mann sind. Wir haben gethan, was wir konnten; Sie werden nirgends so gute Thiere — wie in Dahlwitz bekommen — darauf schwöre ich! kommen Sie nur hinein und stärken Sie sich.“ —

„Nein, ich kann wirklich nicht — ich fühle mich krank und will — im Freien bleiben — einen kurzen Gang machen — dann wird es mit mir besser werden.“

Fritz Verneck war gegangen, und auf der Flur war es wieder so still — als sei noch kein Leben im Weißen Löwen wach gewesen. Die Sonnenstrahlen lagen ruhig auf Blumen und Büschen, — die Vögel hüpften, sich gegenseitig lockend und neckend, auf den Zweigen der Sträucher — auf dem Kieswege, auf Blumen und Hecken. Jetzt war hier

Alles ihr Eigenthum — bis das erwachende Treiben der Menschen sie hinaufscheucht auf Dächer und Bäume. —

Da öffnete sich wieder ein Fenster. Frau von Halleck war beklommen zu Muthe, sie schaute hinaus — in den hellen Morgen — und wandte sich dann zu Martha, die im Zimmer auf- und abging.

„Wir wollen hoffen," sprach sie — „daß es gut und ohne Unfall abgeht; — das Selbstquälen und Ausmalen von Gefahren, die vielleicht gar nicht vorhanden sind, nützt nicht, könnte nur Aufsehen erregen; — aber — eine gute Lehre kannst du dir daraus entnehmen!" —

„Mama!" rief Martha stehen bleibend, und ein paar glühende Augen auf ihre Mutter richtend — „bin ich Schuld daran?" Es malte sich ein Gedanke des Mitleids in den harten Zügen von Frau von Halleck und sie erwiederte gelassen — „Es lag in deiner Macht es zu verhüten." —

„Keine Macht der Erde," sprach Martha kopfschüttelnd, „hätte es vermocht, die einmal angestachelte Eitelkeit zum Schweigen zu bringen, — keine Macht der Erde hätte ihn bewogen, das hingeworfene Wort als nicht gesprochen zu betrachten."

„Aber wenn er es nicht erfahren hätte, daß wir ins Gebirge zu gehen verabredet", begann die Mutter

mit harter Stimme — „Wenn du an die übrige Gesellschaft dich gern geschlossen hättest, wie es natürlich gewesen — Horstmar würde jetzt nicht sein Leben in Gefahr bringen, um deine nichtsnutzige Mappe zu holen, die dir als Mittel der Isolirung dienen sollte.“ —

„Oh mein Gott,“ rief Martha aus, „wenn man das Gefühl hat — wie ich es habe, verrathen und verkauft zu werden für Geld — und einen Namen.“ —

„Martha“, fiel ihr die Mutter ins Wort. „Ziemt es Dir, mir gegenüber solche Anschuldigungen auszusprechen?“

„Vergieb mir diese Anklage,“ sagte die Tochter leise, „aber ich kann nicht anders, — es liegt bittere Wahrheit in ihr; — Horstmar war der einzige, der gestern für mich empfunden — und obwohl ich dessen sicher war, bin ich es nicht gewesen, die ihn in Kenntniß gesetzt von dieser — mit Herrn von Neuenburg verabredeten Fahrt. — Auf Horstmars Frage — ob ich daran Theil nehme — gab ich zur Antwort — daß ich mich Deinem Wunsche fügen müßte.“

„Und Du warst zufrieden, daß er sich uns anschloß?“

„Das läugne ich nicht,“ entgegnete Martha — „doch viel lieber wäre ich zurückgeblieben.“ —

„Dieser Schlußerklärung bedarf es nicht," sagte Frau von Halleck, „ich habe noch eine zu gute Meinung von Dir, um glauben zu können, daß Du an den Huldigungen eines verheiratheten Mannes Gefallen finden kannst, obgleich — es beinahe schon diesen Anschein hat." — Martha sah ihre Mutter an, — als sträube sie sich noch — den bitteren Tropfen zu kosten, der in diese Worte hineingelegt zu sein schien. Frau von Halleck blickte in das Gesicht ihrer Tochter mit der ganzen Schärfe ihrer sprechenden Augen und fuhr fort: „Dein Verstand und Dein Gemüth sind bethört — daher Deine Beurtheilung gewisser Menschen — und des Lebens — so verschieden von der meinigen. Ich kann Dich weder verrathen, noch verkaufen wollen für ein Vermögen und einen Namen, aber ich habe das wirkliche Leben vor mir, und für die Menschen ein unbefangenes Auge." —

„Oh! Mama," sagte Martha, „was mich beherrschen könnte, habe ich längst und willig in Gottes Hand gelegt — ich bin nicht bethört. Oh, lasse uns abreisen, lasse uns nach Lilienthal zurückkehren — dort kann ich leben — für Dich allein, Dir beistehen, die zerrütteten Verhältnisse zurechtzubringen." —

„Wirklich?" sprach Frau von Halleck mit beißen-

der Ironie. — „Wirklich? Du willst das Deinige dazu thun, damit unsere Schulden bald getilgt würden?“ —

„Das verdiente ich nicht“ — sagte Martha tonlos.

„Wir werden abreisen“ nahm Frau von Halleck wieder das Wort, „aber wir werden nach Wien und nach Italien gehen. Du kannst mein Leben bitter machen, Sorge und Leid an jeden meiner Schritte fesseln, aber meinen Willen brechen — wirst Du nicht!“ Nach kurzer Pause fuhr Frau von Halleck mit verändertem Ausdruck der Stimme fort. —

„Es hätte schön für mich — hier werden können! aussöhnend mit vielen bitteren Gefühlen der Vergangenheit; noch mehr! Du hättest glücklich werden können — und ich — mit Dir — Du hast es nicht gewollt!“ Sie wendete sich ab; vor den Augen dieser Frau malte sich jetzt ein Weg im Gebirge — Gestein und hartes Wurzelgeflecht sah sie über den Boden rollen, sich winden und verwachsen, als sollte nie mehr eine Menschenseele aus jenen stillen Höhen einen Ausgang finden, sie sah dunkle Baumgruppen plötzlich hervortreten und Pferd und Reiter erschrecken, und über den Abgründen schien es ihr so still — so feierlich zu sein! —

Am Nachmittage dieses Tages war der Posthof noch mehr als gewöhnlich besucht, selbst auf dem

Rasen zwischen den Blumen-Parthien hatten sich mehrere kleine Gruppen gebildet und eben wurden wieder ein Tisch und zwei Stühle dahin getragen für zwei Kurgäste, die vergeblich nach unbesetzten Plätzen sich umgesehen hatten. Diese waren eine alte sehr korpulente Dame und ein junger Mann mit blondem Haar und großen nichtssagenden Augen. — „Sagen Sie einmal, mein lieber Herr von Neuenburg", hob die eben gekommene an, „wo ist denn Ihre Schönheit heute? ich habe mich mit dem größten Eifer nach ihr umgesehen — sie aber nicht entdecken können." —

„Ich auch nicht," erwiederte der junge Mann.

„Schade," versetzte die Dame. — „Ich wäre ihr gern noch einmal begegnet, bevor ich das liebe Carlsbad verlasse: eine anmuthige, interessante Erscheinung! — Nun man muß sich trösten" fügte sie seufzend hinzu. Mit diesen Worten begann die corpulente Dame ihren Kaffee zu trinken, der junge Mann that dasselbe, strich dazwischen seinen Schnurrbart und blickte gelangweilt ins Blaue. —

„Aber sagen Sie einmal, mein lieber Herr von Neuenburg," fragte wieder die Dame, „wie lange bleiben Sie noch hier?"

„Ich reise morgen ab, — und gehe nach Italien."

„Sie Glücklicher! und doch — wissen Sie! Gottes

Welt ist schön überall, und ist man eine Zeitlang draußen gewesen, sehnt man sich wieder nach dem lieben Daheim, so geht es mir!"

„Ich werde zu den Herbstjagden nach Schloßheim zurückgekehrt sein" — sagte der junge Mann und strich seinen Schnurrbart, um das ihn überkommende Gähnen zu verbergen.

„Ich kann es mir wohl vorstellen, wie laut und bunt es dann bei Ihnen hergeht" — bemerkte die Dame.

„Das sollte ich meinen." — Neuenburg lehnte sich bei diesen Worten mit sprechender Selbstzufriedenheit auf seinen Stuhl zurück.

„Unser kleines Ländchen bleibt doch ein hübsches reiches Ländchen? nicht wahr, lieber Herr Nachbar?"

„In keinem andern würde ich mir einen Grundbesitz wünschen" — erwiederte Neuenburg.

„Oh sagen Sie nicht! ich würde mich schon ganz gerne am Rheine ankaufen wollen, wenn ich nur das Geld dazu hätte." —

„Ich nicht! Die Menschen behagen mir hier wenig — ich fühle im Auslande mich nirgends zu Hause." —

„Und gehen doch jährlich ins Ausland!" meinte lachend die Dame.

„Man möchte doch sein Geld angenehm aus-

geben — was macht man sonst damit?" entgegnete achselzuckend der junge Mann.

„Hören Sie, mein lieber Herr von Neuenburg" — begann kopfschüttelnd die alte Frau — „das Geld angenehm ausgeben kann man wohl überall, ja," fuhr sie seufzend fort — „Apropos, ich sah gestern einen jungen Mann wieder, dem ich etwas von Ihrem Ueberflusse wünschen möchte: den Sohn einer ganz unbemittelten Wittwe, der kränklich, schwächlich ist, — gegen seinen Willen studiren muß, und gewiß mit harter Noth zu kämpfen hat." — Die lebhaften Augen der corpulenten Dame, gewannen, wie sie so sprach, einen weichen sinnenden Ausdruck, sie blickte vor sich hin — und bemerkte Fritz Verneck, der auf sie zukam.

„Nun, lieber Verneck, Sie bringen mir wohl Ihren Brief" — redete sie jetzt den Herantretenden an.

„Nein, Frau Staatsräthin" — erwiederte der blasse junge Mann. „Ich komme gerade vom Baron Horstmar, nur um Ihnen zu melden, daß ich keine Briefe für meine Mutter mitzugeben habe." —

„Aber sagen Sie doch! warum denn nicht? Was thun Sie bei dem Baron Horstmar?" Es klang wie Unzufriedenheit in der Stimme der Staatsräthin.

„Wie? — Sie wissen noch nicht?“ fragte Verneck.

„Was denn?“ —

„Er ist heute Vormittags besinnungslos nach Hause gebracht worden; er ist mit dem Pferde gestürzt — man hielt ihn für todt.“ —

„Mein Gott! wie schrecklich!“ rief die alte Frau aus — „erzählen Sie — wie ist es zugegangen — und wie wußten Sie es nicht?“ fügte sie hinzu, zu Neuenburg sich wendend.

Der Genannte hatte bei dem Beginn dieser Unterhaltung ein Bein über das andere gelegt, das nach oben gekommene in eine nachlässige spielende Bewegung gebracht, den Spitzen seines Schnurrbartes durch consequentes Hinaufdrehen eine Richtung in die Höhe gegeben, und auf diese Weise ein ziemlich herausforderndes Aussehen gewonnen. Die Frage der Staatsräthin, die durch den Ausdruck ihrer Augen etwas scharfes hatte, brachte den jungen Mann aus der angenommenen Stellung und Bewegung heraus. — „Ich glaubte“ — gab er mit einem Anflug von Verlegenheit zur Antwort — „daß Sie auch schon davon gehört, ich erfuhr heute Morgen, daß Baron Horstmar gestürzt sei, aber gleichzeitig auch, daß er keinen Schaden genommen.“ — Die Staatsräthin hatte schon ihre fragenden Augen

wieder Verneck zugewendet. — „Erzählen Sie mir, lieber Verneck, wie ist es zugegangen?“ sagte sie.

„Baron Horstmar war nach dem Hans-Heiling-Felsen geritten,“ — begann Verneck — „dort im Häuschen war etwas von den Damen vergessen worden.“ —

„Da haben wir wieder den ächten Kurländer!“ rief die alte Frau, mit vielsagender Kopfbewegung. —

„Er gelangte glücklich dorthin,“ fuhr Verneck fort — „und auch glücklich zurück — bis über die Hälfte des Weges, — da plötzlich scheute das Thier, zog aus und stürzte. — Baron Horstmar schlug mit dem Kopf an einen Baumstamm.“ —

„Der arme Mann! Wie schrecklich!“ sagte die Staatsräthin zusammenschauernd. —

„Mir war zu Muthe gewesen, als müsse ein Unglück geschehen,“ erzählte Verneck weiter. „Ich war zu Fuße nachgegangen; an einer Stelle, wo der Weg keine Biegung macht, — sah ich ihn kommen — und sah ihn auch stürzen. Zum Glücke war es nicht weit vom Dorfe. Ich holte Leute herbei, und wir brachten ihn zurück; — das war ein Schreck im Weißen Löwen!“ — Verneck versagte die Stimme und er hielt inne.

„Wie geht es jetzt dem Verunglückten?“ fragte die Staatsräthin. —

„Als der Arzt kam" — begann Verneck von Neuem, „war die Besinnung schon zurückgekehrt. Der Arm ist beschädigt — aber der Doctor meint — es sei keine Gefahr." —

„Gott sei gelobt! die arme junge Frau! und Sie sind immer bei ihm gewesen, lieber Verneck?" —

„Ja, Frau Staatsräthin — es gab vielerlei zu besorgen." —

„Das ist sehr brav von Ihnen, — Sie haben den Baron Horstmar wohl hier kennen gelernt? und er nimmt sich Ihrer an?" —

„Ich bin ihm viel Dank schuldig — ich würde für ihn durch Feuer und Wasser gehen." —

„Das ist alles sehr schön von Ihnen," sagte die Staatsräthin mit feuchtem Auge — „aber vergessen Sie nicht den Sprudel zu trinken. Sie sehen mir sehr elend aus — denken Sie nur immer an Ihre Mutter." —

„Gewiß, Frau Staatsräthin. — Haben Sie nur die Güte — meine Mutter wissen zu lassen, daß ich mich ganz wohl fühle, und bald wieder die Collegia fleißig besuchen werde." —

„Schön, schön! Das will ich schon erzählen — und die arme Frau trösten — aber thun Sie das Ihrige, damit Sie bald gesund werden — und in die Heimath kommen." —

„Ja, Frau Staatsräthin — und ich danke Ihnen viele Tausendmal für alle Ihre Güte.“ —

„Wollen Sie schon gehen, lieber Verneck?“

„Ich muß zu dem Kranken zurück!“ —

„Nun Gott mit Ihnen!“ — Die alte Staatsräthin reichte dem blassen jungen Mann die Hand — und sah dem Fortgehenden mitleidig nach. —

„Sagen Sie, mein lieber Herr von Neuenburg,“ begann Sie jetzt, den Kopf bedenklich wiegend: — „Wie haben Sie nicht den Landsmann besucht, der nur durch ein Wunder dem Tode entronnen? — Ich denke, Sie sind doch mit ihm bekannt?“ —

„Es hat seine besonderen Gründe“ — erwiederte Neuenburg mit selbstzufriedenem Lächeln — „ich glaube, ich bin ihm im Wege — und mir — ist er zu eingebildet, wir conveniren einander nicht.“ —

„Wer von uns ist nicht etwas eingebildet?“ versetzte die Staatsräthin. — „Das Wie, und Worauf — sind verschieden, aber das Wohlgefallen an dem eig'nen Selbst ist uns mehr oder weniger Allen angeboren. Ehe ich morgen in den Wagen steige und Carlsbad Adieu sage,“ fuhr die alte Dame fort — „schicke ich zu dem kranken Landsmann, um anzufragen, wie es ihm geht — und am Ende werde ich mir auch darauf etwas zu gute thun, mein Scherflein Theilnahme nicht so wie Sie schul-

dig geblieben zu sein. — Ja, ja! mein lieber Herr von Neuenburg — so geht es in der Welt!" — Neuenburg war nicht aufgelegt, das Gebiet philosophirender Betrachtungen zu betreten, dieses gehörte für ihn zu jenen Wüsteneien, die nur gut für diejenigen sind, die kein bebautes und mit reichen Ernten gesegnetes Land haben. Sein weites Schloßheim mit den vielen Nebengütern, das war der Boden, auf dem er sicher stand, und eine Fürstenkrone, die seinem Wappen zwar fehlte, aber an seinem Namen hängen geblieben, das war sein Himmel — er trug sie mit sich, wie die Schnecke ihr Haus. — Die alte Staatsräthin hatte weder Vermögen noch Land, zählte das dreifache an Jahren, war aber mit ihrem warmen Herzen leicht und behend wie ein Schmetterling, der auf Blüthen und Disteln, im schirmenden Laubdach und auf schwankendem Halm in Gottes weiter Welt sich sonnt und des Lebens sich freut. — Sie sprach noch lange über dieses und jenes und der blonde Begleiter hatte immer mehr Mühe, das ihn quälende Gähnen mit Bart- und Schnurrbartglätten zu verdecken. Endlich brachen sie auf. — Die alte Dame ging langsam, nicht allein weil sie sehr schwerfällig war, aber sie sah um sich herum mit so eigenen Augen, als wollte sie jedes Blättchen und jedes Steinchen, — doch noch recht

ansehen und dann schaute sie hinauf zu den Bergen und dachte — „Ihr seid wunderbar erhaben und schön, ich danke Gott, daß ich Euch gesehen. — Ihr mahnt mich an die Liebe Gottes, an seine Verehrung, ihr stimmt meine Seele zur Andacht und zu frommem Gebet!"

Neuenburg zählte ungeduldig die Schritte, die ihn noch von Anger's Hôtel trennten, denn mit dem Schlage sieben pflegte er dort seine Kartenpartie zu beginnen.

Langsamen Schrittes war auch Fritz Verneck zum Weißen Löwen zurückgekehrt. Es hatte ihn etwas in der Brust gedrückt, wie ein Stein, den die Frau Staatsräthin ihm da gelassen hatte. Es war die Erinnerung an die Heimath und das einzige Herz, welches warm für ihn schlug. Auf den Bergen lag schon die laue durchsichtige Nacht, auf die Straßen und Häuser floß helles Sternenlicht herab. Fritz Verneck wachte noch. Der Schlaf war ihm fern — und er wurde es inne, wie dann die Nacht das Blut zum Herzen treibt und mit gesteigerter Wärme in's Gehirn jagt, wie die Gedanken sich mit dem Herzblut färben, groß und hell hervortreten, und dann drängen und eilen hinauf und hinab, das Nahe entrückend — das Ferne nahebringend — und daß

oft das Herz still zu stehen scheint und zusammenschauert, obwohl es stürmisch schlägt. —

Endlich erwachte Erwin, nachdem er viele Stunden geschlafen hatte. Er sah Verneck sitzen, ließ ihn ein Licht anzünden und rief ihn zu sich.

„Wie blaß Du bist, Fritz!" sagte er zu ihm. — „Warum hast Du bei mir gewacht?"

„Wie geht es Ihnen?" fragte Verneck.

„Mir ganz gut! Wenn ich den Arm nicht bewege, schmerzt er nicht, und mein Kopf ist frei und frisch, als wäre ich nie so gesund gewesen; ich könnte wahrlich glauben, es sei nur ein Traum gewesen." —

„Oh! das war ein böser Sturz!" unterbrach ihn Verneck.

„Armer Fritz," sagte Erwin. — „Ich habe Dir einen großen Schreck bereitet. Gehe, um Dich nun auszuruhen; Du hast Dich müde und matt für mich gelaufen und bist doch noch so kränklich und schwach."

„Für Sie — möchte ich gerne auch sterben" — entgegnete Verneck, „und es würde noch das Beste an meinem Leben gewesen sein." —

„Bist Du von Sinnen?" rief Erwin — „höre Fritz — das sieht mir arg verdächtig aus, am Ende bist Du gar verliebt?" —

„Verliebt?" wiederholte Fritz und schüttelte traurig den Kopf. —

„Nun dann hast Du Dich überwacht, bist krank und sprichst darum so verworren. — Geh' schlafen — ich verlange es von Dir, und gebe Dir mein Wort, daß ich Dich rufen werde, so bald ich etwas nöthig habe." — Verneck ging — im Nebenzimmer warf er sich auf ein Sopha und legte beide Hände vor das Gesicht. Die Sonne war schon hoch am Himmel, als Verneck erwachend aufsprang — und zu Erwin hineineilte.

„Haben Sie geschlafen?" fragte er ängstlich und besorgt.

„Nein!" gab Erwin mit deutlichem Unmuth zur Antwort.

„Dachte ich es doch!" versetzte Verneck. — „Sie hießen mich aber gehen." —

„Was hättest Du mir denn doch helfen können?", sagte Erwin mürrisch. — „Das böse Pferd muß mir den Arm arg gequetscht haben — ich versuchte aufzustehen, und hatte unerträgliche Schmerzen. — Geh — bestelle mir Kaffee — und sorge wieder für kalte Umschläge — aber nein" fuhr er mit veränderter Stimme fort — „tritt erst etwas näher, Fritz, wie siehst Du heute aus? was war Dir diese Nacht?"

Ein freundliches Lächeln war mit diesen Worten auf Erwin's Züge gekommen. Verneck senkte die Augen, der Schlaf hatte ihn ruhig werden lassen,

aber diese Frage brachte ihn in seine Nachtgedanken zurück, und Erwin's Lächeln glitt weich und sonnig ihm in's Herz hinein und mächtiger als Leid und Härte — trieb es dasselbe aus den Fugen — den Blick zu Boden gesenkt, die Arme schlaff herabhängend, stand er da, und Erwin sah Thränen plötzlich und unaufhaltsam dem armen Jungen in die Augen dringen. — „Aber Fritz! was ist Dir?" sagte Erwin betroffen. — „Quälen Dich wieder Todesgedanken? oder hast Du Schulden gemacht? brauchst Du Geld? so sprich doch, ich gebe Dir — so viel Du willst!" Erwin hielt inne und Verneck vermochte nicht zu antworten. — „Fritz! bist Du denn gar nicht glücklich, daß ich am Leben geblieben?" fragte Erwin wieder. — „Es hat wenig gefehlt — und ich wäre nicht mehr — Du hättest keinen, der immer bereit ist, Dir beizustehen, wie und wo er nur kann." —

„Ich besorge Ihnen den Kaffee," sagte jetzt Verneck mit gepreßter Stimme, aber ein helles offenes Auge zu Erwin erhebend — „und dann erzähle ich Ihnen, was mir ist." — Er ging und kam bald mit dem Kaffee wieder.

„Mein Unfall macht hier also viel Aufsehen im Hause?" fragte jetzt Erwin, der sinnend dagelegen

hatte und Fritzens Angelegenheiten schon vergessen gehabt.

„Das läßt sich nicht beschreiben," erwiederte dieser.

„Setze Dich zu mir, Fritz, und erzähle noch einmal, wie waren die Damen oben, als Du die Zeichenmappe hinauftrugst?" —

„Wie ich Ihnen schon sagte," begann Verneck. — „Als wir Sie brachten, öffnete sich oben das Fenster, die junge Dame sah hinaus, und dann hörte ich einen Aufschrei, den ich nie vergessen werde, — das ging durch Mark und Bein! und später — als der Arzt schon gesagt hatte, daß keine Gefahr für Sie vorhanden wäre, klang mir dieser Schrei noch immer in den Ohren, und ich bat den Hauswirth, oben zu melden, daß es Ihnen gut ginge." —

„Nun — und später — als Du die Mappe hinauftrugst?" —

„Da erkundigte sich die ältere Dame nach Allem, fragte sehr viel — die Jüngere nahm mir die Mappe aus den Händen, sprach kein Wort und wendete sich gleich ab — aber ich glaube, daß sie weinen wollte — und sie zitterte — als sie mir das Ding abnahm — und so langsam fortging." —

Erwin sah mit erglänzenden Augen vor sich hin. — „Besorge mir schnell die Umschläge," sagte er

nach einer Pause. „Ich halte es nicht länger aus, — hier — so regungslos da zu liegen.“ — Fritz ging hinaus — und Erwin harrte mit wachsender Ungeduld seines Kommens. — „Wo bist Du — so eine Ewigkeit geblieben?“ rief er ihm entgegen, als die Thüre sich endlich öffnete, und Fritz, das Nöthige selbst bringend, hereintrat. — „Die Mädchen waren oben bei Gästen, der Hausknecht ausgeschickt,“ erwiederte Fritz und sah dabei verlegen aus. — „Ich fand Niemanden zur Hand.“ —

„Hast Du nichts besonderes gehört?“ fragte ihn Erwin, scharf in sein Gesicht blickend. — „Fritz!“ fuhr er fort — „Du wirst mir doch keine Unwahrheiten sagen wollen! — Heraus damit! — Du hast etwas besonders erfahren — was ist es?“

„Die Mädchen sprachen,“ sagte Fritz zögernd — „daß sie vollauf zu thun hätten, weil mehrere Gäste abreisen.“

„Die Damen von oben auch?“ fragte Erwin.

„Sie fahren Morgen früh — vielleicht auch heute am Abend.“ — Erwin blieb stumm, aber alles Blut war ihm aus dem Gesichte gewichen.

— — — — — — — — —

Elftes Kapitel.

Die Rückkehr in die Heimath.

Der herbeigerufene Arzt war gekommen, und hatte versichert, daß starkes Wundfieber, und bedeutende Anschwellung sich einstellen müßten, wenn Erwin darauf bestünde, sich anzukleiden und auszugehen. Dieser hatte lachend gemeint, daß böse Träume, etwas Zähneklappern — im schlimmsten Falle schlaflose Nächte, ihm sehr gleichgültig, und Doctor Hübner hatte schließlich — warnend den eigenwilligen Patienten verlassen. —

Nach vielen Anstrengungen, und argen Schmerzen, stand Erwin endlich fertig gekleidet da. Er setzte sich an's Fenster, und blickte unverwandt in eine und dieselbe Richtung hinaus. Stunden vergingen, das Leiden, die Aufregung und die Spannung des Wartens ließen schon seine Pulse heftig

schlagen. Er begann ein Zittern seiner Glieder zu fühlen, und schickte Fritz nach einer Flasche Wein. Was später geschähe, war ihm gleichgiltig — nur bis zum Abend wollte er das Fieber beherrschen! Endlich flammte sein Auge auf. — „Fritz," sagte er — „geh jetzt hinauf und melde mich." — Fritz stand vor Frau von Halleck und Martha, als diese eben ihre Hüte ablegten — und Horstmar's Anmeldung schien Frau von Halleck ganz außer Fassung zu bringen.

„Ist es möglich?" rief sie aus. — „Schon aufgestanden, wie konnte der Arzt Solches gestatten? Wollen Sie einen Augenblick Geduld haben, ich komme gleich wieder, mich erwartet Jemand." — Mit diesen Worten hatte sie Fritz allein gelassen und war in's Nebenzimmer getreten, Martha mit ihr. — „Was machen wir jetzt," fragte sie mit gedämpfter Stimme. — „Ich bin in seiner Schuld — er könnte glauben" —

Es ist unmöglich, ihn nicht zu empfangen," unterbrach sie Martha — „wir müssen es thun — ich muß ihm sagen" —

„Martha," stammelte die Mutter mit ganz entfärbten Lippen, „was willst Du?" —

„Nun, ihm danken, Mama." —

„Gut!" — sagte Frau von Halleck leise, fast tonlos.

„Ich will ihn kommen lassen, aber Du giebst mir Dein Wort, daß Du nicht sagst, wohin wir gehen — und auch von Neuenburg nicht sprichst." —

„Du hast es!" erwiederte Martha. —

Einige Minuten später trat Erwin herein. Er trug den Arm in der Binde, war auffallend blaß, und in seiner Haltung und Bewegung lag unverkennbar ein Ausdruck von schwerem Leiden. — Nach allen Aufregungen der letzten Zeit, nach jenem Sturmschritt der Gedanken, die — wenn der Mensch mit seinem Verhängniß kämpft, vorwärts in das Kommende, zurück in's Vergangene dringen, und das Gemüth erschüttern, war Martha's Herz wie wund, und blosgelegt — und Erwin's Erscheinung wirkte mächtig auf sie ein. — Ein Moment ruhten die Augen sprechend in einander, dann ging sie auf ihn zu, und reichte ihm die Hand. — Die seinige war eisig kalt, aber Martha glaubte in dem Drucke dieser Hand das Aussprechen eines Vorwurfs zu fühlen.

Während sie — zu reden noch unfähig, ihm stumm einen Sessel näher rückte, beglückwünschte Frau von Halleck den Baron zu der Erhaltung seines Lebens. Erwin und Martha hörten es kaum. Als sie auf das peinliche Bewußtsein überging, durch die Fahrt in's Gebirge Veranlassung zu dem tollkühnen Ritt gegeben zu haben, erwiederte Erwin —

„Ich allein, gnädige Frau, bin an meinem Unfall schuldig gewesen," — und die Augen zu Martha wendend fügte er hinzu — „Ein plötzliches Gedankenvollwerden ließ mich Weg und Zügel nicht beachten." —

„Baron Horstmar," sagte jetzt Martha — „die Zeit — die ich durchlebt, nachdem ich Sie zurückbringen gesehen, bis zu dem Augenblick, wo der Hauswirth uns den Ausspruch des Arztes mittheilte, war schrecklich, ich werde sie nie vergessen können."

„Ja, lieber Baron, eine schreckliche Stunde," wiederholte Frau von Halleck — „das kann ich bezeugen, ganz Carlsbald war in Aufruhr gerathen."

„Ich muß es bedauern, Ihnen den letzten Tag an diesem schönen Orte so verdüstert zu haben," begann jetzt Erwin. — „Ich höre, Sie reisen morgen — vielleicht schon heute Abend." — Martha schwieg, — und ihre Mutter sprach von Briefen und Verwandten, die sie dazu bewegen, von Geschäftsabwickelungen, von Telegrammen, die sie zu erwarten habe, um über die Dauer der Zeit und den Ort ihres Aufenthalts entscheiden zu können. Martha folgte ängstlich den Worten ihrer Mutter. Erwin hörte regungslos zu, aber es flimmerte ihm vor den Augen, es kochte in ihm — daß Fieber und Schmerzen ihn zu erschüttern vermochten — daß er

der hohlen Rede Fluß nicht hemmen durfte, und daß die Wogen, die in seinem Innern sich thürmten, lautlos in sich selbst versinken mußten.

Da trat ein Dienstmädchen herein und meldete Neuenburg an. Erschreckt fuhr Frau von Halleck von ihrem Stuhle auf.

„Sagen Sie dem Baron," sprach sie hastig — „daß ich ihn nicht empfangen könne; es thut mir sehr leid, aber ich reise heute Abend, bin durch Vieles in Anspruch genommen." — Als hätte Frau von Halleck gefühlt, daß Erwin's Augen jetzt auf ihrem Gesichte ruhten und als fürchtete sie, diesen Augen zu begegnen, fügte sie mit einer gewissen Eile hinzu, „und dann, Fanny, bitte — kommen Sie gleich, um mir zu helfen, ich werde Sie erwarten." — Mit diesen Worten verließ sie gleichfalls das Gemach. —

„Baron Horstmar," begann jetzt Martha mit ängstlich bewegter Stimme: — „Ich bin Ihnen von Herzen dankbar, daß Sie durch Ihre Anwesenheit — durch Ihr ganzes Sein — seit dem Beginn unserer Bekanntschaft — vieles Unangenehme — fern von mir gehalten haben, aber dennoch! ich könnte Ihnen beinahe gram sein, daß Sie — Frau und Kind vergessen konnten — um eines hingeworfenen Wortes willen — wenn auch — gerechter Unmuth

Ihnen dasselbe entrissen hat." — Erwin sah gesenkten Blickes vor sich hin, — und schwieg. — „Ihr Leben ist erhalten worden" — sprach Martha weiter — „das Gewesene kann verschmerzt werden, aber sagen muß ich — will ich — als Antwort — auf manches Ihnen entfallene Wort — daß — wenn auch die Verhältnisse mir Bitteres und Schweres zuführen können, wie es häufig geschieht, wenn Frauen — allein den Kampf — gegen die Verhältnisse aufnehmen müssen — dieses mich jedoch niemals in die Gefahr bringen könnte, die Frau eines Mannes zu werden, den ich nicht achten würde." —

Erwin blieb regungslos; Martha athmete tief auf, als hätte sie eine Last von ihrem Herzen weggesprochen und fuhr dann fort. — „Als Sie — an jenem Abende — meiner Bitte nicht achteten, konnte ich es verstehen, Ihr Wort war gesprochen. Aber jetzt — bitte ich Sie wieder, und Sie haben kein Wort zurückzunehmen: suchen Sie nicht mehr den Eigendünkel, den Uebermuth von Menschen zu demüthigen, die in ihrer Beschränktheit, Sie zu fassen unfähig sind — wohl aber Ihr Leben in Gefahr bringen können. Suchen Sie nicht mehr — mich zu beschützen — denn Sie könnten gerade dadurch mir einen Frieden rauben, den sonst bei allen Widerwärtigkeiten das Leben mir dennoch gönnen müßte."

Erwin erhob jetzt das fieberhafte Auge, heftete es fest auf Martha, und sagte langsam und schwer. — „Und wenn ich bei diesem Ritt geblieben wäre, hätte mein Nichtmehrsein — einen langen Schatten auf Ihren Lebensweg geworfen?"

„Gewiß" — erwiederte sie und sah ihn an mit jener Entschlossenheit, die den Muth giebt, wenn wir es inne werden, daß der Augenblick gekommen, wo er uns nicht fehlen darf. — „Aber wenn ich jetzt bekenne," fuhr Erwin fort und die Worte klangen noch schwerer — „daß Sie mein Sein beherrschen, obwohl ich Frau und Kind — daheim habe — würden Sie — mir dieses Mitgefühl noch gönnen wollen?" —

„Auch dann — Baron Horstmar — denn — die Theilnahme, die ein Mensch dem andern giebt — ist nicht jenes ausschließliche Gefühl, das etwas Beherrschendes in sich trägt." —

„Und dieses? dieses könnten Sie niemals für mich empfinden?" —

„Wenn ich es könnte — müßten Sie selbst — mich anklagen und verdammen." —

„Wer weiß — Fräulein von Halleck?" —

„Baron Horstmar" — fiel Martha ein — „Sie haben eine Frau und ich —"

„Und Sie?" —

„Und ich — werde vielleicht durch den Einfluß der Zeit und der Umstände von einem Manne geschieden werden, der mir einst gut war, — dem ich es noch bin — aber auch dann — würde ich ihn nicht vergessen." — Martha war sich nicht bewußt, wie der reinste Ton zum Mißton werden kann, wenn er sich an den Untiefen der Leidenschaft birgt, — wie er so fortzuklingen vermag, und die Harmonie eines Menschenlebens zu Grunde richten kann. — Aber jetzt plötzlich hatte sie diesen Gedanken und sagte wieder. — „Wenn ich je bedauern müßte, so gesprochen zu haben, — wie festes Zutrauen zu Ihnen mich sprechen ließ; ich würde dann — auch an der Stimme meines eig'nen Herzens zweifeln." —

War es jetzt das jagende Fieber, das wie athemschöpfend einen Augenblick inne hielt — und das Blut matter in den Adern rinnen ließ? — War es der Mahnruf eines vertrauenden Herzens, welches an edle Gesinnung weckend anschlug, und ein Schuldbewußtsein darin wachrief? — In Erwin's Gestalt und Gesichtsausdruck — war ein Zusammensinken sichtbar, und seine Lippen bebten, als er endlich sagte: — „Dem Manne, mein Fräulein, den Sie nicht vergessen könnten, würde auch ich meine Achtung nicht versagen dürfen — und das Geständniß Ihrer Liebe wird Sie niemals reuen! Die Wege

scheiden sich — Erinnerungen können treu und fest aneinander sich ketten!" — Aus jedem seiner Worte klang ein schwerer Tropfen Bitterkeit — in der Fiebergluth seines Auges lag eine tiefe Trauer ... Sein ganzes Wesen trug an sich — einen deutlichen Zug von Kranksein und Leiden.

Martha's Herz klopfte schnell und voll. — Er ging jetzt von ihr, sie sah ihn vielleicht niemals wieder! — Noch war er da. — Noch konnte sie ihm sagen, wie gut sie ihm war. — Sie reichte ihm die Hand, und sah ihn an — so sanft und weich, wie sie es selbst nicht wußte. — „Dankbare Erinnerung an Sie" — hob Martha wieder an, „würde selbst das Glück niemals verwischen können, und, ach! wie fern bin ich — von diesem allersehnten Ziel!"

Erwin drückte ihr die Hand — und richtete sich mit Anstrengung empor. Vor ihm wankten schon die Gegenstände, — er wurde vom Fieber geschüttelt — er ging — und mit besorgtem Blicke schaute Martha ihm nach. —

Am Himmel färbt sich hell der Horizont, die Sterne erbleichen, da schallt das Posthorn durch die Luft, so lange, so weit hinaus! Es regt sich noch nichts in Baum und Busch — auf den Straßen — in den Häusern, — die Thautropfen ruhen noch

unbeweglich auf Blatt und Halm. — Jetzt schallt es wieder — so nahe — aber immer in die Ferne hinaus: Erwin ist es, als klänge es durch die Stille der Nacht und die Berge schließen sich auf! Hinaus ins Weite! — Schwere Gedanken schwinden wie die Schatten der Nacht und frische Hoffnung leuchtet wie Morgenlicht! In der Ferne, in der Ferne liegt Glück und Vergessen.

Erwin horcht auf die Schritte und die Stimmen, auf das Schließen und Oeffnen der Thüren, auf die Bewegung auf der Flur — dann wird es still — er hört nichts mehr, nur das Hämmern in seinen Adern. — — Dann schallt es aber wieder aus der Ferne zurück, das Posthorn singt sein Abschiedslied, es klingt bis zum Kranken — und verklingt sanft an seinem Bette. — Jetzt stöhnte Erwin auf, wilde Ungeduld hatte ihn erfaßt — er war gefesselt, der Kopf und die Glieder waren ihm schwer, in ihnen tobten Fiebergluth und Schmerzen. —

Bald stand der Arzt an seinem Bette und zuckte bedenklich die Achseln, schon hatte die Besinnung zu schwinden begonnen und die vorausgegangene Gehirnerschütterung machte sich geltend. Doctor Hübner war viele Tage gekommen — und Fritz Verneck hatte viele Nächte durchwacht und endlich nach einem langen Schlaf — erwachte Erwin bei vollem Bewußt-

sein und blickte wieder um sich mit ruhigen Augen. — Er sah eine Gestalt am Bette sitzen, aber es war nicht Fritzens eckige Gestalt. Erwin sah groß und verwundert hin. — „Edith! — Du bist es?"—

„Ich bin es, Erwin!" — Er nahm ihre Hand und führte sie an seine Lippen. — Sie küßte den bleichen Mund, die hagern Wangen, die hohlgewordenen Augen; — sie weinte vor Freude. Dann nahm er wieder ihre Hand, legte sie auf das Kissen und ruhte darauf, wie das kranke Kind, das die pflegende Liebe nicht von sich lassen will. Aber es war mehr, als weicher Krankensinn, der Erwin dazu trieb, daß er Edith so fest bannte. — Sie sollte ihm jetzt verscheuchen und fernhalten alle die wirren Bilder, die sein Lager umgeben hatten. —

Es wurde dem Kranken wohl und täglich wohler zu Muthe. — Er freute sich wieder des hellen Lichtes, des frischen Hauchs, der durch das offene Fenster zu ihm drang, und freute sich der Wiederkehr der Kräfte und Gesundheit. —

Wie man nach schwülen Tagen und Gewitterschauern die reingewordene Luft durstig einathmet, so genoß Erwin Edith's Nähe. Er sonnte sich in ihrem Lächeln, horchte still dem Klange ihrer Stimme — und ließ das Licht ihrer Augen auf sich einwirken; aber wie sehr er auch in dem Hafen der Liebe

sich zu bergen suchte, er dachte doch an lauernde tückische Geister, und bald litt es ihn nicht mehr an diesem Ort.

Die Sagen vom Spuk im Gebirge erzählen von Geistern, die dort mit den Menschen ihr Spiel treiben, aber auch wo Menschen weilen mögen, — unsichtbare Geister spielen mit ihnen, und sind nicht harmlos, wie jene, von denen die Sagen der Berge erzählen. — Wo ein Unrecht in Dunkel sich hüllt, da lauert auch ein tückischer Dämon; der hat kein Herz für den Menschen, achtet nicht auf sein Weh und seinen Zorn, aber er dient dem ewigen Gesetz, welches an's Licht das Verborgene trägt und Tropfen für Tropfen dem ewigen Quell der Wahrheit zutreibt. — Aber ist ein Menschenherz so licht und rein, wie ein Frühlingshimmel, warm, wie der erste Morgenstrahl, der Leben weckt und doch den Thautropfen bestehen läßt, und so gut, daß es die Liebe hat, die alles glaubt und alles hofft, dann scheut man sich, den Frühlingshimmel zu trüben, belebende Wärme in sengende Gluth zu verwandeln, und den Glauben zu rauben. —

Erwin's Kräfte nahmen rasch zu — und der Arzt gestattete bald die Abreise. — Erwin war jetzt voller Widersprüche. Als der Augenblick des Scheidens gekommen, — das Posthorn sein Lied sang

und Edith, um dem Genesenden Ermüdung ferne zu halten, mit Verneck's Hilfe geschäftig sorgend sich bewegte, — da wurde er durch ihr selbstständiges Wesen nicht angenehm berührt. Ihm schien es, als stehe er da — ein unmündiger Knabe, der den Willen eines Anderen geduldig anerkennt, eigene Freiheit nicht behauptet. — Ja, ihm war es — als ob er in die Heimath müsse, weil Edith gekommen, ihn dorthin zu geleiten, nicht — als führe er — die Gattin endlich in sein Haus. —

Jetzt entfernte sich Edith — an ihre Reisekleidung die letzte Hand zu legen — und Verneck blieb in Erwin's Nähe stehen. Er harrte mit ängstlicher, mit hoffnungsloser Spannung, auf ein Wort — auf einen Blick — die ihm in diesem letzten Augenblicke den Muth geben sollten, der ihm bisher immer versagt hatte. — Er wollte Erwin sagen — daß er zu krank, zu schwach sich fühle — um die Aufgabe zu lösen, die ihn an die Fremde fesselt — er wollte ihn bitten, ihn zu beschützen — und seine Wünsche zu verfechten — damit er bei der Mutter — in der Heimath und in dem Gewerbe seines Vaters sein Brod suchen dürfe. Aber Erwin stand sinnend da — und auf seiner Stirne lag es wie Mißmuth; — der selbstvergessene Pfleger blieb unbeachtet; — Erwin hatte den Kummer vergessen —

dener einmal so deutlich in Fritzens Zügen gelesen hatte. — Da hörte er Edith kommen — griff nach seiner Mütze — und reichte Verneck die Hand. —

„Lebewohl, Fritz! pflege Dich — werde gesund! Ich danke Dir nochmals; — ohne Dich — hätte ich die Reise vielleicht in einer Bleikapsel gemacht. Lebewohl mein guter Fritz — vergiß mich nicht!" — Mit umnebelten Augen — mit zitterndem Herzen — hörte jetzt Fritz die Worte des Dankes, die Edith mit bewegter Stimme an ihn richtete — und dann waren sie fort. Er war allein geblieben — im Zimmer und in der weiten — weiten Welt! Was war er doch — dem Manne, den er so lieb hatte? — für den er in den Tod zu gehen sich bereit fühlte? — nur flüchtiger Gedanken werth!

Was halfen ihm die dreihundert Thaler, die Erwin ihm gelassen? Ihm war zu Sinne, als würde er nimmer den Muth gewinnen, die Fremde — entschlossen zu verlassen. — Sein Wille war geknechtet durch einen stärkeren Willen! — Als Fritz — in trüben, bitteren Gedanken versunken, sich eben wieder recht lebendig vorstellte, wie er die Mutter in's Elend stürzen könnte — wenn er eigenmächtig handeln wollte — und wie er unglücklich bleiben und sterben müßte — hörte er Jemand eintreten.

„Nun, Herr Verneck, was machen Sie jetzt? Bleiben Sie bei uns?“ sagte eine helle Stimme. —

„Ach, Sie sind es, Fanny?“ —

„Wie Sie sehen“ — und Fanny warf einen Blick in den großen Spiegel ihr gegenüber und stellte eine Schüssel Wasser auf das Fenster. Sie hatte ein Handtuch über der Schulter, als Zeichen, daß sie aufzuräumen gekommen — aber sie begann noch nicht ihre Arbeit, sondern wiederholte ihre Frage. —

„Ich, liebe Fanny?“ erwiederte Fritz verlegen und zögernd. —

„Ja, Sie, Herr Verneck!“ —

„Ich werde — eine Wohnung suchen, — in diesem Hause bleibe ich nicht, — ich muß ja — auch bald fort von hier.“ —

„Am Ausgange der Stadt wohnt meine Mutter,“ sagte Fanny lebhaft. — „Wir haben ein nettes Häuschen und einen Blumengarten dabei — sehen Sie, die Federnelke hier in meinem Haar kommt auch von dort,“ — und wie Fritz schweigend dastand, fuhr sie fort, nachdem sie abermals in den Spiegel gesehen: „meine Mutter hat ein freies Zimmer, — da können Sie einziehen; brauchen nicht viel zu zahlen.“ —

„Ich danke Ihnen, liebe Fanny!“ entgegnete

Fritz und wurde sehr roth. — „Sie sind viel zu gütig für mich — viel zu gütig.“ —

Fanny wurde auch roth. — Ach, lassen Sie das Danken nur sein“ meinte sie — „aber sagen Sie mir — was haben Sie, Herr Verneck — sind Sie krank? oder haben Sie Herzeleid?“ —

„Beides, liebe Fanny!“ —

„Meine Mutter versteht sich auf Krankheiten,“ hob Fanny wieder an — obwohl sie jetzt etwas verlegen schien — „Sie sollen sehen — Sie werden gesund, wenn Sie zu ihr kommen und gute Pflege haben, — aber — unsere Kost ist einfach: wird diese Ihnen auch nur recht sein?“ —

„Oh! ich bin nicht verwöhnt; — auch an Geld fehlt es mir nicht — ich habe mehr als dreihundert Thaler bei mir.“ —

„So viel Geld!“ rief Fanny jetzt aus — „das hätte ich nie gedacht — wirklich? mehr als dreihundert Thaler haben Sie?“

„Ja, liebe Fanny — aber ich habe keinen Muth — und dann nützt mir das Geld wenig.“

„Was?“ sagte Fanny — und machte große Augen, — „das verstehe ich erst recht nicht! Oh, wie wäre ich munter, wenn ich so viel hätte! Wie würde ich gleich dem Hauswirth aufkündigen und fortgehen zu meiner Mutter! Ich bin der Arbeit

hier so müde! Aber nun, hören Sie, Herr Verneck," fuhr sie noch lebhafter fort und trat dem jungen Manne noch näher — „ich gehe heute von hier fort, sobald ich diese Zimmer aufgeräumt habe; kommen Sie dann mit mir, sehen Sie sich unser Häuschen nur an und können dableiben, wenn es Ihnen gefallen sollte." —

Fritz Verneck hatte eben tief empfunden, wie fremd und verlassen er sich unter der bunten Menge der Kurgäste hier fühlte, wie Erwin ihm hier Alles gewesen, und wie allein er geblieben. Das runde frische Gesicht, das jetzt vor ihm stand, die glänzenden Augen, die kleinen weißen Zähne — die so lachend zum Vorschein kamen, wenn sie sprach — und die Blume in den dicken Zöpfen, die stellten ein so hübsches Bild zusammen, und eine so freundliche Menschenseele schaute daraus hervor, daß ihm wirklich leicht ums Herz wurde. — Er schwieg, — aber Farbe spielte in seinen Wangen und sein Blick war belebter. — Fanny, die in seinen Augen zu lesen schien, drang in ihn weiter, und da endlich lächelte der junge Mann, wie er lange nicht gelächelt hatte, und Fanny fand das schwarze Schnurrbärtchen so schmuck, wie noch nie. — Bald waren die Zimmer, die Erwin bewohnt hatte, für neue Gäste aufge-

räumt, und Fritz Verneck schritt an Fanny's Seite zur Stadt hinaus.

— — — — — — — —

Ererbt und Erworben.

Ererbt und Erworben.

Roman

aus dem baltischen Leben

von

Werner von der Düna.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Richter & Kappler.
1878.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Zwölftes Kapitel. Frau Ehrhard und ihre Freunde .	1
Dreizehntes Kapitel. Wie mächtig der Groll ist . .	34
Vierzehntes Kapitel. Was die Bäume sagten . . .	58
Fünfzehntes Kapitel. Das Verneck'sche Haus . . .	66
Sechszehntes Kapitel. Träume und Wirklichkeit . .	105
Siebzehntes Kapitel. Leidenschaft siegt	119
Achtzehntes Kapitel. Onkel Christian	135
Neunzehntes Kapitel. Die Schuld	157
Zwanzigstes Kapitel. Finstere Nacht	168
Einundzwanzigstes Kapitel. Agnes	186
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Neues Licht und neue Schatten	206
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Das letzte Mittel . . .	223
Vierundzwanzigstes Kapitel. Der Christabend . . .	234
Fünfundzwanzigstes Kapitel. Doctor Bernhard . . .	244
Sechsundzwanzigstes Kapitel. Zu spät!	249
Siebenundzwanzigstes Kapitel. Vater und Tochter .	265
Achtundzwanzigstes Kapitel. Entschlüsse	284
Neunundzwanzigstes Kapitel. Sühne	299

Zwölftes Kapitel.

Frau Ehrhard und ihre Freunde.

Mehr als ein Jahr war vergangen, seit Frau von Halleck Carlsbad verlassen hatte. — Mutter und Tochter waren lange umhergereist, — aber was die erste gesucht — einen Mann — der das Herz ihrer Tochter gewinnen sollte, hatte sie nicht gefunden; und wonach Martha getrachtet — hatte sie gleichfalls nicht erstrebt. Das Wechsel- und Zufallsspiel der Umstände, das auch in der moralischen Welt dem Samenkorn des Bösen häufig Gedeihen bringt — hatte indessen das Seinige dazu gethan, um mit wachsenden Sorgen Mutter und Tochter zu umgeben. Ihre pecuniären Verhältnisse waren in gefahrdrohende Verwirrung gerathen und obwohl Frau von Halleck, wenn sie mit ihrer Tochter sprach, die Geldgeschäfte

nur ganz im Allgemeinen berührte, war Martha dennoch durch eigene Beobachtung zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Last ihrer Schulden um Vieles gestiegen sein mußte, daß ihre Mutter bei scheinbarer Geschäftskenntniß und all' der Sicherheit und dem Glück, die sie auf dem Felde der Speculation und der Conjuncturen zu haben glaubte, doch oft von niedriger Gesinnung Anderer gemißbraucht und geschädigt wurde.

Martha hatte versucht, ihre Besorgnisse laut werden zu lassen; aber Frau von Halleck stand zu sehr unter dem Einflusse eines sie beherrschenden Gedankens, um nicht die gute Absicht ihrer Tochter zu verkennen. — Martha hatte versucht, dem Luxus — ja dem Leben, das sie führten, entgegenzusteuern — aber auch da mußte sie erfahren, daß es nur dazu diente, ihre Mutter zu erbittern. —

Frau von Halleck sonnte sich auch nicht mehr in dem Glanze des sie umgebenden Reichthums: obwohl sie mit fieberhafter Ungeduld für sein Fortbestehen sorgte — war ihr schwül und frostig darin zu Muthe. — Frau von Halleck besaß viel Energie, eine ungewöhnliche Lebensfähigkeit der Wünsche und Hoffnungen — und vor Allem einen bitteren Groll im Herzen. —

Der Mensch hat zwei Herzkammern, in denen

sein Wünschen und Hoffen zur Welt kommt, gepflegt, gehütet, großgezogen, bestattet und beweint wird. — Bald himmelaufjauchzend, bald zu Tode betrübt, zagend und bangend, wacht in der Einen die Liebe allein. — In der Andern ist Selbstsucht geschäftig und hält die Thür der Kammer offen, daß alles ein- und ausgehen kann, und hat sich der Groll einmal hineingeschlichen — dann bleibt er darin, und ist thätig, wie die Spinne. — Um Hoffen und Wünschen schlägt er harte Fäden und hämmert sie fest. — Fort ist das Bangen, das stille Weinen, die Wehmuth, die Erinnerung; es beginnt ein Kampf mit dem Schicksal und wenn dann Hoffnungen und Wünsche stückweise aus dem Herzen gerissen werden, sitzt noch der Groll auf den zurückgebliebenen Fetzen und brütet, als könnte er sie wieder ins Leben rufen.

Frau von Halleck trug einen solchen Groll im Herzen, — und der Kampf, den sie kämpfte, war ein Kampf auf Leben und Tod. — Nachdem sie ganz plötzlich ihre Rückkehr in die Heimath beschlossen und nach einem flüchtigen Aufenthalt in ihrer Besitzung Lilienthal war sie nach R. gezogen, wo sie für eine günstige Abwickelung ihrer Geschäfte am besten zu sorgen glaubte.

Es war in den letzten Tagen des September, als sie eines Morgens allein in ihrem eleganten

Salon dasaß. — Ein Diener trat ein, und meldete — „die Frau Professor Ehrhard." Wie aufgeschreckt warf Frau von Halleck ihre Stickereien auf den Tisch. Der Besuch war ihr kein willkommener, aber sie sagte — „Führen Sie die Frau Professor nur herauf" — dann begann sie unruhig auf- und abzugehen — trat an die Thür des Vorzimmers und blieb einige Augenblicke regungslos und stumm, bis das Dienstmädchen, welches Frau Ehrhard begleitet hatte — dieser Hut und Mantel abgenommen. —

„Ich habe dich lange nicht gesehen — und hoffe — es geht Dir gut." Mit diesen Worten hatte Frau von Halleck die Blinde am Arm genommen. —

„Walther hat seine Studien beendet," begann jetzt Frau Ehrhard. — „Ihm ist ein Lehrstuhl in Zürich angetragen worden." —

„Wirklich?" — rief Frau von Halleck sichtlich erfreut.

„Er hat ihn ausgeschlagen — und soll zurückkehren" fügte die Blinde hinzu. —

„Er hat ihn ausgeschlagen? — das war sehr unbedacht" — sagte Frau von Halleck, die letzten Worte scharf betonend. — Es trat ein schwüles Schweigen ein. Frau Ehrhard hatte die Augen gesenkt, die langen dunklen Wimpern zeichneten sich

scharf auf dem blassen Gesicht; die offene Stirn von dunklem Haar umrahmt, und die dichten Augenbrauen lagen ernst und regungslos, als hielte ein schwerer Gedanke, ein durchgreifender Wille sie so unbeweglich — aber in der Brust der blinden Frau schien es zu wogen. — Frau von Halleck sah mit eigenthümlichem Ausdrucke auf diese Gestalt, ihr Blick war kalt, und doch lag Feuer in ihm; sie war ganz bleich geworden und immer bitterer, und immer giftiger — legte es sich um ihren kleinen festgeschlossenen Mund. —

Endlich erhob Frau Ehrhard die umnachteten Augen wieder und sprach mühsam: — „Ich bin zu Dir gekommen, Anna — weil mir die Mittel fehlen, deren Walther jetzt bedarf." — Frau von Halleck hüllte sich fröstelnd in ihren Plaid, das Auge fest auf die Blinde gerichtet — aber sie gab keine Antwort.

„Du kannst mir das Zeugniß geben, Anna, daß ich Dich nie mit meinen gerechten Forderungen bedrängt habe, so nothwendig mir auch oft die Aushilfe gewesen wäre. — Ich habe Vieles entbehrt, Anna, — Vieles, das Werth für mich hatte, verkauft, weil das mir leichter fiel — als Dich an Deine Schuld zu mahnen, — aber jetzt bin ich gezwungen — Dich zu bitten." —

„Ich habe für Dich gethan — was ich konnte“ — fiel Frau von Halleck ein. — „Ich habe vielleicht mehr gethan — als vernünftig und pflichtmäßig war.“ — Frau Ehrhard machte eine Bewegung. —

„Unterbrich mich nicht“ — fuhr Frau von Halleck fort — „habe ich Dir dein Capital nicht angeboten zu jener Zeit, wo mir dessen Auszahlung noch möglich war?“ —

„Anna,“ sagte die Blinde mit dem Ausdruck eines bittern Vorwurfs — „hattest Du nicht diese Auszahlung an Bedingungen geknüpft — die zu erfüllen mein Gewissen — und die Umstände mir nicht erlaubten?“ —

„Das kommt auf Ansicht an, genug — Du hast es nicht gewollt — ob mit Recht oder Unrecht, ist eine Frage, die jetzt zu erörtern nicht meine Absicht sein kann. — Jahre sind seitdem vergangen, was damals mir möglich war — ist es jetzt nicht mehr — in diesem Augenblicke unmöglicher, denn je!“ —

„Ich verlange nur eine kleine Theilzahlung — ich will — ruhig warten auf das Uebrige.“ —

„Auch die kleinste Anzahlung ist mir unmöglich — binnen Jahresfrist — wird deine ganze Forderung getilgt werden. Ich habe eine Anleihe eingeleitet und dann über bedeutende Geldmittel zu

verfügen. Bis dahin kann ich für Dich nichts thun — als Dir rathen, schleunigst dafür Sorge zu tragen, daß Dein Sohn die Stellung erhält, die er so unbedacht war, auszuschlagen." —

„Du wirst mich zwingen, bei fremden Leuten Hilfe zu suchen, und mich dabei auf Dein Versprechen zu stützen" — sagte Frau Ehrhard. —

„Wenn Du Solches thust, deckest Du Verhältnisse und Zustände auf, die nicht die Deinigen sind — hast Du dazu ein Recht? weißt Du, was die Folgen dieses Verfahrens sein werden? Du kannst nichts Schlimmeres für Deinen Sohn thun, — als eben unser Geschäftsverhältniß offenkundig werden lassen. Mein Credit ist dahin, sobald man einen Einblick in meine Verhältnisse gewinnt, — und ist mein Credit dahin — so ist auch Lilienthal verloren, und wir sind bettelarm." —

„Oh! Anna," sagte Frau Ehrhard und stützte kummervoll den Kopf in ihre Hand — „mein Auge sieht Dich nicht, sieht nicht den Luxus, der Dich umgiebt. Deine Worte packen am Herzen, aber mir fehlt der Glaube, daß Du es ehrlich mit mir meinst — Du willst nicht mir helfen — und die Zuversicht Deines Gatten ist längst vergessen!"

„Ich vergebe Dir die unbedachten Worte," sagte Frau von Halleck langsam — „sie vermögen nicht,

mich zu verletzen. — Deine Anschauungen — Deine Ansichten — auf den Gebieten des praktischen Lebens sind einseitig, sind beschränkt, wie die eines Kindes." —

„Weißt Du — was es heißt, das Licht der Augen entbehren? Weißt Du, wie dem umnachteten Menschen zu Muthe ist?" — fiel Frau Ehrhard ein und ihre Stimme bebte, ihre Lippen waren farblos geworden, die hohe Gestalt hatte sich emporgestreckt und etwas Gebietendes gewonnen. —

„Die Gedanken, die im Dunkel der Nacht einem Menschen zur Qual werden," fuhr sie fort — „die Sorge, die mit dem Dunkel der Nacht sich fest an ihn klammert — die verscheucht der Strahl des neuen Morgens — den Blinden aber umgiebt eine endlose Nacht! — Sein Herz muß vieles lernen und vieles vergessen, so auch manche finstere Gedanken, manche finstere Tücke der Menschen, die das Licht verräth. — Wohl mag ich — in vielen Dingen — dem Kinde gleich geworden sein — aber was diesem fehlt — steht desto fester in mir — das ist selbstbewußtes Gottvertrauen — das ist jener Stolz der Menschenwürde, die das Unglück groß zieht." —

Frau von Halleck schaute ruhig vor sich hin, als ließe sie gelassen einen Hagelschauer über sich ergehen, als wisse sie, — daß es stürmisch aber schnell

vorüberziehe — und sie bald dem grauen Unwetter nachschauen werde. —

„Das sehende Auge schaut in die Ferne" — hob Frau Ehrhard wieder an. — „Und was dort weilt, tritt uns näher — das Licht trägt die Gedanken weiter — das Licht hilft uns das Liebste finden — um mich ist es dunkel und öde, — und Erinnerung bringt mir selbst — den Klang seiner Stimme nicht mehr zu." —

Frau von Halleck beharrte in ihrer ruhigen theilnahmlosen Haltung — aber die gewaltsam gezügelte Ungeduld gab ihren Zügen etwas unheimlich hartes. —

„Anna, antworte mir," sagte die Blinde mit einer Stimme, die Beängstigung verrieth. — „Lasse mich so nicht von Dir gehen; — ich will Dir glauben — Du hast sehr viel verlebt, aber dennoch — ich bin arm — ganz arm — Du — lebst noch im Ueberfluß! Willst Du nichts thun — um mir zu helfen, um einer Verpflichtung nachzukommen, die — Dein sterbender Gatte — Dir an's Herz gelegt hat? — Mein Gott, Anna, ich verlange nicht viel — ich verlange nur — die Reisemittel für meinen Sohn. — Gieb mir diese." —

„Ich kann es nicht, Sarah! — und könnte ich es! — Jetzt thäte ich es ungern!" — Die um-

nachteten Augen waren starr auf die Sprechende gerichtet, die Lippen der Blinden zitterten, aber sie blieben stumm. —

„Willst Du mich anhören? willst Du wissen warum?“ fragte Frau von Halleck. —

„Sprich“ — erwiederte Frau Ehrhard.

Frau von Halleck athmete tief auf, ihre Wangen und ihre Augen färbten sich dunkel. — „Wenn Dein Herz, Sarah!“ — begann sie mit bewegter Stimme — „von der Vergangenheit nichts mehr wissen wollte, wenn Du vergessen haben könntest, alle die Wohlthaten, die Deinem Sohne und Dir in meinem Hause — und während einer langen Reihe von Jahren zu Theil geworden sind — und falls ich meinestheils gleichgültig werden könnte für Dein Schicksal — für das Schicksal Deines Sohnes — so müßten wir beide dennoch einsehen, daß für uns ein Band der Gemeinschaftlichkeit da ist, und für einige Zeit noch fortbestehen muß, unabhängig von dem Erkalten der Gefühle. Du kannst Martha und mich in's Verderben stürzen, — aber Du würdest gleichzeitig alles Ungemach theilen — ich kann eine Zeitlang — das Deinige Dir vorenthalten, aber wenn die Noth Dich dann — mich anzuklagen zwingt — würde ich die Achtung der Welt — und was ich an Vermögen mir erhalten kann, verlieren.“ —

„Weiter! Weiter!“ sagte Frau Ehrhardt mit deutlicher Ungeduld. —

„Ist ein Lehrstuhl in Zürich nicht ehrenvoll?“ hob Frau von Halleck wieder an. — „Ist er nicht mehr, als Walther bei fünfundzwanzig Jahren beanspruchen dürfte? — Ist es nicht ein Amt, das ihn zufrieden stellen wird und ihn und Dich vor Nahrungssorgen sichert? Ein Jahr ist schnell vorüber — wenn er dann in den Besitz des väterlichen Vermögens gelangt, hier in unserem Land eine Stellung haben will, werden ihm auch die Mittel zu Gebote stehen, auf eine ihm genügende zu warten, eine Solche mit Umsicht zu suchen. Käme er jetzt — ich verstehe Deine Sehnsucht, ich fasse Deine Ungeduld, aber ich weiß, daß Leiden und Sorgen der Freude auf dem Fuße folgen werden.“ —

„Ich mag nicht in die Zukunft malen,“ sagte Frau Ehrhard, „was wir hineinzeichnen, verwirklicht sich nicht! — Die Zukunft steht in Gottes Hand!“ —

„Jetzt forderst Du wenig,“ nahm Frau von Halleck wieder das Wort, „weil Sehnsucht Dich beherrscht — weil sein Kommen das Ziel Deiner Wünsche ist! Aber wenn Hoffnungen und Erwartungen scheitern, wirst Du dann auch so denken wie jetzt! Wenn das Gebot der Noth, der Pflicht Deinen Sohn zwingen werden, eine seiner Bildung nicht

würdige Stellung anzunehmen, wenn dann ein Zwiespalt in ihm sich geltend macht, und dieser durch fortdauernden Druck immer bitterer wird? Wäre es dann nicht menschlich, nicht natürlich, nicht verzeihlich, wenn er zu mir käme, um das Seine zu fordern? — weil er und Du — es eben nicht länger entbehren könntet." — Frau von Halleck hielt inne — und fuhr nach einer Pause fort. — „Ich werde dann ihm wiederholen müssen, was ich Dir gesagt habe. Ich werde ihm — dem Manne — die Beweise geben, schwarz auf weiß — daß ich nicht anders kann! — Wie wird ihm dann zu Muthe werden? Kann Walther mich verklagen? kann Walther auf dem Wege des Gesetzes zu dem Seinigen gelangen wollen? Das kann er nicht! Wird es ihn dann nicht reuen, daß er die sorgenfreie Lebensstellung, die Gottes Hand ihm zugeführt, von sich gewiesen hat — weil er in einem Irrthum erhalten worden wäre?" —

„Das ist er nicht!" erwiederte Frau Ehrhard. „Walther vertraut sich selbst — er baut auf Gott. — Aber das Capital seiner Eltern, durch die Arbeit eines Lebens errungen, möchte er am liebsten ganz vergessen — darauf baut er nicht!" —

„So fühlte er vielleicht jetzt" — versetzte Frau

von Halleck — „weil die Renten, die ich — stets pünktlich entrichtet, Dir und ihm genügten!“ —

„Daß er einen großen Theil dieser Rente sich zugewendet sehen mußte“ — fiel die Blinde ein — „und daß die Mittel, die er in seinen Freistunden zu erwerben bemüht war, ihm nicht ausreichten, hat Walther bitter genug empfunden.“ —

„Und dann, Sarah! um wieviel bitterer müßte es ihm werden, jene Renten erst fordern zu müssen, wenn sie völlig ausblieben — wie ich befürchten muß!“ Während Frau von Halleck diese letzten Worte sprach, schoß ihr das Blut in's Gesicht — ihr Auge hing prüfend an den Zügen der Blinden. — „Es wird mir schwer es zu gestehen“ — fuhr sie fort — „sehr schwer — ich will hoffen, daß es zu diesem Aeußersten der Noth nicht kommt — aber täuschen darf ich Dich jetzt nicht — ich und Martha stehen — an dem Rande eines finanziellen Abgrundes.“ — Die hohe Gestalt der Blinden hatte sich erhoben und ein Ausdruck der Ueberraschung malte sich in den sprechenden Augen. — „Uebereile nicht Deinen Entschluß,“ sagte Frau von Halleck — „für Dich — für Deinen Sohn, Sarah! — für mich — für meine arme Martha bitte ich Dich — sei vorsichtig — gebrauche Deinen Einfluß — um Walther

zu bewegen, den Lehrstuhl in Zürich, wenn auch nur einstweilen sich zu sichern."

„Er würde es nicht thun, selbst — wenn ich es verlangte," erwiederte Frau Ehrhard. —

„Auch dann, wenn Du ihm zu verstehen gegeben, — was Du heute von mir gehört?"

„Gewiß nicht." —

„Was denkst Du zu thun, Sarah? Wie wirst Du die Reisemittel herbeischaffen?" —

„Laß mich schweigen und laß mich gehen," sagte die Blinde — „und was ich thun werde, weiß ich nicht — einen Trost habe ich bei Dir nicht gefunden — und einen Trost Dir lassen, kann ich nicht." —

Das graue Unwetter war vorübergezogen und Frau von Halleck schaute ihm nach, — aber ernst und düster, als hätte es Verwüstung zurückgelassen. —

— — — — — — — — —

Frau Ehrhard hatte kaum ihre Wohnung erreicht, als ein leichtes Coupé vor ihrem Hause hielt. Ein kleines Männchen sprang behende heraus, und trat in die schon geöffnete Thür. „Nun wie geht es, Frau Professor?"

„Wie danke ich Gott, daß Sie da sind!" rief die Blinde, dem Kommenden beide Hände entgegenhaltend. —

„Ist etwas besonderes vorgefallen?“ fragte der Arzt, indem er sich setzte. —

Frau Ehrhard vermochte nicht zu antworten und ihre Augen standen voll Thränen. —

„Ist Walther krank?“ fragte der Doctor wieder.

„Nein, das nicht!“ —

„Nun dann ist schon Alles gut, liebe Frau Professor,“ rief der Doctor, indem er sich auf seinen Stuhl zurücklehnte und lächelnd die Hände rieb — „dann ist ja Alles gut! Nun was haben Sie dann für Sorgen? Frisch von der Leber weg, Frau Professor, machen Sie mir, altem Hausfreunde, keinen Hehl daraus.“ —

„Ich habe noch niemals über Eine von meinen Sorgen mit Ihnen gesprochen,“ begann die Blinde. — „Ich dachte, es sei besser, wenn ich schwiege — auch war es Walthers Wunsch, daß Keiner darum wisse — aber jetzt fühle ich, daß der Mensch des Nebenmenschen bedarf, der ihm sagt: Thue dieses, unterlasse Jenes, — dieses ist recht und jenes ist es nicht. — Wir sind zu schwach, um nur Gott allein anzurufen, — und Gottes Stimmen in der eigenen Brust immer deutlich zu vernehmen.“ —

Der Doctor neigte das Haupt, wie vor einem Gedanken, der ihm Ehrfurcht gebot. —

„Sie haben mir viel Liebes erwiesen,“ fuhr Frau

Ehrhard fort — „Sie haben meinen Sohn gepflegt, wie ein Vater sein Kind — Sie haben mich oft gestützt und geleitet — Sie werden mir auch jetzt das Rechte zeigen." —

„Nun, nun, Frau Professor" — unterbrach sie Trost mit feuchtem Auge. — „Ich bin ja auch nur ein schwacher Mensch; — ein jeder kann irre gehen — kann den rechten Weg verfehlen; doch wir wollen sehen; ich will gern mit meiner besten Einsicht der Ihrigen zu Hülfe kommen. Was giebt es denn?"

„Als der Zustand meines Mannes bereits hoffnungslos war," hob die Blinde an, „besprach er mit Halleck meine und Walthers Zukunft; unser kleines Capital lag in Papieren und Halleck gab den Rath, diese zu verkaufen." —

„Daran erkenne ich ihn wieder," sagte der Doctor lächelnd — „der alte Halleck war ein Sonderling, hielt nichts von Pfandbriefen und Actien." —

„Er nahm die Papiere," fuhr Frau Ehrhard fort — „verkaufte diese mit Vortheil und legte das Geld auf Lilienthal an — wodurch die Rente wirklich eine größere wurde. In den ersten Jahren nach Ehrhards Tode, verbrauchte ich nicht die ganze Rente und Halleck schlug das bleibende zum Capital, so kam es, daß dieses bei seinem Ableben, auf

8000 Rubel angewachsen war. Als er erkrankte und sein nahes Ende fühlte, waren wir in Lilienthal; er sagte mir, daß sein Gut völlige Sicherheit biete. Er wolle jedoch für den möglichen Fall, daß die Gestaltung meiner Verhältnisse eine plötzliche Erhebung, oder eine Anlage des Capitals in Staatspapieren wünschenswerth mache — in seinem Testamente eine besondere Verfügung treffen, welche jede Schwierigkeit bei der Auszahlung beseitigen müßte. Er händigte mir auch ein versiegeltes Schreiben ein, das bei mir aufbewahrt, und meinem Sohne erst dann abgegeben werden sollte, wenn er nach beendeten Studien heimgekehrt wäre. Mit dem Arzt kam auch der Rechtsanwalt, aber die Besinnung begann zu schwinden — und Halleck starb ohne Testament." —

„Wie weiter, Frau Professor?" fragte Dr. Trost.

„Wie weiter?" wiederholte Frau Ehrhard und schüttelte traurig den Kopf. — „Oh! lieber Herr Doctor! Den Frieden, den Segen des Hauses hatte der Todte mitgenommen, das Gefühl einer neuen Heimath, die Liebe und Freundlichkeit uns hier im Lande geschaffen, begann zu schwinden. — Unfaßlich war mir das Wesen — unfaßlich die Sprache der Wittwe!"

„Aber was sagte sie denn, Frau Professor?" fragte Trost mit einem Anfluge von Ungeduld. —

„Vieles! Zuerst: Sie wolle mir und Walther eine freundliche Erinnerung bewahren; hoffe, daß wir mit Anhänglichkeit ihres Hauses gedenken würden. Geschäftliche Relationen würden für beide Theile ein Mittel der Benachrichtigung bleiben, ja, ich hörte Worte, die noch härter klangen. — Martha von Halleck könne nie einen Mann heirathen, der ihr nicht ebenbürtig wäre — und sie glaube, daß diese Erklärung hinreichen würde, um Walther die Stellung anzuweisen, die er fernerhin einzunehmen hätte. — Dann sprach sie von den Vermögensverhältnissen, wie diese bedenklich befunden würden, endlich wie sie erwarten müßte, daß ich die Wittwe meines Wohlthäters längere Zeit mit Kündigung verschonen, und über unser Geschäftsverhältniß nicht sprechen würde." —

Doctor Trost ließ den Kopf gedankenvoll hängen — und Frau Ehrhard fuhr nach längerer Pause fort. „Walther hatte bereits in D. studirt, wie es ihm Halleck gerathen und sollte nach Zürich. — Um keine Capitalzahlung von Anna Halleck zu verlangen, machten wir eine Anleihe, aber kaum waren die Vorbereitungen zur Abreise getroffen, als Walther am Typhus erkrankte. — Endlich nach lang-

samer bis in den Herbst hinein verzögerter Genesung, erklärte der Arzt, daß ein bleibendes Brustleiden zu fürchten sei, und daß Walther unverzüglich in den Süden gehen sollte. Unsere Geldmittel waren erschöpft — wir beschlossen den Verkauf unserer Habe und die Reise hierher, wo Sie über seinen Zustand entscheiden sollten. Ich hatte das Schmerzliche, das mir dieser Entschluß bringen mußte, schnell verwunden. — Ihm aber war das Herz zum Brechen voll, als er das theure Haus leer und öde werden sah." —

„Ruhig, ruhig, Frau Professor," sagte der Doctor, indem er die Augen weit öffnete, um wieder klar zu sehen. — „Wird ihm nur Segen bringen, — hat er doch schon längst diese Eindrücke verschmerzt und vergessen ... Aber wie war es dann, flossen Ihre Renten immer richtig ein? das müssen Sie mir erzählen." —

„Wir langten hier an — und Sie gaben mir Muth und Hoffnung wieder," begann die Blinde. —

„Aber die Renten, Frau Professor! die Renten, wurden diese richtig eingezahlt? oder mußten Sie wieder Schulden machen?" —

„Nein, die Renten wurden bisher pünktlich aus Lilienthal mir zugeschickt." —

„Und wohl auch eine Capitalzahlung, als Walther hinauszog?"

„Auch das — aber bevor solches geschah, fielen harte Worte zwischen uns." —

„Und weßhalb, Frau Professor?"

„Es war im Frühling," begann Frau Ehrhard, „und Sie waren damals verreist. — Anna war hier mit ihrer Tochter und Walther traf mit Beiden zusammen. Am nächsten Tage suchte Anna mich auf, sie sprach so eigenthümlich ernst und feierlich über meine Pläne für die Zukunft, und über Walthers Zustand, daß mich der angstvolle Gedanke plötzlich erfaßte, sie habe in seinen Zügen gelesen, daß er den Keim des Todes in der Brust trage, mir fehle das Licht der Augen und darum könne ich getäuscht werden." —

„Ja, ja," meinte lächelnd der Doctor, „als ich heimkehrte, sah ich wohl, daß Ihr Vertrauen etwas geschwunden und die Sorge wieder festen Fuß gefaßt hatte." —

„Der Gedanke, daß ein südliches Clima das Leben meines Sohnes erhalten könnte," fuhr Frau Ehrhard fort — „der Wunsch, ihn zu begleiten, waren wieder in mir rege geworden, und als ich fragte — ob und wann Anna im Stande sein werde, mein Capital mir auszuzahlen, gab sie zur

Antwort, daß sie gekommen sei, es mir anzubieten." —

„Nun, Frau Professor," sagte der Doctor, der sich vorgebeugt und die Hände der Blinden in die seinigen genommen hatte — „und warum nahmen Sie es nicht?" —

„In der Nähe von Genf hatte Halleck eine Villa besessen," hob Frau Ehrhard an, „dieser Besitz war eben durch seine Wittwe verkauft worden, und beim Käufer eine Summe einstehend geblieben, die er im Verlaufe von sechs Jahren auszuzahlen verpflichtet war. Den Schuldschein hierüber sollte ich cedirt erhalten, dagegen den meinigen ausliefern, und dann wollte Anna den Rest meiner Forderung in baarem Gelde sofort auszahlen. Sie bot alle ihre Ueberredung auf — um mich zu überzeugen, daß dieses Uebereinkommen um so vortheilhafter für mich wäre, als Lilienthal wenig Sicherheit biete." —

„Ja, ja, Frau Professor," sagte der Doctor kopfschüttelnd — „Frau von Halleck ist eine gute und kluge Frau, aber sie achtet nicht die Grenzen, die christlicher Sinn vorschreibt — sie geht immer hinüber, und da wird ihre Klugheit zur Thorheit und die Früchte ihrer Liebe werden herbe, wie die des Hasses." —

„Ich ging auf diese Bedingungen nicht ein," fuhr

die Blinde fort, „aber ich verlangte die Theilzahlung, die sie mir zugesichert." —

„Sie hatten Recht, Frau Professor," versetzte Trost, „ein Geschäftsverhältniß mit einem Unbekannten und in der Fremde hätte viel Widerwärtiges mit sich bringen können, Ihnen und Walther die Rückkehr in dieses Land, das doch eine liebe Heimath für Sie geworden ist — vielleicht für lange Zeit unmöglich gemacht." —

„Wir trennten uns," begann Frau Ehrhard, „Anna war erbittert, — aber bald darauf und bevor wir nach Dornfeld gingen, erhielt ich die Theilzahlung, welche ich verlangt hatte. Sie wissen, lieber Herr Doctor, daß im Verlauf dieser drei Jahre, seit Walther in's Ausland gegangen und mich unter Ihrem Schutze zurückgelassen, ich vieles entbehrt habe." —

„Oh ja," fiel der Doctor ein — „da hat die Wahrheitsliebe die Probe nicht bestanden; — da hieß es immer: — ich habe mehr, als ich brauche — war es nicht so, Frau Professor?" —

„Hatte es Walther nicht schwer zu tragen? hätte ich klagen dürfen?" —

„Ihm hat es nur Segen gebracht," sagte der alte Trost — „den Segen der Arbeit, — aber nun, wie weiter, Frau Professor?" — Frau Ehrhard

erzählte das Ergebniß ihrer Unterhaltung mit Anna Halleck. Dr. Trost sah gedankenvoll vor sich hin. — „Geben Sie mir die Halleck'sche Schuldverschreibung," sagte er, als die Blinde geendet — „und fürchten Sie nicht. — Was Sie mir anvertraut, wird der Frau von Halleck keinen Schaden zuführen. — Vertrauen Sie auf Gott, wie Sie es stets gethan und seien Sie ruhig. — Wie ist es?" fuhr er munter fort — „haben wir nicht heute Mittwoch? — wird nicht Agnes kommen?" —

„Sie kommt, — aber was soll ich Walther sagen?"

„Schreiben Sie unserem jungen Professor, daß er sich reisefertig halten möge," — entgegnete Trost, mit einiger Anstrengung seiner Kehle — „daß ihm das Nöthige geschickt werden wird — und weiter nichts. — Keine Sorge ihm auf den Weg gegeben!" —

„Oh, lieber Herr Doctor!" rief die Blinde. —

„Ruhig, ruhig, Frau Professor," sagte Trost mühsam, „in einem bis zwei Tagen sende ich ihm das Geld — wird nicht so schwer fallen — und der Name Halleck soll nicht ausgesprochen werden."

Einige Augenblicke später steckte der alte Mann den verlangten Schuldschein in die Tasche und stieg in seinen Wagen. —

Das Gewirr des Tages hatte seinen gewöhnlichen Verlauf genommen und ein klarer Nachthimmel schaute auf die gasbeleuchtete Stadt herab, als Dr. Trost in die eigene Hausthür trat, und seine drei Treppen hinaufzusteigen begann. — Dicht hinter ihm — und von ihm unbemerkt, folgte eine kleine Gestalt, mit kurz aufgeschürzter Kleidung und einem Filzhütchen auf dem Kopfe. — Auf dem ersten Treppenabsatz blieb der alte Mann stehen, und die kleine Dame hinter ihm brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Agnes!" sagte der Doctor. — „Wie kommst Du jetzt hierher?" —

„Ich, als Gouvernante," erwiederte die Angeredete — „muß zuweilen auch am Mittwoch und Sonnabend meine Sehnsucht in's Joch stecken. — Ich komme eben von Hause, erzähle Euch Alles — jetzt muß ich zu meinem Kinde." — Agnes eilte dem Hausherrn voraus. —

„Bist Du bei der Ehrhard gewesen?" rief dieser ihr nach.

„Ja wohl!" klang es herunter. — Agnes hatte den letzten Absatz erreicht und schellte — die Thür öffnete sich. —

„Tantchen, warum so spät heute?" sagte ein schlankes dem Kindesalter kaum entwachsenes Mäd-

chen mit braunem Haar, tiefblauen Augen, und so feinen dunklen Brauen darüber — als hätte ein Maler sie gezogen, um die Anmuth dieses Gesichts noch mehr hervortreten zu lassen.

„Warum? weil ich beschäftigt gewesen bin!" — entgegnete Agnes, das junge Mädchen stürmisch umarmend. — „Dein Papa folgt mir, Marie," fügte sie hinzu. — „Geh' ihm entgegen." —

Agnes hatte mit rascher Bewegung ihre Jacke und ihr Hütchen an den Kleiderhaken gehängt und eilte durch ein paar hübsche saubere Zimmer in ein letztes hinein, wo die Frau Doctor neben einem kleinen Knaben saß, der eben damit beschäftigt war — sein Abendbrod zu verzehren.

„Guten Abend, Johanna!" rief Agnes — und das Kind in ihre Arme nehmend, überschüttete sie dieses mit Liebkosungen. — Der Kleine umschlang zärtlich die Angekommene. — „Mein Friedel, mein Herzensjunge! — wie geht es Dir?" sagte Agnes. — „Sieh, das schickt Dir die liebe gute Mama" — sie steckte dem Kinde eine Zuckernuß in den Mund. — „Die liebe gute Mama!" wiederholte der Kleine.

„So recht mein Junge!" sprach Agnes und setzte das Kind wieder zurück an seinen Tisch. —

„Weißt Du, Agnes," sagte jetzt der Doctor, der am Arme seiner Tochter eben eingetreten war, „daß

wir bis vier Uhr mit dem Essen auf Dich gewartet haben?" —

„Ihr lieben, Ihr guten Menschen," rief Agnes, „nun macht Ihr mich wehmüthig — und ich dachte gerade mir hier — die Wehmuth abzuschütteln."

„Ist Dir denn auch etwas Trauriges begegnet?" — fragte Marie.

„Das eben nicht, aber Ach! — Die blasirte Atmosphäre, in der ich lebe, macht mich zuweilen sticken, — meine Frau Baronin hat Tage, wo ihre Vornehmthuerei und Selbstzufriedenheit poetisch werden — das wirkt ansteckend — bei dem Baron Luitpold wird dann die steife Höflichkeit herablassend — und Baronesse Emma thut sanft mit Stimme und Augen — und trägt das Köpfchen doch noch höher — so daß ihr Blick — wenn er auf solche Wesen fällt — wie meine Wenigkeit — erst so, — von oben nach unten, und dann so schräg herüber gleitet, wobei die Locken immer recht kokett zu liegen kommen." —

Agnes hatte mit ihrer biegsamen Gestalt und lebendigem Mienenspiel ein so komisches Bild von der Baronesse Emma gegeben, daß der Doctor nebst Frau und Tochter lachen mußten. — „Du besitzest entschieden Talent für das Nachahmen," sagte Trost — „doch was hast Du gegen den poetischen Zug

der Baronin? Neben der verkehrten Vornehmthuerei, ist er doch immer — ein Zug zum Guten — und Höflichkeit kann man auch in der Herablassung noch schätzen." —

„Vater Trost!" rief Agnes — „Ihr Aerzte seid durch Eure Praxis ganz verdorben; Augen und Ohren gewöhnen sich so sehr an die Thorheit auch in der vornehmen Welt, daß Ihr sie nicht mehr beachtet." —

„Sage lieber, — wir Aerzte sehen diesen Menschen zuweilen tiefer in's Herz, und das söhnt mit vielen ihrer Schwächen aus."

„Aber —, es giebt der Aber so viel! — Als die Uhr heute Eins schlug und mich erlöste," fuhr Agnes fort, „lief ich zur Ehrhard hin. Die Frau konnte kaum sprechen, so war sie bewegt — und in dem dürftigen Stübchen — sah ich so viel Liebe, Freude und Dankbarkeit — daß — als ein Sonnenstrahl hineinfiel — mir so zu Muthe war, als käme er aus der Welt draußen, um, nach aller Verkehrtheit, die er beleuchtet, auf einem erhabenen Bilde auszuruhen und nun kehrte ich zurück: Oh diese Wohlgerüche der Vorzimmer! dieser Diener mit steifer Halsbinde und sich ewig gleich bleibendem Gesicht!"

„Die Wohlgerüche nehme ich nicht in Schutz,"

sagte der Doctor lächelnd, „die mag ich auch nicht, aber“ —

„Und da rauschte die Baronin an mir vorüber,“ fuhr Agnes fort — „Baroneſſe Emma ihr nach, unnahbar für das eigene Fleiſch und Blut — Sammet, Spitzen und Seide, die in den Spiegel blicken und jede Berührung ſcheuen! Ein wandelndes Capital und auch ein ſchwerer Schuldſchein! — Mutter und Tochter mußten Viſiten machen und ich — durfte nicht fort. — Mit dem jungen Profeſſor — mit der blinden Mutter Herzen, mit meiner Sehnſucht nach Euch und meinem Friedel — hieß es dennoch bleiben!“

„Der junge Profeſſor wird nun heimkehren,“ ſagte Johanna langſam, „aber er wird mehr Sorge vorfinden, als er glaubt.“ —

„Wie das?“ — fragte Agnes große Augen machend.

„Das Reiſegeld habe ich beſorgt,“ verſetzte Troſt, „die Mutter hatte es nicht und ich fürchte — ihr kleines Capital könnte leicht ein verlorenes ſein.“

„Unmöglich!“ rief Agnes, „Walther hat mir geſagt, es ſei gut und ſicher angelegt und die Mutter verſorgt, auch wenn ihm etwas Menſchliches in der Fremde begegnen ſollte.“ —

„Er hatte dieſen Glauben, aber er täuſchte ſich.“

Der kleine Friedel begann unbequem zu werden, Frau Johanna mahnte ihn an's Schlafengehen und Agnes berief sich nicht auf ihr Recht, Mittwochs und Sonnabends das Kind zu Bette zu bringen. Sie ließ es fortführen, und folgte dem Doctor und Marie in's Nebenzimmer. —

„Walther ist ein so tüchtiger Mann" — hob Trost jetzt an — „daß wir zu der Hoffnung berechtigt sind — seine Arbeit werde ihn und seine Mutter versorgen — aber ein Amt, eine Beschäftigung sind nicht so rasch gefunden und dann müßten gute Freunde ihm unter die Arme greifen." —

„Zu den guten Freunden gehöre ich schon," sagte Agnes — während Marie die Lippen auf die Hand des Vaters drückte — „aber ich arme Gouvernante, was kann ich helfen? Was ich erspart gäbe ich gleich für ihn hin, wäre der Friedel nicht da! Ich will wetten," fuhr Agnes mit Bitterkeit fort, „daß Ehrhards ihr Wohlerworbenes irgend einem unserer hochgeborenen Lebemänner gegeben; und darum auch so geheimnißvoll damit gethan — nein! Vater Trost!" rief sie aus — „ich will es noch nicht glauben, es ist unmöglich — sage, weißt Du es jetzt, bei wem ruht das Capital?"

„Der Mann, bei dem Ehrhards Capital niedergelegt worden, war allerdings ein Aristokrat," er-

wiederte Trost, „aber ein edler Mann, der es in bester Absicht genommen. Er ist schon längst unter der Erde — und die, welche sein Vermögen geerbt, denken anders als er." —

„Aber wer sind diese Menschen?" fragte Agnes, ihre funkelnden Augen auf den Doctor heftend. —

„Ich habe es erst heute erfahren," erwiederte Trost. „Walther und seine Mutter haben ihre Gründe gehabt, über dieses Verhältniß nicht zu sprechen — — berühre es auch Du, Agnes, Keinem gegenüber. Was Du heute von mir erfahren, bleibt unter uns." — Agnes zuckte schweigend die Achseln.

„Ein eigenes Ding, das Geld!" fuhr der Doctor fort. „Wo es sich zu mehren verspricht und jeder Tropfen sicher steht, da ist es ein offener Quell für Jedermann, und kinderleicht daraus zu schöpfen. — Wenn aber der Zins fehlen könnte und die Sicherheit nicht felsenfest ist, — da giebt es kein Heiligthum, das so zart berührt werden will — keine Liebe, die so wenig dem andern gönnt, was sie besitzt. — Willst Du mir glauben, Agnes, fünfzehn Jahre lebe ich jetzt hier — und wüßte dennoch nicht, an wen ich mich zu wenden hätte, wenn meine Mittel nicht hinreichen, um der Ehrhard und ihrem Sohne zu helfen."

„Das ist nicht so unerklärlich," versetzte Agnes. „Du hast eine ausgebreitete Praxis, obwohl wenig Einnahme — denn Du bist ein Arzt der Armen — Deine Zeit gehört so ganz dem Beruf an, daß man Dich in Deinem Hause wenig und im Hause Deiner Bekannten nur ausnahmsweise sieht — darum kennen Dich die Menschen wenig, darum kennst Du sie gleichfalls nicht." —

„Ganz im Gegentheil, liebe Agnes — weil wir uns gegenseitig kennen, stehe ich so vereinsamt da — und habe keinen wahren Freund." —

„Oh, Vater Trost!" rief Agnes — „mit diesem Ausspruch thust Du vielen Unrecht." —

„Nein, nein," wiederholte der Doctor, seine Tochter an sich ziehend, „dem Einen bin ich ein unpraktischer Mensch, der übertriebene Begriffe von den Pflichten seines Berufs hat und für Frau und Kind nicht zu sorgen versteht; den anderen ein Mann, der keine Farbe hält, weil ich die Aristokratie nicht steinigen helfe und den Bürgerlichen nicht stets in Schutz nehme; — noch anderen, kein Mann des Wissens und des Fortschritts, weil ich den Taumel der Selbstverherrlichung nicht theile. Ja, Agnes, welche Richtung der Mensch auch immer einschlagen möge, — an Genossen wird's ihm nicht fehlen. — Wenn aber einer vor allem Anderen sich bemüht,

als Christ zu leben, bleibt er allein — mit seinen Lieben," fügte er hinzu, Marie fest an sich drückend und Agnes die Hand reichend. —

„Ich danke, Vater Trost, daß Du mich nicht vergessen hast," sagte Agnes, die Hand des alten Mannes festhaltend und mit feucht gewordenen Augen. —

„Ich bin nicht werth zu Deiner Größe hinaufzuschauen; aber — dennoch, — ich bleibe dabei, die Menschen sind besser, als sie Dir erscheinen." —

„Nur nicht gewisse blasirte Adelige zu Lande!" meinte scherzend der Doctor und ein Lächeln glitt über die Schatten der Wehmuth, die auf den Zügen seines Kindes sich gebreitet hatten. —

Die Thurmuhren hatten zehn geschlagen, und die Hausthür des Doctors schloß sich, nachdem Agnes hinausgetreten war. — Sie blickte um sich — und mit schnellen Schritten mancher ungemüthlichen Erscheinung ausweichend, eilte sie dem Hause der Baronin Luitpold zu. —

Trost und seine Frau hatten sich zur Ruhe gelegt — der kleine Friedel schlief — Marie stand am Fenster. Dem Gedanken, der in noch ferne Zeiten schaut, oder schon längst vergangene Tage sucht, folgt auch das Auge. Ueber die Wirklichkeit, über der Gegenwart Gebilde schweift es hinaus, in jenen

zauberhaften Nebel, wo es dem Geiste nachgestaltend schafft und wo der weiche Dunst der Ferne zum durchsichtigen Schleier wird — über dem Bilde, das Hoffnung hingezaubert, oder Erinnerung gemalt. —

— — — — — — — — —

Dreizehntes Kapitel.

Wie mächtig der Groll ist.

Frau von Halleck saß wieder in ihrem eleganten Salon, ihr gegenüber Adolf Verneck. Auf dem Tische zwischen ihnen lagen Rechnungsbücher und Papiere. —

„Was ist Ihre Ansicht, Herr Consulent?“ begann jetzt Frau von Halleck. — „Hoffen Sie das Geschäft zu Stande zu bringen?“ —

„Kaum möglich, Excellenz! — Die Frist ist sehr kurz, die Hypothek von Lilienthal schwer belastet, ich muß es offen gestehen, nach der Einsicht — die ich jetzt in die Verhältnisse gewonnen, halte ich die fragliche Obligation für eine völlig unsichere; — überdies gilt es schwer in gegenwärtiger Zeit — Geld auf Grund und Boden zu erhalten. Man speculirt in Papieren, und hat es lieber mit den

Banken zu thun, die vollständige Sicherheit bieten und der Rückerhebung der Capitalien weniger Schwierigkeiten in den Weg legen." —

„Aber mein Gott! Herr Verneck, die Procente, die ich gezahlt und wieder zahlen will, sind in keiner Bank zu haben." —

„Vollkommen richtig, gnädige Frau — aber der Inhaber dieser Schuldverschreibung hat eben von der vorausgesetzten Unmöglichkeit der Rückzahlung Vortheil gezogen. Er hat Ihre Unkenntniß in Geschäftssachen benutzt, um seine Rente zu dieser Höhe zu schrauben: das ist Wuchergeschäft, und durch das allmählige Anwachsen dieser Schuld wird es jetzt selbst auf dem Gebiete des Wuchers schwer fallen, einen Abnehmer zu finden." —

Frau von Halleck wendete sich von dem Sprecher ab, den klugen Ausdruck des ruhigen Geschäftsmannes — konnte sie nicht mehr ertragen. — Er sagte es — sie hörte es — sie las es in seinen Zügen, aber dennoch — es war unmöglich! ganz unmöglich — daß sie aus der Sphäre des Luxus, mit einem Besitzthum wie Lilienthal plötzlich — dahin kommen sollte, mit dem Ueberbleibsel, das ein Concurs ihr lassen würde, sich begnügen zu müssen. —

Unmöglich, daß ihre Verhältnisse in Stadt und

Land — im wahren Licht — gesehen und besprochen werden sollten. — Ganz unmöglich!

„Haben Sie Relationen in Kurland?" fragte sie plötzlich. —

„Geschäftsrelationen? Nein, Excellenz!"

„Ist Ihnen der Name Horstmar bekannt?" —

„Ich bin mit einem Baron Horstmar sehr befreundet, ich darf sagen schon von der Kinderstube her." —

„Mit dem Besitzer von Dornfeld?" —

„Ganz richtig, Excellenz." —

„Wirklich?" rief Frau von Halleck mit strahlenden Augen, und glühendes Roth übergoß ihr Gesicht. — „Ich kenne ihn sehr gut," fuhr sie fort — „wir sind uns im Auslande oft begegnet, haben schon in Geschäftsrelationen zu einander gestanden. Ich habe die Ueberzeugung, daß er diese Obligation ankaufen würde, — wenn er wüßte, daß ich in Verlegenheit bin. Wollen Sie die Gefälligkeit haben, ihm diesen Vorschlag zu machen?"

„In Ihrem Auftrage, gnädige Frau? — Gewiß!" —

„Ich bitte Sie darum — und mein Gewissen ist völlig ruhig — Baron Horstmar läuft keine Gefahr; meine bisherigen Pachtcontracte sind schlecht formulirt gewesen, die Pachtsummen waren zu klein,

ich habe mein Vertrauen einem Verwalter geschenkt, der dasselbe nicht verdiente — ich sehe es ein und darunter leide ich jetzt — aber dieser Zustand ist doch — nur ein vorübergehender. Ich lege die Administration meiner Besitzung in andere Hände — und Lilienthal, das durch seinen Boden, seinen Wald und seine Lage — außerordentlich viele Ressourcen bietet, kann in kurzer Zeit das Zehnfache tragen." —

„Veränderungen in der Administration des Gutes — und in der Leitung der Geschäfte, wären allerdings sehr wünschenswerth" — bemerkte Verneck.

In diesem Augenblicke meldete ein hereintretender Diener — „die Baronin Luitpold!" — Verneck erhob sich — Frau von Halleck reichte ihm die Hand und sagte hastig — indem ihre Augen unruhig über die auf dem Tische liegenden Papiere streiften: — „Sie werden die Gefälligkeit haben, ohne Aufschub zu schreiben und mir die Antwort zukommen zu lassen." —

Dem sich entfernenden Diener folgte Verneck auf dem Fuße. — Frau von Halleck trug eilig Bücher und Papiere in ein Nebenzimmer fort und kehrte zum Sopha zurück. — Kaum hatte sie Platz und Stellung genommen, als eine hochgewachsene Dame, in schwerer rauschender Seide in den Salon hereinglitt und mit eigenthümlich wiegender Bewegung

der entgegeneilenden Hausfrau in der Mitte des Raumes begegnete. —

„Liebe Baronin!“ —

„Meine liebe Frau von Halleck!“ —

„Ich war in den letzten Tagen immer verhindert, zu Ihnen zu kommen,“ sagte die Hausfrau. —

„Doch nicht unwohl gewesen?“ fragte die Baronin mit besorgter Miene. —

„Nein — nur von Geschäften überhäuft“ — versetzte Frau von Halleck. —

„Oh! wie beklage ich Sie“ — seufzte die Baronin. —

Mit schmelzendem Lächeln, vielsagendem Händedruck, und jener scharfen Berechnung der Schritte, die ein Vorgehen und Zurückbleiben verhütet, hatten beide Frauen das Sopha erreicht und waren da etwas weiter von einander gerückt. — „Ein großer Grundbesitz hat viele Schattenseiten“ — hob jetzt Frau von Halleck an — während die Baronin einen Blick sinnender Befriedigung in die sie umgebenden Räume versenkte. — „Die Schließung neuer Pachtverhältnisse bietet so viele Schwierigkeiten.“ —

„Und welche ertödtende Beschäftigung“ — bemerkte die Baronin. —

„Ein Advocat war eben hier — um mir dabei zu helfen“ — begann wieder die Hausfrau.

„Verneck? — ich bin ihm begegnet.“ —

„Sie sind mit ihm bekannt, liebe Baronin?“ —

„Ich habe ihn häufig gesehen, — in Concerten, — seine Frau wirkt häufig mit, — sie hat einen guten Sopran — auch der Vortrag ist nicht schlecht — obwohl einzelne Töne noch sehr scharf sind und es ihr auch an Schule etwas mangelt.“ — Die Augen der Hausfrau ruhten andächtig auf dem Gesichte der sprechenden Baronin — und in ihnen malte es sich wie eine Flucht grauer Schatten vor einem hereinbrechenden Lichtstrahl. —

Die Begegnung der Baronin mit dem Advocaten hatte Frau von Halleck alterirt, es war ein unglücklicher Zufall gewesen, eine neue Tücke des Schicksals — aber jetzt — wichen ihre Befürchtungen — denn der kunstliebenden Baronin schien dieses Zusammentreffen — nur eine willkommene Gelegenheit zu bieten — die Gefilde der schönen Künste zu betreten. Frau von Halleck hatte noch kein rechtes Wort des Uebergangs gefunden, als auch schon die Baronin wieder anhob.

„Ich kann es Ihnen — so recht nachempfinden, — meine liebe Frau von Halleck, — wie nach den fatiguanten Geschäften — Ihnen wohl zu Muthe werden werden muß, — wenn Sie dem Gesange und dem Spiele Ihrer Tochter zuhören. — Ein

Lied von Mendelssohn — eine Sonate von Beethoven — die erheben uns wieder über die Sorgen der Erde!" — Die kleinen grauen Augen der Baronin flimmerten im feuchten Glanz und sie wiegte ihren Oberkörper mit so schmelzendem Lächeln — als wäre schon der ganze Raum erfüllt von den emportragenden Schöpfungen der unsterblichen Meister. —

„Martha singt — und übt fleißig" — sagte Frau von Halleck und wurde roth im Bewußtsein der Trockenheit ihrer Erwiederung.

„Nicht wahr? Sie sind mit Fräulein Stein zufrieden?" —

„Oh, liebe Baronin! Ich bin Ihnen für diese Empfehlung ganz außerordentlich dankbar — besorge nur — daß Sie nicht selbst darunter leiden." —

„Ganz und gar nicht — Fräulein Stein hat ihre freien Tage und es freut mich, daß sie mehr erwerben kann." —

„Sie ist sehr talentvoll — und Martha — hat sie gern" — sagte Frau von Halleck.

„Ein sehr munteres Geschöpf!" versetzte die Baronin mit leichtem Nasenrümpfen — „aber ich möchte nicht sagen, daß sie Talent hat — finden Sie das?" —

Frau von Halleck wurde wieder sehr roth — für sie waren Musik und Malerei — nur Mittel im Leben — zum Höchsten mit farbigen Blüthen umfaßte Wege — die zum Ziele führten. Kennerschaft auf dem Gebiet der schönen Künste zu erlangen hatte sie nie gesucht, und jetzt drückte sie dieses Bewußtsein, wenn die Baronin Luitpold ihr gegenüber saß. Das unbedachte Wort zurückzunehmen, und einer neuen Blöße zu entgehen — war nicht leicht und Frau von Halleck sichtbar verwirrt. — Die Baronin, welche mit dieser Frage ihre Ueberlegenheit schon wieder kundgethan — schien jetzt der Ansicht zu werden, daß sie eine Gelegenheit geben müsse, die an's Licht getretene Ignoranz mit jenen Echo-Stimmen zu verdecken, die über Leeren und Oeden hinweghelfen. — „Nicht wahr, liebe Frau von Halleck," begann sie wieder. — „Unter Talent verstehen wir — das Schaffen — oder das Verständniß — die Auffassung unserer großen Meister — und die Fähigkeit, ihre Gedanken wiederzugeben?" —

„Das unterliegt keinem Zweifel," meinte Frau von Halleck. —

„Das Alles fehlt aber gerade Fräulein Stein. In der Technik, und in der Theorie der Musik — hat sie es aber weit gebracht." —

„Ganz außerordentlich weit," fiel Frau von Halleck ein. —

„Deßhalb bin ich mit ihrem Unterricht ganz zufrieden — habe sie Ihnen auch empfohlen — aber was den Vortrag betrifft —" Die Baronin hielt jetzt inne, die Augen der Hausfrau hingen an ihren Lippen. — „Da habe ich immer ein Wort mitzusprechen," sagte die Baronin und schloß ihren Mund mit einer großen Feierlichkeit und einem Gesichtsausdruck, als wäre sie sich eben der treuen Erfüllung ihrer Mutterpflichten tief bewußt. — Es entstand eine Pause, in welcher die Hausfrau in ängstlicher Hast nach einem wohlbedachten Worte suchte, aber bevor sie noch ein Solches gefunden, begann schon die Baronin zu erzählen, daß die musikalischen Abende in ihrem Hause endlich in's Leben treten: sie hoffe, Fräulein Martha an denselben Theil nehmen zu sehen, wie auch, daß diese den stillen Leseabenden sich nicht entziehen werde, die schon am nächsten Tage ihren Anfang nehmen sollten. —

„Mein Sohn wird vorlesen," schloß die Baronin, „die Schriften, die gewählt werden, sind ernster Natur, berühren manche religiöse und sociale Frage der Neuzeit, wodurch Gelegenheit geboten wird zu einem Austausch der Meinungen und zur Klarlegung der Ansichten — was sehr interessante Discussionen her-

beiführen muß." — Frau von Halleck versicherte, wie außerordentlich glücklich sie sei — Martha so viel Genuß geboten zu sehen, — wie sie es kaum gehofft — als sie für den Winter sich hier niederzulassen beschlossen. —

„Apropos," rief jetzt die Baronin. — „Mein Hausarzt, Dr. Bernhard, hat ein kleines Anliegen an Sie — und bat mich, ihm die Stunde zu nennen, in welcher es Ihnen am gelegensten wäre, ihn zu empfangen?" —

„Dr. Bernhard? aber ich kenne ihn gar nicht!" sagte Frau von Halleck mit sich entfärbendem Gesicht. —

„Ich glaube — es ist etwas Geschäftliches," versetzte die Baronin. —

„Etwas Geschäftliches!" wiederholte Frau von Halleck mit ungläubigem Achselzucken — „indessen gleichviel — ich bitte Sie, liebe Baronin, ihn wissen zu lassen, daß ich in den Morgenstunden täglich zu Hause bin." —

Wieder rauschte über das spiegelglatte Parquet die stattliche Gestalt mit ihrer wiegenden Bewegung. Süß lächelnd mit blinzenden Augen, hatte die Baronin, in der sich schließenden Thür einen letzten Abschiedsgruß der Hausfrau zugewinkt und langsam mit düsterem Blicke wandte sich diese dann ab.

Frau von Halleck gab dem Diener den Befehl, Niemanden mehr zu empfangen und schritt auf und nieder in dem weiten Gemach, bald mit gesenktem Haupte, gedankenvoll, — bald schien sie mit sich selbst zu reden, so wechselnd und belebt wurde der Ausdruck ihrer Züge. — Der Tag einer Entscheidung nahte heran! würde er langersehntes Glück bringen — oder Hoffnungen scheitern — und alles Ungemach losbrechen lassen? — Die Sorge haucht graues Licht aus, und ihr Schritt ist schwer, — man sieht, — man hört sie kommen. — Das Herz wird still, die Welt wird grau; aber wenn ein Mensch sich selbst und Anderen gelogen — dann sieht er noch den Feuerschein des Brandes in diesem grauen Lichte, und wie das Grollen bei dem Erdbeben, hallt es dumpf im schweren Tritte. — Angsterfüllt sieht er sein Hoffen von zündenden Funken ereilt, — und sein Wirken und Schaffen zu Staub werden, auf dem wankenden Boden.

Jetzt ließen sich rasche Schritte vernehmen und Martha trat herein. —

„Bist Du nicht ungeduldig geworden, Mama?“ fragte sie. — „Meine Gesangstunde hat heute sehr lange gewährt!“ —

„Mir ist auch die Zeit sehr lang geworden“ — erwiederte Frau von Halleck — „und doch — ich

möchte fast — Du wärest noch nicht da! Sorge und Kummer — Fürchten und Hoffen, dehnen eben so leicht die Stunden aus, als sie derselben ihre Länge rauben. Aber der Augenblick ist dennoch gekommen, wo ich zum Sprechen mich entschließen muß; — ich habe ihn nicht herbeigerufen — ich möchte — er wäre noch fern! Ich darf nicht länger zögern, ich muß Dir, Martha, Deine — und meine Zukunft an's Herz legen und Du sollst dann entscheiden." —

„Was willst Du damit sagen?" fragte Martha erschreckt.

„Komm, wir wollen uns setzen — und höre mich dann ruhig an." — Mutter und Tochter saßen sich gegenüber, die eine ernst und feierlich, die andere mit feuchtem Auge, blaß und ängstlich. —

„Fügsamkeit in die Wünsche Anderer — Ergebung in das Gebot der Pflicht sind etwas Großes und etwas Gutes, Martha," hob jetzt Frau von Halleck an. — „Du hast ein Mal, — nein — zwei Mal Dein Glück verscherzt, willst Du es wieder thun? — Willst Du nicht endlich versuchen Deiner Ueberspannung, — Deiner Einseitigkeit zu entsagen?" —

„Was Du eben ausgesprochen — faßt sehr viel

in sich" — sagte Martha traurig — „doch mir fehlt der Zusammenhang in Deinen Worten."

„Was ich damit — Dir habe sagen wollen" — versetzte die Mutter mit einem durchbohrenden Blick — „mußt Du verstanden haben — und es würde für uns beide besser sein — wenn Du offenherzig sein wolltest." —

„Wenn ich — über Gedanken und Erinnerungen — die Deine Worte in mir wach rufen — auch schweige" — entgegnete Martha — „ist es noch nicht ein Mangel an Wahrheit. Du, Mama, klagst mich jetzt an — ich muß mich entschuldigen — will aber nicht — einem Ueberströmen des Herzens Worte leihen." —

„Höre mich an," sagte die Mutter — „fünf Jahre sind fast — seit dem Tode Deines Vaters verflossen; — unser Vermögen war damals kein geordnetes; ich bin gezwungen gewesen, Schulden zu machen. — Unser Leben in der Fremde, und die Reisen haben große Summen verschlungen. Feldmann ist mir nützlich gewesen, durch Besorgung von Anleihen, durch pünktliche Sendung der Gelder — aber er hat mir diesen Dienst ohne Umsicht geleistet, hat vielleicht die Gelegenheit benutzt, um sich selbst zu bereichern — jedenfalls steht es schlimm mit Lilienthal. — Betrachte diese Lage der Dinge;

— Du bist noch jung und kräftig — Du kannst vieles entbehren — im Nothfall — selbst Dein Brod verdienen — die Erziehung, die Dir zu Theil geworden, macht es Dir möglich. — Kannst Du aber an mich dieselben Anforderungen stellen? Kannst Du vergessen, daß ich jetzt nur Dich habe, — daß ich mit den Verhältnissen, den Anschauungen — in denen ich erzogen bin, alt geworden — so verwachsen bin, daß ich mich nicht über dieselben so leicht erheben kann, wie Du. — Kannst Du es vergessen — daß mit den Thränen, die ich noch um Deinen Vater weine, auch jene Erinnerungen, die dem Herzen wohl thun, herb für mich gewesen sind — und in meinem Leben nur ein Lichtpunkt ist — und dieser bist Du? Und wenn Du dieses Alles vergessen könntest! — Martha — so denke daran, daß auch Andere, uns zwar fernstehende Menschen, die aber im Vertrauen auf unsere Gesinnung, ihr Wohlerworbenes uns hergegeben, das ihrige unwiederbringlich verlieren, wenn wir bettelarm geworden sein werden." — Fröstelnd — mit klopfendem Herzen, bleichem Antlitz saß Martha da, die Augen auf die Mutter gerichtet, jetzt war das Blut in ihre Wangen geströmt und sie verdeckte mit den Händen ihr Gesicht. Diese Bewegung der Tochter, brachte auch einen Farbenschimmer in die Züge der Mutter, ein

Dunklerwerden der sprechenden Augen. — Frau von Halleck hielt einen Augenblick inne, und fuhr dann mit Gelassenheit fort. — „Wenn keine Veränderung in unseren Lebensverhältnissen eintritt, so ist um ein Kurzes — unsere Stellung unhaltbar und der Verkauf von Lilienthal, kann nicht alle unsere Schulden decken. — Das Gesetz hat seine eigene Moral — reiche Leute werden das Ihrige bekommen, das Capital der blinden Professor Ehrhard und ihres schwindsüchtigen Sohnes wird ein verlorenes sein!" Frau von Halleck hielt wieder inne, Martha hatte den Kopf gesenkt und auf die Hand gestützt, die Mutter vermochte nicht in ihren Zügen zu lesen; mit weicherer Stimme fuhr sie nach kurzer Pause fort.

„Du bist bald dreiundzwanzig Jahre alt, uns fehlen die Mittel zu abermaligen Reisen. Hier in der Provinz entfernt die Kirche, der Du angehörst, die Möglichkeit einer Heirath — und dennoch! Wie durch eine besondere Gnade des Himmels ist es wieder in Deine Hand gegeben — ein sorgenfreies Loos für Dich und Deine Mutter zu gewinnen. — Die Frau ist für die Ehe bestimmt — ein Mädchen — das nicht heirathet, ist immer ein beklagenswerthes Geschöpf — und Dein Eigenwille könnte gar leicht Dir dieses Schicksal zuführen, — und

mir ein leidenreiches Alter. — Ich will annehmen, daß Dein Herz — die Liebe, von der Du geträumt, oder die Du in Romanen gefunden hast — noch nicht empfinde, aber sobald wir Achtung — Anerkennung nicht versagen dürfen — ist uns schon das Glück gesichert — und — glaube mir — eine Ehe, auf dieser Grundlage geschlossen, ist glücklicher als jene, wo das Herz in Gluth auflodert, eine Zeitlang glüht, und dann einer ausgebrannten Kohle gleicht, die erst mit neuem Feuer in Berührung gebracht werden muß, um nur glimmen zu können." — Jetzt schwieg die Mutter und schien eine Antwort zu erwarten, aber die Tochter blieb unbeweglich. — „Martha," sagte wieder Frau von Halleck, „hast Du immer noch keine Worte für mich? Was spricht Dein Herz zu der Sorge, die uns bedrängt? Was sagt Dein Gewissen?" —

„Mama," sprach Martha beklommen — „die Sorge fühle ich tief, und in ihrem ganzen Umfange, aber was Du von mir verlangst — und was ich verschuldet haben soll — fasse ich noch immer nicht vollkommen." — Der Ausdruck des Unwillens leuchtete aus den sprechenden Augen. —

„Ich soll wohl deutlicher mich ausdrücken" — sagte Frau von Halleck. — „Nun gut! Graf Hugo war der schönste Mann im großen Wien, sein Ver-

mögen unberechenbar, seine Gesinnung tadellos — Du hast ihn dennoch ausgeschlagen!" —

„Nein, Mama — Graf Hugo hat nicht um mich angehalten." —

„Das heißt — Du hast es ihm unmöglich gemacht." —

„Wodurch?" —

„Durch Ansichten, die Du hast laut werden lassen." —

„Ich bitte Dich — sprich deutlich — welche Ansichten?"

„Du bemühst Dich, Worte zu widerlegen, weil das leichter ist — als die That zu rechtfertigen" — sagte Frau von Halleck mit unverholenem Unmuth. — „Graf Hugo war ein strenger Katholik — eine Vereinigung konnte ihm nur dann möglich erscheinen — wenn Deine Ansichten andere gewesen." —

„Graf Hugo — hat niemals das Ansinnen an mich gestellt — katholisch zu werden" — entgegnete Martha.

„Er liebte Dich — das weißt Du," fuhr die Mutter fort. — „Sprach er nicht viel von dem Unterschied der Confessionen?" —

„Und weil er so offen, so unumwunden sprach," fiel Martha ein — „habe auch ich ihm gegenüber mit gleicher Offenheit meine Ansichten bekannt." —

„Und was hast Du erreicht?" — Martha antwortete nicht — und Frau von Halleck fügte hinzu: — „Zuletzt ging er — und kam nicht wieder." — Jetzt schwiegen Mutter und Tochter, die eine mit funkelnden Augen und glühendem Angesicht — die andere mit dem Ausdrucke gramvoller Ergebung. — „Lassen wir jetzt Graf Hugo bei Seite," nahm Frau von Halleck wieder das Wort auf — „und auch von Neuenburg mag ich nicht sprechen. Es sind vergangene Zeiten — ich will die Gegenwart erwägen. — Luitpold ist ein Mann, der Alles, was das Glück einer Frau begründen kann, in sich vereinigt. — Kannst Du an ihm etwas auszusetzen haben?" —

„Oh vieles — sehr vieles, Mama! aber wenn das auch nicht wäre — ich kann nicht — ich kann nicht," rief Martha aus — „einen Mann heirathen wollen — den ich nicht liebe." — Ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen. — Die Starrheit der Verzweiflung hielt einen Augenblick den Ausdruck fest, den die Züge der Mutter angenommen hatten, während Martha gesprochen, dann athmete Frau von Halleck tief auf — und sagte tonlos: — „Sage lieber, daß Du kein Opfer bringen kannst, kein Opfer bringen willst; denn wer das will, findet auch die Kraft, es zu vollbringen." —

Wie erschreckt durch diese Worte und den Ton, mit dem sie gesprochen wurden, richtete sich Martha empor und sagte ruhig: „Nimm auch an; — der Mann, von dem Du sprichst, würde wirklich Neigung für mich empfinden, und ich Deiner Ruhe gedenkend — würde eine Vernunftheirath schließen wollen; der confessionelle Unterschied bildet ein nicht zu überwindendes Hinderniß, Luitpold ist eitel — ist intolerant." —

„Das ist er nicht; — aber dieses Hinderniß würde in der Tiefe seiner Ueberzeugungen zu finden sein — und dasselbe aus dem Wege zu räumen — kann Dir nicht schwer fallen. — Dein Herz, Martha — gehört dem Protestantismus an, — es erkennt in ihm das Hervorragende der freien Erkenntniß auf dem Gebiete des Glaubens. Warum sollst Du nicht, mit der gewonnenen Einsicht, Dich auch zu der Kirche bekennen, die mit Deinem inneren Leben am meisten in Uebereinstimmung steht?"

„Mama," erwiederte Martha — „die Kirche, der ich angehöre, fußt auf dem heiligen Boden des Christenthums, dieser Boden bleibt mir heilig — auch wenn das dort aufgeführte Gebäude in manchen Einzelheiten mir fremdartig erscheint." —

„Steht die lutherische Kirche nicht auf demselben Boden?" —

„Darum darf ich mich heimisch in ihr fühlen, doch in einem Uebertritt von einer christlichen Kirche zur anderen, liegt heutzutage ein Etwas, das mit meinem christlichen Gefühl im Widerspruch steht — ein Bruch, der auch zum Risse wird, auf der heiligen Stätte des Glaubens in unſ'rer eigenen Seele." —

„Das ist wieder eine Unklarheit der poetisch idealen Anschauung, die jede Aufklärung verhindert, weil sie die Wirklichkeit mit den Nebeln der Phantasie umhüllt." —

„Nein" — sagte Martha — „der Schwung, der zur Klarheit führt, der Trieb, der nach Erkenntniß — sei es freudig — sei es schmerzlich ringt — der klebt nicht an der Unvollkommenheit dieser oder jener äußerlichen Form. Er sieht das Licht über den Wolken, die das Athmen der Erde sind, und die der Sonnenstrahl doch stets, bald hier, bald dort durchbricht. Mit dem Gepräge eines gottbeseelten Geistes, trägt dieser Drang auch das Gepräge der mühseligen Arbeit, des ewigen Kampfes der sterblichen Natur, — welche in Staub zerfallend die Unsterblichkeit im Innern birgt." —

„Nun Martha! weiter doch!" sagte Frau von Halleck mit bitterem Lächeln — „ich bin neugierig auf die Definition, die Du mir geben wirst." —

„Die aufgeklärten Protestanten unserer Zeit" — fuhr Martha fort, „scheinen vielfach sich mit den Anhöhen des Glaubens zu decken, aber nicht sie zu ersteigen; inmitten dieser Aufklärung macht in großem Umfange sich selbst die Negation geltend, und vielfach auch die Selbstzufriedenheit, welche die Flügel zum Ruhen eingezogen hält — und in der lauten rastlosen Bewegung in den Werkstätten der Wissenschaft ein Schlummerlied für das Sehnen der Seele gefunden hat. — Nein, nein, Mama, die sogenannten Aufgeklärten in unsern Provinzen werden nicht durch Glaubenslauterkeit dazu getrieben, einen Uebertritt zu wünschen; der vollste Unglaube, die falsche Frömmelei, sobald sie nur — in den Stühlen ihrer Kirche Platz nehmen — werden weder verurtheilt, noch beachtet. — Sie sind Erscheinungen, die der Zeitgeist hervorbringt, und in der Waagschaale, welche über die Wahl eines Weibes entscheidet, fallen sie schwerlich mit in's Gewicht. — Aber echt christliche Demuth, wahre Glaubensstärke, sobald sie aus einer andern Kirche an sie herantreten, verfallen dem Lächeln des Spottes, und dieses Lächeln ist es, das dem aufgeklärten Protestanten so schwer das Gewissen belästigt; es verletzt seine Eigenliebe, sein Selbstgefühl und darum muthen

solche Männer den Frauen zu — was sie selbst zu thun vielleicht Bedenken tragen würden."

„Du hast Deine Ansicht über eine Anzahl Protestanten ausgesprochen," nahm Frau von Halleck mit erzwungener Ruhe das Wort, „ob sie falsch oder richtig — lasse ich jetzt dahin gestellt sein — nur Deinen letzten Satz will ich beantworten mit der Behauptung, daß der Mann durch seine Stellung in socialer und politischer Beziehung viel weniger unabhängig dasteht, als die Frau. Die Erklärung aber, warum in Deinen Augen ein Uebertritt einem Unrechte gleich kommt — hast Du mir nicht gegeben, und darauf kommt es an, nicht auf die Motive — die dem Manne für seine Frau einen Uebertritt wünschenswerth machen." —

„Mein Gefühl sagt mir," erwiederte Martha, „daß den zur Welt kommenden Menschen gleichsam drei Mal eine Heimath gegeben ist, — die Heimath im weiten Sinne des Wortes, die Heimath des älterliches Hauses, und die Heimath der Kirche. — Sie sind weder erwählt noch gefunden, sondern gegeben und wie jede Gabe, die dem Menschen zu Theil wird, enthalten auch diese — einen Schuldschein. Das wirkliche Zerreißen dieses Schuldscheines kann aber nur in ungewöhnlichen Verhältnissen, in besonderen Gemüthszuständen seine Rechtfertigung

finden, nicht in der Liebe eines Mannes, die sich nicht über den Dunstkreis der Vorurtheile erheben kann, nicht in der Besorgniß — keinen Mann zu finden." — Martha hatte bewegt gesprochen; die Worte drangen voll und klar aus ihrer Brust, als würde ein frisches Herz, bei dem noch keine Saite zerrissen und keine verstimmt, in ihrem Klange laut.

Sie hatte den kalten hart werdenden Ausdruck auf den Zügen der Mutter nicht beachtet. Jetzt sah sie die schmalen Lippen sich regen, als wollten sie eine Fluth von Vorwürfen über ihr Haupt ergießen. Unwillkürlich senkte sie die Augen. Oh! das war gut, gut für sie! denn in den dunklen Stunden, die für sie im Schooße der Zukunft ruhten, hätte dieser Augenblick ihr immer wieder vor die Seele treten müssen und diese Erinnerung hätte an der Liebe des Kindes zur Mutter gerüttelt. Mit einem Lächeln hemmte Frau von Halleck den hervorbrechenden Strom ihres Unmuths, und mit diesem Lächeln — hatte der Ausdruck eines giftigen Gedankens — scharf und schonungslos über ihr Antlitz sich gebreitet. —

„Wir haben genug gesprochen" — sagte sie mit einer Ruhe, die Martha erbeben ließ. — „Kein einziges Wort mehr! Du bist sehr klug — ich bin

es aber auch — erfahre die Früchte Deines Starrsinns — sie werden andere sein, als Du es glaubst.“ —

— — — — — — — — —

Vierzehntes Kapitel.

Was die Bäume sagten.

Die uralten Bäume, die Schloß Dornfeld schirmend umgeben, rüttelt Sturm. Sie neigen sich ächzend, als müßten sie brechen, dann richten sie die Wipfel wieder empor und zittern und schauern im Unwetter. Die unsichtbare Gewalt drängt von Neuem an sie heran: die Zweige schüttelnd, müssen sie abermals die Häupter senken. Die Sturmeswoge ist vorüber; und trotzig erheben sie sich wieder; aber doch kampfesmüde, wie Schutz suchend, drängen sich die entblätterten Aeste dichter aneinander und rauschen klagend und da saust es schon wieder durch die Luft mit wachsender Kraft, kommt eine neue Woge, als müßte sie jetzt jeden Widerstand brechen. So dauert es fort von Stunde zu Stunde die ganze lange October-

nacht hindurch. — Endlich bricht das Tagesgrauen an — und sieht die alten Bäume alle noch stehen, sie wiegen jetzt leise wie traurig die Wipfel, und das Morgenlicht dringt so eigen durch das Gezweig, als wären diesem viele Lebensadern entrissen, und das Morgenlicht zeichnet schärfer die Stämme, als hätte die Gewalt des Sturmes sie blosgelegt. — Grau wölbt sich der Himmel darüber, wie regendrohend, aber der Nordhauch, der seine Herrschaft behauptet, hält die Tropfen starr im Gewölk zurück, und fegt die todten Blätter mit scharfem Laut über den hart gewordenen Boden. —

Aus einem Fenster des Schlosses schauten jetzt zwei Augen hinaus in die Landschaft; — und diese Augen sahen so müde aus, so matt, als wären sie die ganze lange Nacht hindurch der ruhelosen Bewegung der alten Bäume gefolgt und hätten keinen Augenblick sich im Schlummer geschlossen. — Edith's Angesicht war farblos und durchsichtig, als habe ein Sturm auch an ihrer Seele schonungslos gerüttelt. Ihr Blick war traurig und leblos — als ob auch in ihrem Herzen todte Blätter den Boden deckten. —

Wohl manche ernste düstere Gedanken — waren Edith schon gekommen, seit sie in Dornfeld lebte, wohl oft schon hatte sie Erwin's Wesen nicht ganz verstanden, wohl oft schon gedacht, die Liebe sei

nicht ewig, sondern vergänglich; die Zeit entblättere sie und lege Dorn und Stachel blos. — Aber diese Gedanken waren wie die Wolken, sie zogen vorüber — Sonnenschein und blauer Himmel strahlten wieder — dann noch schöner, noch tiefer ins Herz hinein. — In den Augen ihres Kindes las Edith es groß geschrieben, daß die Liebe doch ewig ist, in ihrem eig'nen Selbst, das nach Vervollkommnung strebte und jeder Schwäche sich bewußt wurde, fand sie eine Erklärung für manches Weh, das sie beschlichen, und aus dem Ernst der Gedanken sah sie eine Frucht sich bilden — welche zu reifen, des Lebens Aufgabe ist: Geduld — die groß zu werden, der Leiden bedarf. — So war denn Edith immer noch glücklich gewesen — wenn auch zuweilen ernst und traurig, und sie war auch immer voll Glauben, denn sie kannte das Mißtrauen nicht. —

Da war einmal ein Brief gekommen — und während Erwin denselben gelesen, war ihm das Blut bis in die Schläfen geströmt — dann hatte er lange mit dem Verwalter gesprochen — war unwillig über Herrn Siegbert geworden und später gedankenvoll, zerstreut und unruhig. — Unter dem Einfluß einer vagen Sorge hatte Edith Fragen über jenen Geschäftsbrief gestellt und war es inne geworden, daß Erwin nicht antworten mochte. —

Einige Tage waren vergangen — und wieder war ein Brief gekommen — dann hatte Edith in Erwin's Blick einen Glanz geschaut, wie oft — wenn sie ihn glücklich gewußt, und um seine Lippen einen Zug — den sie nicht gesehen — wenn er glücklich sich fühlte — aber er paßte dennoch zu dem Lichte des Auges. — Edith kannte nicht — die Lüge — die um den Mund des Menschen zuerst mit ihren Farben malt — noch lange — bevor das Auge diese aufzunehmen lernt — aber sie war erschreckt gewesen. —

Eine Reise nach R. hatte Erwin beschlossen, am nächsten Morgen sollte er sie unternehmen und in wenigen Tagen nach Dornfeld zurückkehren. —

„Schon Morgen!" Edith wollte es nicht fassen — in Thränen war der Klang ihrer Stimme erstickt. — Der Sturm hatte bereits zu toben begonnen. Es klang so schauerlich, es seufzte so kläglich — in den weiten Räumen des Schlosses — und Er — sollte fort! Sie — allein bleiben mit einem Herzen voll Unruhe? —

Welcher Mensch hat nicht Augenblicke, wo er dem Kinde gleicht, und im Wünschen und im Fürchten — kein Maaß und keine Grenze kennt. — So war es Edith ergangen — als das Dunkel der Nacht Schloß Dornfeld umgab, der wachsende Sturm

heulend darüber hinzog, an die Mauern anprallte, und an den Fenstern rüttelte. — Nein! Er sollte nicht fort! er sollte bleiben! So rief es in Edith — und sie versuchte die Macht der Bitte. — Ihr thränennasses Seidenhaar legte sich an Erwin's Schläfen, ihre Arme umschlossen ihn, ihre Stimme klang sanft und weich in sein Ohr: „Nur nicht Morgen! Ich bitte Dich! bleibe, mir ist so bange zu Muthe, — mir sagt es das Herz — es ist besser — Du bleibst!" — Da wurde Erwin plötzlich — so still, so weich zu Sinne, da wurde es auch still um ihn her — als rege sich draußen kein Blättchen und ein guter Gedanke gewann eine Stimme — und sprach vernehmlich zu ihm. — Aber soll ein guter Gedanke — soll ein guter Augenblick zur Geltung kommen — muß ihn der Mensch mit allen seinen Fühlfäden erfassen, ihm in's Gesicht schauen mit Freude und mit Dank, dann bleibt er und schafft Frühlingslicht im Schatten! Ist der Mensch aber zagend, fehlt ihm der Muth, dem guten Augenblick zu danken — dann zieht dieser verlöschend dahin, wie die fallende Sternschnuppe und ist er so dahingegangen, dann verhüllt sich trennend, was ihm verwandt sich fühlte, aber wer das Licht scheut, regt die Schwingen und ruft ihn nie wieder wach! —

Jetzt hörte Erwin wieder den Sturm sausen, und in seinem Gehirn jagten bethörende Gedanken. Er sollte nicht nachgeben! Der unvernünftigen Bitte kein Recht einräumen! Wem der Muth gebricht, Thränen fließen zu sehen, der giebt die Freiheit seines Willens auf. —

Edith war kalt um's Herz geworden; — Thränen und Worte hatten gestockt, in die Finsterniß, die pechschwarz an den hohen Fenstern lag, hatte sie still den Blick versenkt. — Und diese Finsterniß, schauervoll durchzogen von dem klagenden Sturm, hatte sich weiter und immer weiter zu dehnen begonnen, bis sie endlich im hellen Lichte eines Gemachs geschwunden war. Dort hatte Edith ihren Vater an der Arbeit sitzend geschaut und mit jenem alten lieben Ausdruck der Güte, der ihr stets begegnet — wenn sie zu ihm gekommen — sie hatte dieses stille Bild der Ferne — betrachtet — und dann zum ersten Male war Sehnsucht nach dem Vater — schmerzlich klagend laut geworden — zum ersten Mal war ein Vorwurf über ihre Lippen gekommen. — Und jetzt — jetzt schaute sie in den neuen Morgen hinaus und ihr war es, als schüttelten die alten Bäume mitleidig das Haupt — als sagten sie zu ihr: — Edith — Edith, was hast Du gethan? Oh! wie viel hast Du verloren in dieser

stürmischen Nacht! Zerrissen ist das Bewußtsein, daß die Bitterkeit des Vorwurfs nie über deine Lippen gekommen, dahin ist dein Glaube, erschüttert deine Zuversicht! —

Hatte sie nicht um Vergebung gebeten? so innig, so warm? und hatte er nicht fliehen wollen die Wärme ihres reuigen Herzens? — Edith stand der Athem still, als sie jetzt daran dachte, aber da klopfte es wieder gewaltig in ihrer Brust — sie hörte das harte Rollen des Wagens auf dem gefrorenen Boden, die Pferde standen vor der Thür. — Muth, Muth, Edith, daß er heute über Dich nicht klagen kann! Erwin kam gegangen — fest gefügt war der Ausdruck seiner Züge — sein Herz hatte sich fest geschlossen — daß es im letzten Augenblick die Kraft seines Willens nicht breche. — „Nun Edith! lebe wohl." — Sie reichte ihm hin — die eiskalte Hand, sie konnte nicht an seine Brust sich stürzen, da lag es wie Eisen davor. Er zog sie an sich heran — und still, wortlos — thränenlos lag sie in seinem Arm, aber auch an seinem Herzen war es ihr kalt. —

„Um wenige Tage bin ich wieder hier" — fügte Erwin hinzu und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

Er war fort — und sie stand an dem Bette ihres Kindes — sie beugte sich über den schlafenden

Knaben, ihre Thränen flossen wieder und ihr Herz war wieder warm geworden. —

„Recht! recht, Edith! trage ihm nicht nach! Stütze Dich an die Kraft Deiner eig'nen Liebe, die täuscht Dich nicht. — Er ist mit sich im Streit — Du weißt nicht warum? Gleichviel! bleibe ihm nur gut!" —

Der Tag war vorüber. Mit dem Zwielicht hatte der Sturm von Neuem zu toben begonnen — aber Edith dankte Gott, daß es in ihrer Seele wieder still geworden. — Die Theilnahme eines alten guten Herzens hatte auch die Oede um sie ausgefüllt, und Fräulein Lenchen, die den Tag über immer wieder in ihrer Nähe aufgetaucht war, und munter rührig den grauen Gedankenzug dem Lichte zuzuwenden sich bemüht — saß jetzt dicht neben der jungen Frau, und erzählte alte Geschichten, aus alten Zeiten — und Edith hörte so aufmerksam zu, daß sie das Unwetter draußen — darüber vergaß. —

— — — — — — — — —

Fünfzehntes Kapitel.

Das Verneck'sche Haus.

„Nun lieber Mann, wir warten schon lange auf Dich," rief Adda Verneck, dem eintretenden Gatten entgegeneilend.

„Ja, liebes Weib! — ein Geschäftsmann kann nicht immer präcise sein" — erwiederte Verneck und küßte ihren frischen Mund — „aber ich bringe Dir auch — eine angenehme Nachricht mit: Fräulein von Halleck wird den Abend bei uns zubringen." —

„Heute, Adolf?" —

„Ja, liebe Adda, warum denn so erschreckt?"

„Aber Adolf! — Wir sind uns noch ganz fremd, kaum, daß wir einige Worte mit einander gesprochen."

„Aber jedes Ding — hat, denke ich, seinen Anfang — so auch die Bekanntschaft." —

„Wie kam es, daß sie sich angemeldet?“ fragte Adda und sah noch immer ganz bestürzt aus.

„Sehr einfach! ich war heute in Geschäften bei Frau von Halleck und da kam das Fräulein heraus. — Es wurde über dieses und jenes gesprochen — über Musik und Malerei — und endlich von Deiner schönen Stimme.“ Verneck küßte wieder seine Frau und fuhr dann fort. „Fräulein Martha meinte — sie würde gern Dich hören, die Mutter meinte, daß ein häufiger Verkehr zwischen unsern Häusern durch die Nähe sehr erleichtert werde — nun — und so machte es sich.“ —

„Am Ende hast Du sie gar eingeladen?“ rief Adda aus.

„Das gerade nicht — aber auf die Frage, ob es uns stören würde, Fräulein Martha bei uns heute Abend zu sehen — habe ich natürlich das Gegentheil betheuert.“ —

„Ich bin wirklich gar nicht vorbereitet,“ meinte Adda kleinlaut.

„Du hast ja alle Zeit, Dein Haus und Deine Locken in Ordnung zu bringen,“ bemerkte Verneck, indem er mit der Hand durch Adda's Haar strich. — „Alle Zeit, mein lieber Engel!“ —

„Da behalte Du den Jungen“ — sagte Adda mit Entschlossenheit in das Unabänderliche sich fü-

gend — und ihr ältestes Kind, das eben herangelaufen kam, ihrem Gatten zuschiebend, eilte sie fort. — Verneck nahm den Knaben auf den Arm, setzte sich mit ihm — und war ganz Ohr und Auge für den Kleinen. Ihm gegenüber — und noch immer von ihm unbeachtet — saß eine ältliche Frau an einem Schreibtische, auf dem ein aufgeschlagenes Buch lag. — Sie war klein, und auffallend hager, ein schwarzes Tuch deckte das spärliche weiße Haar, und theilte gleichsam den Kopf in zwei Hälften, wovon die eine mit der gewölbten Stirn, den hervortretenden Gesichtsknochen, und der starken Nase, die Kleinheit der anderen noch auffälliger machte. Aus diesem Angesichte blickten zwei hellblaue unstäte Augen heraus, die jetzt mit deutlicher Unruhe auf Verneck und Sohn gerichtet waren. — „Adolf," begann endlich die alte Frau, „Adda hat den ganzen Nachmittag Musik getrieben." —

„So," erwiederte Verneck ohne aufzusehen und sprach weiter mit seinem Kinde.

„Und Dein Kurt hat auch mitgesungen." —

„Das ist hübsch — mein Junge," sagte Verneck und herzte den Knaben. —

Er hatte immer noch keinen Blick für Tante Frieda, obwohl diese über sein Liebstes gesprochen; die kleinen unstäten Augen senkten sich — als schau-

ten sie Rath suchend in das eigene Herz hinein. Nach längerer Pause hob die alte Frau abermals an. —

„Adolf! ich habe das Buch beendet — wirst Du mir ein anderes geben?“ Der kleine Kurt war jetzt der Zärtlichkeiten seines Vaters müde geworden und lief davon. — Verneck sah ihm einen Augenblick nach — und sagte dann aufstehend: —

„Ich glaube, Tante Frieda, Du könntest das Buch noch einmal durchlesen — dann wirst Du es besser verstehen.“ — Mit diesen Worten — trat er an das Klavier, und mit weicher Stimme einzelne Melodien intonirend, begann er in den Liederheften, die dort lagen, zu blättern. — Tante Frieda hatte ihm ängstlich nachgeblickt, das Kind war fort — aber der Neffe noch unzugänglicher für sie geworden. So gewöhnt sie auch war, unbeachtet zu sein — heute litt es sie nicht! „Adolf,“ sagte sie mit gepreßter Stimme. „Ich wollte Dir auch sagen — daß Fritz geschrieben hat.“ —

„An dem Schreiben läßt er es ja nie fehlen“ — entgegnete Verneck, ohne sich umzuwenden. —

„Adolf — er ist schwer krank gewesen.“ —

„Darüber klagt er häufig genug.“ —

„Aber — er hat mir — noch etwas Besonderes geschrieben. — Er schickt mir ein versiegeltes

Blatt für Baron Horstmar, ich soll es ihm einhändigen, oder versichert zusenden, es ist eine Nachricht, die wichtig ist — und Fritz sagt — daß ich fünfhundert Rubel von Horstmar erhalten werde." — Tante Frieda schwieg jetzt, der Athem schien ihr vollends ausgegangen zu sein — aber die kleinen Augen ruhten mit ängstlicher Spannung auf der regungslosen Gestalt am Klavier. — Verneck's Stimme war verstummt, aber er blätterte nach wie vor in den Noten. —

„Adolf, guter Adolf," begann die alte Frau wieder. — „Ich will, ich muß ihm antworten — und mir ist so ängstlich, so fürchterlich ängstlich zu Muthe — ich will ihm sagen —"

„Was Du ihm schreiben sollst, habe ich Dir oft genug wiederholt," unterbrach sie jetzt Verneck, sich unwillig umwendend und vor die Tante hintretend. „Aber hast Du meinen Rath befolgt?" —

„Immer, immer, Adolf," rief die alte Frau aus mit einer Stimme und einem Blick, als stehe vor ihr ein unerbitterlicher Richter, der über Tod und Leben zu entscheiden hätte. —

„Immer? Niemals!" sagte der Neffe hart — „Du hast ihn verwöhnt mit Deiner unvernünftigen Liebe, Du hast ihm stets nach dem Munde gesprochen — und auch in seinem Sinne geschrieben." —

„Nein, nein, Adolf, das habe ich nicht gethan; — früher wohl, als er hier war, aber jetzt nicht mehr — schon lange, lange nicht mehr!“ — Verneck hatte sich abgewendet und schritt auf und ab durch das Zimmer. — „Ich habe von Dir erzählt,“ hob die alte Frau wieder an — „von Deinem Glücke, ich habe ihm gesagt, wie er es gut haben wird, wenn er einmal ausstudirt und Du Dich seiner annehmen wirst, aber das hilft nichts, Adolf, er will zurückkommen, auf jeden Fall zurückkommen!“ —

„Das wird er nicht!“ rief Verneck aus. „Ich schiffe ihn nach Amerika ein, wenn er kommt, bevor er Candidat geworden, ich habe es einmal gesagt und werde dabei bleiben.“ —

Tante Frieda blickte mit starren Augen auf ihren Neffen, aber zum ersten Male glaubte dieser in ihnen die Frage zu lesen, ob er auch das Recht habe, so zu sprechen. — „Du denkst,“ nahm er wieder auf, daß Ihr mich jetzt nicht mehr nöthig habt, daß Fritz mit den 500 Rubeln, die er sich von Horstmar erbeten, ein selbstständiger Mann sein kann.“ Die alte Frau gab keine Antwort. — „Wenn er dieser Ansicht nicht wäre,“ fuhr Verneck fort. „Wozu hätte er sich dieses Geld besorgt? — das Darben wird ihm ja nicht schwer.“ —

„Er hat nicht darum gebeten," fiel ihm die Tante in's Wort. — „Baron Horstmar hat ihm einen Auftrag gegeben, und ihm schon damals dieses Geld angeboten, und Fritz hat es nicht genommen und hat gesagt, der Baron sollte das Geld mir geben — und Fritz schreibt, er wird sich daran erinnern, sobald dieses Blatt ihm zukömmt." —

Verneck schwieg, und maß mit raschen Schritten das Zimmer. — Dieses winzige, wehrlose Geschöpf, das ihm immer mit den Augen folgte, goß ihm wieder Unfrieden in die Seele. Er, der so viel überwunden hatte, und jetzt die Früchte seiner Arbeit glücklich genoß, mußte immer wieder mit sich selbst in Streit gerathen, und an all' die Bitterkeit erinnert werden, die er einst gekostet hatte. — Endlich blieb Verneck vor Tante Frieda stehen. —

„Meinst Du," sagte er, „daß es mir leicht geworden, ihn so weit zu bringen? Ich habe Frau und Kinder zu ernähren — und habe dennoch für ihn gesorgt. — Er ist nicht fleißig genug — und hat wenig Begabung, aber noch immer hinlänglich Verstand, um einen guten Pastor abzugeben. — Noch ein Jahr — und er muß fertig sein — wenn er nur ernstlich will: dann werde ich ihm helfen. Das Geld vom Baron Horstmar, falls Du es wirk-

lich erhältst, kannst Du derweile für ihn anlegen," setzte er sanfter hinzu und wandte sich zur Thür. —

„Und wenn er stirbt, Adolf? was werde ich mit dem Gelde machen?" Diese Frage stellend, verdeckte die alte Frau das Gesicht mit den Händen, und begann das graue Haupt hin- und herzuwiegen. Ein eig'ner klagender Laut begleitete diese Bewegung, aber die Augen der armen Mutter blieben trocken, als hingen ihre Thränen, wie ein kalter Niederschlag an ihrem Herzen, das lange schon die Wärme der Liebe und das Licht des Glaubens entbehrt hatte. —

Adolf Verneck suchte seine Frau auf und als pflichttreuer Gatte half er jetzt Adda alle jene Kleinigkeiten sorgend zu beachten, die gemeinsam das Bild einer Häuslichkeit wohlgefällig gestalten. Jetzt war der jüngere Knabe zehnmal geküßt worden und dem Kindermädchen empfohlen, der ältere ermahnt und in's Bett gesteckt, die Lampen brannten hell, nicht blendend, wie bei steifen Festlichkeiten, aber mit sanftem Licht heiteres friedliches Menschenleben zeigend. — Der Theetisch stand gedeckt und war einladend in seiner Einfachheit, die durch manches werthvolle Silbergeschirr einen besonderen Anstrich gewann. —

Das Knistern des Feuers im Kamin, die wohlthuend ausstrahlende Wärme, und das Toben des

Sturmes draußen, thaten das Ihrige dazu, um die Empfangsräume des jungen Rechtsconsulenten so gemüthlich zu machen, als habe die graue Sorge die Schwelle dieser Häuslichkeit noch niemals überschritten.

Die Uhr schlug acht und bald saß Martha von Halleck neben der Hausfrau. Beide waren mit Handarbeiten beschäftigt, während Verneck das Steuer der Unterhaltung lenkte.

Aus dem Gebiete der schönen Künste war man auf die höheren Kreise der Gesellschaft gekommen und auf das geistige Leben, das mehr und mehr Geltung erlangte.

„In der kleinen Hauptstadt der Schwesterprovinz ist es anders," sagte jetzt Verneck — „dort — für die socialen Beziehungen noch immer dieselbe Abscheidung der Stände, noch immer die vor Jahrhunderten gestempelten Gewichte auf der Waagschaale — mit welcher die Macht des Besitzes und das Alter der Geschlechter zur Wägung kommen, keinen Raum für andere Menschenwerthe lassend, aber dennoch! es ist ein Etwas in Kurland, das noch immer nicht zerfällt, nicht einschmilzt, nicht verworfen wird, unter dem Einfluß der läuternden Elemente der Neuzeit. Ein Etwas, das inmitten der Strömung des Fortschritts in seiner Eigenthümlichkeit grünt

und blüht und wir, die wir oft achselzuckend das Beschränkte und Verjährte dieser Erscheinungen betrachten, müssen dennoch in ihnen eine Lebenskraft finden, die bewunderungswürdig ist — für die geringe Anzahl ihrer Träger. — Ja, dort lebt noch der alte Rittersinn fort und ob wir oft genug über ihn spotten — jene primitive Kraft und Frische, die ihn kennzeichnet, spricht uns doch noch immer an." —

„Ich finde viel Wahres in diesem Ausspruch," sagte Martha, „obwohl ich nur wenig Kurländer persönlich kenne, habe ich mir dennoch schon erlaubt, sie zu vertheidigen, weil die Angriffe gegen dieselben mir ungerecht erschienen." —

„Baron Horstmar, eine Perle unter seinen Landsleuten, war sonst oft in Ihrem Hause?" versetzte Verneck. Martha war betroffen — und während Verneck von seinem Freundschaftsverhältniß zu Horstmar erzählte, dachte sie an ihre Mutter und die gemüthlichen Räume, in denen sie bis jetzt sich wohlgefühlt — und ihre Sorgen zu vergessen sich bemüht hatte, begannen beängstigend enge für sie zu werden. Verneck brach die Unterhaltung ab und Adda benutzte die eingetretene Pause, um Martha zu fragen, ob das Haus der Baronin Luitpold ihr zusage. —

„Durchaus nicht!“ erwiederte Martha. — „Das pflichttreue Wesen und die geistige Lebendigkeit von Fräulein Stein flößt mir Bewunderung ein, aber es wäre auch der einzige Eindruck, der mich in jenem Kreise angenehm berührt und Agnes ist auch die einzige Persönlichkeit, die dort Vertrauen weckend auf mich einwirkt.“ — Verneck neigte etwas den Kopf: ein kaum merkliches Einziehen seiner Nasenflügel hätte einem Beobachter sagen können, daß er in diesem Augenblick um eine Ueberzeugung reicher geworden war. „Der Sohn des Hauses,“ begann er jetzt, indem er sich behaglich auf seinen Stuhl zurücklehnte, „ist mir keine sympathische Erscheinung.“ —

„Er soll gerade ein sehr angenehmes Aeußeres haben,“ fiel Adda dem Gatten in's Wort. —

„Er ist ungewöhnlich groß“ — fuhr dieser fort, „und vereinigt damit ein wahrhaft schönes Ebenmaß der Formen. Er trägt das Haupt auffallend stolz, als verstehe er es nur in der Anmuth seines Grußes zu neigen, seine Bewegungen sind weder zu rasch noch zu langsam — im Einklange mit der imposanten Gestalt, die den Stempel des Selbstbewußtseins trägt. — An seiner Gesichtsbildung ließe sich manches aussetzen, aber der Körper beherrscht

hier den Seelenspiegel, den wir in den Zügen suchen und macht den ganzen Mann zu einer harmonischen Erscheinung." —

„Deine Beschreibung ist recht umständlich gewesen," sagte Adda — „und dennoch — ich habe kein Bild von dem Manne gewonnen."

„Ich habe alles angeführt, was ich an der Erscheinung bemerkt habe," gab Verneck zur Antwort. —

„Und wenn man sie gesehen hat," versetzte Martha lächelnd, „erkennt man sie in der Beschreibung wieder." —

„Gestatten Sie, daß ich noch einige Worte über den inneren Menschen sage," hob Verneck wieder an. — „Ich bin neugierig ob Sie, gnädiges Fräulein, meiner Ansicht beistimmen."

„Die meinige besteht nur aus Voraussetzungen," entgegnete Martha. — „Denn meine Bekanntschaft mit dem Baron Luitpold ist nur eine sehr oberflächliche." —

„Auch da," begann Verneck — „besteht, scheint mir, die Harmonie nur in der Abwesenheit der Dissonanzen. — Es fehlen die Widersprüche, aber auch, — so glaube ich, — Töne, die uns gewöhnlichen Menschen bis zum Grabe eigen bleiben, und die ich mit jenen Naturstimmen vergleichen möchte, die,

wenn sie schweigen — auch das großartige Bild der landschaftlichen Natur um vieles ärmer machen würden. — Wir bedürfen des Maihauches, der die Blätter kaum bewegt und des Sturmes, der die dürren Aeste bricht, — des leisen Geflüsters der Wellen, und der rauschenden Wogen, die uns drohend sind."

„Aber lieber Mann," rief Adda, „Du bist ja mit Deiner Kritik in's Hochpoetische gerathen."

In diesem Augenblicke wurde die Thürglocke kräftig gezogen.

„Das gehört in das Gebiet der Dissonanzen," entgegnete Verneck, indem er aufstand. —

„Horstmar! Du bist es?" klang es jetzt aus dem Nebenzimmer herüber. —

„Warum so verwundert mich zu sehen?" antwortete vernehmlich Erwin's tiefe volltönende Stimme. — Jetzt konnte man hören, wie einige Worte leise gewechselt wurden und der Hausherr führte seinen Gast herein. — Es war kein Blutstropfen mehr in Martha's Gesicht, als sie Erwin's Blick begegnete. —

„Wir haben Sie lange, lange nicht gesehen," sagte Adda, diesem entgegengehend. —

„Sehr lange, Frau Verneck! Aber ich will hoffen, daß ich darum noch nicht ganz vergessen worden

bin!" Diese Worte waren so ernst und so weich gesprochen, daß Adda große Augen machte, und einen Augenblick betroffen zögerte, bevor sie erwiederte: — „Gewiß nicht! Oh, ganz gewiß nicht!" — Jetzt trat Erwin an Martha heran, verbeugte sich mit höflicher Förmlichkeit und sprach: — „Ein ganz unerwartetes Wiedersehen in der Heimath! — Fräulein von Halleck!" —

„Ganz unerwartet," wiederholte Martha und erschrack über das Beben ihrer Stimme. —

„Wir haben seit gestern einen ungewöhnlich häßlichen Nordsturm," nahm jetzt Verneck das Wort, indem er ein neues Holzstück in das erlöschende Kaminfeuer warf. —

„Wie konnte es die Baronin gestatten, daß Sie bei solchem Wetter die Reise machten?" versetzte Adda. —

„Die Nachricht, daß Dein Schwiegervater einen Urlaub genommen und hier bald eintreffen wird, ist wohl Veranlassung zu Deiner Fahrt geworden?" fragte einfallend Verneck. —

Es war ein unglückliches Wort! Dahin zog ein mahnender Gedanke an Edith, die mit verweinten Augen bittend vor ihm gestanden, als der Sturm um das Schloß Dornfeld sein Lied sang, wie jetzt in der belebten Stadt. Erwin's Blut wallte auf,

bei der Erinnerung an seinen Schwiegervater, dem er bald in die Augen blicken sollte. — „Du bist überrascht," fuhr Verneck stutzend fort. — „Wie? wußtest Du es denn noch nicht?"

„Vielleicht, daß diese Nachricht heute in Dornfeld eingetroffen," erwiederte jetzt Erwin sichtbar betroffen. „Vielleicht, daß der Graf Walldorf absichtlich die Tochter von seinem Kommen nicht in Kenntniß gesetzt hat — falls das Gerücht wirklich begründet ist." —

„Verbürgen kann ich es nicht," bemerkte Verneck, „jedenfalls habe ich die Nachricht aus glaubwürdiger Quelle. — Das Armfeld'sche Haus soll für die Zeit seines Aufenthalts hier ihm zur Disposition gestellt worden sein." — Es trat jetzt eine Pause ein, die nur Secunden währte und doch eine drückende Länge hatte für die vier Menschen, die unter dem hellen Schein der Lampe saßen. Dann leitete Verneck die Unterhaltung wieder ein, die von den Ereignissen des Tages bald auf die socialen Bewegungen der Jetztzeit überging. — Erwin sprach mit fieberhafter Lebendigkeit, er ließ die Funken seines Geistes sprühen und es schien ihm wohl dabei zu sein. Martha's Nadel förderte mit gleichmäßiger Bewegung die Arbeit in ihren Händen, aber über Adda waltete eine Ruhelosigkeit, die sie bald durch eine gespannte

Aufmerksamkeit auf das Gespräch der Männer zu verdecken suchte, wobei ihr Auge wie krampfhaft an Erwin und ihrem Manne hing, bald indem sie den Blick auf Martha's Arbeit senkte und dort die Anknüpfung zu einer Unterhaltung suchte, die sie immer nicht fand. — Kein Auge bemerkte das graue Haupt der Tante Frieda, das, sich vorbeugend, schon mehrere Mal in der offenen Thür sichtbar geworden war. Jetzt plötzlich stand die alte Frau vor Erwin, ein verzerrtes Lächeln auf den Lippen, einen scheuen Blick im Auge, einen Brief in der zitternden Hand. Der Eindruck, den diese unerwartete Erscheinung auf die Anwesenden machte, verwirrte Tante Frieda noch mehr. — Nachdem sie Horstmar's Namen hervorgebracht, schwieg sie wieder, während alle Augen mit verschiedenem Ausdrucke auf sie gerichtet waren.

„Tante Frieda," rief jetzt Erwin aufspringend und die Hände der alten Frau in die seinigen nehmend. — „Was macht der Fritz?" — — „Hier! hier!" und die Stimme stockte wieder. — „Wie hat er mich gepflegt, Tante Frieda!" fuhr Erwin mit Feuer fort und hielt die Hände, die den Brief umschlossen, immer fest. — „Als ich allein — ganz allein — und verlassen war, — während vierzehn langen Tagen — mit dem Tode rang — da ist er — nicht von mir gewichen, obwohl der arme

Junge damals krank — und matt war." — Große Thränen rannen über die welken Wangen der alten Frau, ihr Auge hatte den unstäten Ausdruck verloren und schaute den Sprecher an — sanft und wie müde, als wollte es sich schließen, in einem glücklichen Lebensaugenblick. —

„Fritz ist doch gesund?" fragte jetzt Erwin zu Verneck sich wendend — und sein Blick streifte dabei an Martha vorüber. —

„Er ist wieder krank gewesen" — erwiederte Verneck, der in regungsloser Ruhe das für ihn Peinliche dieses Auftritts verwand. — „Seine Gesundheit war ja niemals auf festen Füßen, aber bald muß er ja Candidat sein, und dann wird eine gute Pfarre ihn kräftigen." — Diese Stimme zerstörte den sanften glücklichen Traum der Tante Frieda. Die alte Frau machte jetzt ihre Hand frei — reichte Erwin den Brief und verschwand eben so plötzlich, wie sie gekommen war. — Erwin hatte die Aufschrift gelesen, hatte einen Moment gestutzt und steckte das Schreiben uneröffnet in seine Brusttasche. —

„Sie haben die alte Frau ganz gerührt," sagte jetzt Adda zu Erwin. —

„Sie ist ganz unzurechnungsfähig mit ihrer Liebe für den Sohn" — unterbrach sie Verneck. —

„Unzurechnungsfähig?“ wiederholte Erwin mit eigenthümlichem Lächeln — „das spricht gerade für ihr Herz, lieber Freund.“ —

„Arme Mutter“ — fiel Martha schnell ein — sich jetzt zu Erwin wendend. — „Ihr mag gewiß die Trennung schwer fallen.“ —

„Es ist ihr einziges Kind,“ bemerkte Adda, während Erwin stumm Martha in die Augen schaute. — Es war ein ruhiger, aber vielsagender, langer Blick — wie ihn das Herz bisweilen in ein Auge senkt, und dann ein einziger Blick, der ein ganzes Bekenntniß auszusprechen und ein ganzes zu fordern vermag. Unbeirrt durch diese lautlose Sprache fuhr Martha fort: — „Meine Mutter und ich — haben von Ihrer Krankheit, Baron Horstmar, nicht erfahren, aber ich hatte eine Ahnung davon mit mir genommen. — Als wir uns das letzte Mal gesehen — glaubte ich in Ihren Zügen die Gewißheit zu finden, daß Ihr Sturz nicht ohne böse Folgen bleiben würde.“ —

„Das kommt, Fräulein von Halleck, von der allzugroßen Liebe für Naturschönheit,“ warf munter Verneck hin. —

„Wir hörten hier von diesem Unfall. — Bei Carlsbad zu Pferde in's Gebirge zu gehen, ist ein kühner Einfall, lieber Baron!“

„Nur furchtlos," erwiederte Erwin ernst. —

„Es mußte den Anschein großer Theilnahmlosigkeit haben, daß wir damals Carlsbad verließen," hob Martha wieder an — „und dieses Bewußtsein hat die Besorgniß, die wir für Sie empfunden, noch empfindlicher werden lassen." —

„Die Theilnahme, gnädiges Fräulein, die ein Mensch dem anderen gewährt" — sagte Erwin, „ist ein so weiter Begriff, daß er jeder Beurtheilung sich entzieht — und auch vor dem bösen Schein beinahe gesichert ist." —

Martha erinnerte sich dieser Worte, die sie damals in der Abschiedsstunde gesprochen, und war erschreckt — über die Bitterkeit, die in ihrer Wiederholung laut wurde. Ein Ausdruck von Muthlosigkeit und Bestürzung lag auf ihrem Gesicht, als sie den Kopf über ihre Arbeit neigte. — Verneck benutzte die eingetretene Pause, um den Begriffsunterschied zwischen Kühnheit und Furchtlosigkeit festzustellen, und schnell entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch, das Verneck auch noch am Theetisch fortzuführen sich bemühte — so daß Adda und Martha sich fast ausschließlich mit einander unterhalten konnten. —

Als man wieder in das Zimmer eintrat, wo

das geöffnete Klavier stand, bat Adda um zwei Lieder, die Martha zu singen versprochen hatte. —

„Singen Sie, Frau Verneck!" sagte Martha. — „Ich bitte Sie — erlassen Sie es mir — ein anderes Mal — wenn Sie es wünschen." —

„Nein, nein, gnädiges Fräulein!" rief muthwillig die kurzsichtige Adda. — „Wenn Sie wollen — singe ich zuerst, aber dann müssen Sie Wort halten." Adda setzte sich an's Klavier — und ihre Stimme erfüllte melodisch den Raum. — Der letzte Ton des Erlkönigs war verklungen. — „In seinen Armen — das Kind war todt" — und wie es jetzt so still war — da hörte man wieder die Stimme des Sturmes. Martha fühlte einen Schauer sie ergreifen und Adda glaubte ihre Augen feucht zu sehen. — Erwin stand in einer Fensterbrüstung — die Arme übereinander gekreuzt: auch ihm war es eiskalt im Herzen geworden. —

„Fräulein von Halleck!" sagte jetzt Verneck, Martha sich nähernd. — „Machen Sie uns jetzt wieder diese ungemüthlichen — unharmonischen Stimmen da draußen vergessen." —

„Es würde mir jetzt — sehr schwer werden, ja fast unmöglich — mein Versprechen zu halten," sagte Martha. —

„Gnädiges Fräulein," sprach Erwin hinzutretend.

— „Ich bitte nicht, denn — auch ich — gab ein Versprechen — und dieses bindet mich. — Sollte aber meine Gegenwart Ihnen schwer werden lassen das Ihrige zu halten — bin ich bereit — mich zu entfernen." —

Martha sah ihn an — einen Augenblick zögerte sie — dann ging sie — ohne Erwiederung an's Klavier und sang die Lieder, die ihr Adda vorlegte. — Ihre Stimme zitterte, aber desto ergreifender war der Eindruck, den sie hervorbrachte. — Wenn die Lippen inhaltsschwere Worte sprechen, können diese tief in's Herz dringen, können ewig darin fortklingen — und tönt Gesang von den Lippen — vermag er den geliehenen Worten eine Gewalt einzuhauchen — die mächtiger sein kann — als Sturmgewalt.

Martha hatte kaum geendet, als der Wagen vorfuhr, der sie abzuholen gekommen. — Ihr nach verließ auch Erwin Verneck's Haus. — In Gedanken versunken — schritt er dahin — als er plötzlich eine ihm wohlbekannte Gestalt erblickte, die auf ihn zukam. Er überlegte — wie er ihr entgehen sollte, aber es war bereits zu spät.

„Horstmar! Sie hier?" rief der alte Friesen. —

„Seit Kurzem" — erwiederte Erwin. —

„Alles wohl bei Ihnen? Sind gekommen, den Herrn Schwiegerpapa zu erwarten?“

„Ich wollte eben fragen — ob es wirklich begründet.“ —

„Wie? hat er es Ihnen nicht geschrieben?“ —

„Nein, ich vermuthe, daß er Edith überraschen will.“ —

„Mag sein, mag sein — kommt zu Anfang des November.“ —

„So!“ — sagte Erwin.

„Aber kommen Sie, junger Freund — der Wind treibt uns hier auseinander.“ — Sie waren eine kleine Strecke gegangen, und da blieb der alte Herr wieder stehen, um Athem zu schöpfen. — „Wohin gehen Sie jetzt?“ fragte er. —

„Ich weiß es noch nicht.“ — Friesen zuckte die Achseln. — „Kommen Sie,“ sagte er dann — „begleiten Sie mich zu dem alten Hohenfels — dorthin gehe ich.“ —

„Was soll ich dort? ich habe ihn seit Jahren nicht gesehen.“ —

„Das ist ein Grund mehr, um ihn zu besuchen — ein ächter Edelmann aus alter Zeit, gefällt mir schon mehr, als Ihr Freund Verneck — den ich kennen gelernt — da ist schon sein Haus — kommen Sie, Horstmar!“ — Erwin folgte — war es

ihm doch gleichgültig — wohin er ging — jetzt wollte er nur — sich selbst entfliehen. —

Der Edelmann aus alter Zeit war allerdings eine Erscheinung, die an das Mittelalter erinnern konnte. — Sie trug so sehr den Stempel jenes edlen Sinnes, der Wittwen und Waisen — Glauben und Wahrheit mit Gut und Blut zu schützen sich verpflichtet fühlte, daß selbst Spott und Ironie — an diesem Manne — wie an einer unheimlichen Erscheinung vorüberglitten, und nur selten ihn zur Zielscheibe ihrer Pfeile machten. Hohenfels war ein starker Siebziger; von hoher Statur — hager und dürr — aber dabei von so strammer Haltung, als flöße noch immer das feurige Blut der Jugend in seinen Adern. Er trug einen langen Bart, und sein ergrautes dichtes Kopfhaar, das kunstlos gehalten, aber nicht weich herabfiel, sondern zu Berge stand, die stark markirten Züge, die Adlernase — die buschigen Brauen — gaben gewissermaßen seinem Gesicht einen bleibenden Ausdruck von Erregung und Kampfbereitschaft. — Seine Kleidung erinnerte ebenfalls an längst vergangene Zeiten. Für das Auge des neunzehnten Jahrhunderts hatten der Schnitt seines braunes Rockes und seiner schwarzen Weste eine ganz unmotivirte Neigung zur Länge — die Halsbinde war nachlässig geschlungen. Kein

weißes Leinen mit kostbaren Knöpfen — umschloß das Handgelenk, aber auf der Brust des alten Mannes war das Zeichen des Maltheserordens geheftet und ein riesenhafter Siegelring schmückte die kräftige aber nicht aristokratisch geformte Hand.

Mit Bezeugungen herzlicher Freude empfing Hohenfels seinen alten Freund und dessen jugendlichen Begleiter. — „Kennen sich die Herren?" fragte er — während sein Auge auf Erwin ruhte und seine Rechte auf zwei junge Leute wies, die sich eben mit dem General begrüßten. — „Baron Neuenburg. — Mein Neffe Luitpold." — Das Feuer der Leidenschaft brannte schon in Erwin's Augen — die er aber jetzt wieder dem Hausherrn zuwenden mußte.

„Wir haben uns lange nicht gesehen," hatte dieser begonnen. — „Sehr lange! als wir einen Ehrenmann aus dem alten Geschlechte der Horstmar zur Ruhe geleiteten, zum letzten Mal — nicht wahr? Bald drei Jahre! Ich habe ein gutes Gedächtniß. — Ein sehr gutes Gedächtniß! zumal für alte Freunde, wie Ihr Onkel Paul — mir ein solcher war. Ja! ein Mann von altem Schlage — wie es deren wenige giebt — ja wahrhaftig! sehr wenige!" wiederholte Hohenfels mit feucht werdenden Augen, und jenem besonderen Nachdruck, der bestimmt schien — den vollen Sinn seiner Gedanken

wiederzugeben. — „Nicht wahr? habe ich nicht Recht, mein Freund?“ und dem Gefragten keine Zeit zur Antwort lassend — fuhr er fort. — „Wir sprachen gerade — wir — die wir hier versammelt waren, von den alten Zeiten — und ich — der Greis — sagte — und sage noch — daß die junge Generation nicht genug daran denken könne — die Ehre — der in den Gräbern ruhenden Ahnen zu wahren — auf daß ein jeder — den Namen, der auf ihn vererbt — frei von jeglichem Makel erhalte — denn — es ist eine schwere und eine traurige Zeit — unsere Zeit — nicht wahr, mein Alter?“

„Sie hat ihre schlimmen und auch ihre guten Seiten“ — erwiederte Friesen, an den diese Frage gerichtet gewesen.

„Sehr schlimme Seiten!“ hob Hohenfels an — während eine kleine Bewegung seines Kopfes und seiner buschigen Brauen für jeden seiner Zuhörer einen besonderen Nachdruck auf diese Worte legte. — So verschieden auch Ausdruck und Haltung dieser Zuhörer war, der Hausherr glaubte verstanden zu sein und fuhr fort — „darum sollte nicht gesagt werden können, daß einer unter uns seiner Ehre, seinem Namen etwas schuldig geblieben sei. Denn wir haben es mit argen Feinden, selbst mit eingefleischten Gegnern zu thun! mit erbitterten Feinden

des adeligen Sinnes und mit arglistigen Widersachern im Herzen des Landes," wiederholte Hohenfels mit einer abermaligen Bewegung des Einverständnisses, die aber jetzt nur Erwin galt. Dieser regte schon die Lippen, aber der Hausherr schnitt ihm noch das Wort ab. „Diese Stimmung der Zeit ist um so bedenklicher, als sie eine ganz allgemeine ist — ganz allgemeine." —

„Weil sie eine natürliche und nothwendige ist," fiel Erwin jetzt ein, den Augenblick benutzend, wo Hohenfels mit dem beredten Mienenspiel dem Inhalt seiner Worte noch mehr Schwere verlieh. —

Diese Stimme, die plötzlich laut geworden, übte eine sichtbare Wirkung auf die Anwesenden aus. Luitpold, der bis zu diesem Augenblick in einer Stellung dagesessen hatte, die seine Formen vortheilhaft zeichnete, und mit ruhigem Selbstbewußtsein den kleinen unansehnlichen Friesen, den mittelalterlichen Hausherrn und Erwin's Gestalt mit den vor Erregung sprechenden Zügen betrachtet hatte, brachte jetzt seine Cigarre an's Feuer mit einem Blick, welcher Erwartung und Schadenfreude ausdrückte. Sein Nachbar Neuenburg wandte etwas den Kopf, die nachlässige Stellung beibehaltend und sah auf Erwin, während ein Zug von Neugierde das fade Gesicht um ein weniges belebte. — Der alte Friesen schaute

mit weit geöffneten Augen zu Hohenfels hin und dieser bog sich etwas vor, als wünschte er das Gesagte noch einmal zu hören, aber sein Blick schien den jungen Mann durchbohren zu wollen, der ihm so unerwartet in die Rede gefallen war.

„Die Feindseligkeit, die uns entgegentritt, ist eine Frucht der Zeit, die das Todte abstreifen muß," fuhr Erwin fort, „denn was ist es jetzt, jenes Vermächtniß der Vorzeit, von unseren Ahnen uns hinterlassen? — Ein Erstorbenes in uns selbst, auf das wir dennoch mit Stolz blicken wollen, weil es einst in seiner Bedeutung schön gewesen. — Eine Scheinberechtigung, um in die enge Welt der Selbstsucht zu flüchten! Was ist es bestenfalls, wenn nicht ein vererbtes Bild aus alten Zeiten, welches vor Flecken zu schützen, wir für unsere Pflicht erachten, aber dennoch ein todtes Bild!"

„Ein todtes Bild!" wiederholte Hohenfels mit vibrirender Stimme. „Ein todtes Bild! Alter Freund, lieber Landsmann und mir verwandter Standesgenosse! — Die Worte, die Baron Horstmar eben gesprochen, treffen uns Alle gleich, aber mir, dem Aeltesten, dem Greise, gebührt das Vorrecht, aufzutreten, als Vertheidiger jenes heiligen Vermächtnisses unserer Väter." —

„Es thut mir leid, Herr von Hohenfels" —

sagte Erwin, „wenn meine Worte Sie unangenehm berührt haben. Ich sprach meine Ueberzeugung aus, glaube aber, daß Sie einen Sinn hineingelegt haben, der mir fremd war."

„Ein todtes Bild!" hob Hohenfels wieder an, „ein todtes Bild! — ja," fuhr er fort, sein Haupt wehmüthig schüttelnd, „ich trete mit betrübtem Sinn Ihnen entgegen, Baron Horstmar! mit sehr betrübtem Sinn, aber mit Feuer im Herzen, mit edlem Feuer, junger Mann, denn einen goldenen Becher voll edlen Weines hat die Vorzeit unserem Geschlechte an die Wiege gestellt, auf daß es von der Wiege bis zur Bahre edles Feuer in den Adern spüre. Die Neuzeit — ja mit tiefer Trauer sei es gesagt, die hat den goldenen Becher zur Schau gestellt; — der edle Inhalt aber verdunstet ungekostet, ungewürdigt, ja selbst ungeahnt! Nur wenige — sehr wenige — wissen heutzutage etwas von ihm, und für diese Wenigen — wahrlich! da hat der gold'ne Becher — nur den Werth — dem edlen Wein — als Schaale zu dienen. — Aber ich frage — ist diese Gabe der Vorzeit minder groß, — ist sie — minder schön — weil die junge Generation sie nicht zu würdigen versteht?" —

„Der Liberalismus wird auf gutem Boden leicht üppig," sagte jetzt schmunzelnd und wie für sich hin-

brummend der alte Friesen und blickte dabei mit zufriedenem Lächeln zu dem Sprecher, der heute ausnahmsweise — zu allen seinen Tugenden auch die der Mäßigung hinzugefügt hatte.

„In unsern Adern fließt das Blut unserer Ahnen" — fuhr Hohenfels fort — Friesens Bemerkung nicht beachtend — „dessen sollen wir eingedenk bleiben — Baron Horstmar. — Unser Stand — muß in jedem Tropfen seines Blutes seinen Schuldschein erkennen — der ihm Verpflichtungen auferlegt — Verpflichtungen sage ich!" —

„Das gebe ich zu," fiel Erwin ein.

„Und es ist etwas Schönes — junger Mann," sprach Hohenfels weiter — „schöner — als das Ringen nach Selbstverherrlichung — nach Lorbeeren, um das eigene Haupt zu schmücken. — Wir sollen eingedenk bleiben, Baron Horstmar — daß ein adeliger Sinn, der gleichsam von einer Höhe herab — das Leben betrachtet — der durch Erhebung Einzelner über das Gewöhnliche entstanden — auch fortbestehen soll — ungeachtet der Anfechtungen der Massen, — ungeachtet, sage ich — der Schwäche seiner Träger."

„Ganz meine Ansicht" — sagte gewichtig Luitpold, während Neuenburg mit ungeschickt verhaltenem Gähnen seinen Schnurrbart in die Höhe zu

drehen begann und Erwin's Augen langsam und inhaltsschwer zu dem Sprecher sich wendeten.

„Dieser Sinn, Baron Horstmar! ist ein lebendiger Kern in unserem Blute," fuhr der Hausherr fort, „aber er gleicht der Frucht im Mutterschooße, die von dem ganzen Organismus getragen und ernährt werden will, ehe sie geboren wird und sodann als selbstbewußtes Wesen Selbstverläugnung und Arbeit fordert, um die Aufgabe zu erfüllen, die ihm geworden. Wenn es uns an dieser Selbstverleugnung fehlt, die aus uns selber Alles hinausweist, was an dem Schlamme klebt, wenn es uns an dieser Arbeit fehlt, die zu den Höhen führt, wo der Lohn, der reichlich lohnt, das Bewußtsein ist — erfüllter Pflicht — dann junger Mann — ja dann mögen wir uns selbst verdammen, aber ein Frevel ist es, ein Frevel sage ich, an uns und unseren Ahnen, wenn wir ehrwürdige, uralte Form, die für uns gegossen wurde, ehe wir noch waren, und etwas Edlerem, als dem edelsten Metall ihr Dasein verdankt, umschmelzen wollen oder als veraltet, als unbrauchbar erklären." Der Sprecher neigte jetzt athemholend und mit beredter Bewegung seiner Brauen das Haupt. Um Luitpold's Lippen spielte ein ironisches Lächeln. Neuenburg verschluckte mit dem Rauch seiner Cigarre ein abermaliges Gähnen

und sah in's Nebenzimmer, wo der Glanz von Gläsern das Erfrischende einer Mahlzeit in Aussicht stellte. Erwin's Augen ruhten auf Hohenfels mit jenem Gedankenvollsein, das uns eigen ist, wenn wir in dem Menschen, der vor uns steht, in den Worten, die uns in's Ohr dringen, mehr sehen, mehr hören, als den Ausdruck des Augenblicks. — Jetzt wollte er sprechen, aber der alte Redner wurde es inne und ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Baron Horstmar," begann er von Neuem mit weniger Erregung, aber mit einer eindringlichen Intonation seiner Stimme. — „Ist denn der Boden der Erde überall ein gleicher, blüht die Alpenrose im Thal, blüht das Wiesenblümlein auf der Höhe? Das Leben des Stromes, der dem Gebirge entquillt und dem Meere zutreibt, ist es dasselbe wie die Bewegung jener Wasserflächen, die der Regengüsse, der Stürme, der Stauung bedürfen, um Kraft und Tiefe zu gewinnen? Wahrlich! mein junger und mein edler Freund, jedem Menschen ist seine besondere Aufgabe im Leben geworden und jedem Verbande der menschlichen Gesellschaft die seinige, — die seinige!" wiederholte Hohenfels mit erhobener Stimme und nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe.

Die wiedereingetretene Pause benutzte schnell einfallend Luitpold. — „Jeder Verband hat seine Ge-

brechen," bemerkte er — so auch der Adel in seinen Reihen Glieder, die ihm nicht zur Ehre gereichen."

„Die soll man ausschließen" — warf Neuenburg hin, „dazu haben wir die Rechte." —

Erwin, dem durch die langen Reden des Greises ein volles Bewußtsein seiner Selbst und seiner Stimmung zurückgekehrt war, wendete die ernsten Augen zu den beiden Standesgenossen — die vordem sein Blut hatten unwillig aufbrausen lassen und ließ sie — statt aller Antwort mit einem sprechenden Ausdruck von Geringschätzung auf ihnen ruhen. —

„Ein Landsmann von uns, Baron Horstmar," hob Hohenfels wieder an, „hat einst gesagt — nicht die Rechte, welche Jemand ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auferlegt, geben ihm den Werth." —

„Ein sehr gutes Wort," bemerkte Erwin, „doch ein Wort, das Allen gilt, dem Herrscher, wie dem Landmann, der den Pflug leitet." —

„Zugegeben," fiel Hohenfels ein, „aber wozu kein anderer Stand berechtigt ist, dazu sind wir nicht allein berufen, nein, wir sind dazu verpflichtet. Wir müssen sagen — nicht die Rechte, welche wir ausüben, die Pflichten, die uns auferlegt sind — wohlverstanden — auferlegt sind" — wiederholte Hohenfels — während jeder Zug seines Gesichts mitzu-

sprechen schien — „geben uns den Werth und wer legt sie uns auf? Nicht die Gesinnung, nicht das Gewissen des Einzelnen, nicht wir selbst, mit einem Wort — Nein! unsere Ahnen legen sie auf!" Der Redner hielt einen Moment inne und fuhr dann fort mit weicher Stimme: „Junger Mann, edler Nachkomme eines edlen Geschlechts, dieses Wort — „Unsere Ahnen — Unsere Väter," birgt einen tiefen, einen heiligen Sinn, obwohl gemeine Denkart, Neid und Beschränktheit es so vielfach bespötteln. Als Verband sind wir nicht todt in unsern Gräbern, unsere Väter reden zu uns, wie wir dereinst zu unsern Nachkommen reden werden. Und ob wir unsere Pflicht und Schuldigkeit gethan oder vergessen haben, ja selbst wenn wir uns entwürdigt haben — wenn das Blut in unseren Adern erkaltet ist, fordert es doch wieder das Schöne und Edle! Das Leben mit seinen Versuchungen kann uns als Menschen besiegen, aber der Tod legt auch auf die Grabstätte des Gefallenen das Zeugniß des Adels wieder zurück — er giebt dem Todten die Sprache wieder, damit er von den Lebenden fordere — eine makellose Gesinnung!"

„Die Schönheit der Idee erkenne ich an," sagte Erwin. —

„Ja, ja! alter Freund," fiel Friesen Erwin in's

Wort, als wolle er einem Nachsatz vorbeugen, der für Hohenfels weniger befriedigend sein konnte. — „Sie haben wie immer gut gesprochen und was freilich noch besser — Sie haben wahr gesprochen und sehen Sie, lieber Horstmar!“ fuhr er fort, diesem lächelnd zunickend, „wir, denen man Adelsstolz vorwirft, wir verstehen das Haupt demüthig zu beugen, unserer Schwächen uns bewußt zu werden, aber der sogenannte Literatenstand, d. h. was wir in der Provinz darunter verstehen ... Oh! der ist durch und durch Menschenwürde!“

„Wahrhaftig! Sie haben Recht!“ meinte Hohenfels und schnitt mit diesem Ausspruch seinem Neffen das Wort ab. —

„Freilich, freilich,“ hob Friesen wieder an, „aber die ächte Menschenwürde ist ein besonderes Gewebe, das schärfste Auge kann die einzelnen Fäden nicht sehen und diese Fäden sind stark und dehnbar, so daß unsere Gebrechen ein- und ausgehen, ohne sie zu zerreißen. Die Vertreter unseres sogenannten „Literatenstandes“ hier zu Lande aber haben das gröbere Garn der Selbstwürde hineingewirkt und in dieses umgestaltete Gewebe sich von Kopf bis zu Fuß gehüllt. — Darum neigt sich der Kopf nicht mehr; — in der eig'nen Brust thront das Göttliche. Kunst, Wissenschaft und Adelshaß, das

ist ihre Parole, um als Soldat zu sprechen," schloß der alte Herr mit zufriedenem Lächeln. —

„Die Errungenschaften auf dem Gebiete des Wissens und der Kunst," begann Luitpold —

„Sind keine Rechtfertigung des Adelshasses," fiel Hohenfels ein.

„Und er tritt heut zu Tage gar zu grell in ihren Schriften hervor," versetzte Friesen kopfschüttelnd.

„Ich würde wünschen einen dieser Herren auf meiner Grenze zu begegnen," sagte jetzt Neuenburg behaglich sich rückend, als denke er daran, wie sicher die Adelswürde ihn stets decken müsse; „die Lust zum Schreiben würde ihm schon vergehen." —

„Sie würden ihn doch nicht todtschießen?" fragte Luitpold mit einem Seitenblick auf Erwin, der mit seinen Gedanken dem Gespräch und der Umgebung fern zu sein schien. —

„Das nicht," erwiederte Neuenburg, „ich würde ihn einsperren und mürbe machen." —

„Man überfällt nicht einen Feind," versetzte Hohenfels mit unwilliger Bewegung, „Sie würden es auch nicht thun, lieber Landsmann!" —

„Hinterher könnte er Satisfaction verlangen," entgegnete Neuenburg mit großer Gelassenheit.

„Nein, man muß zu anderen Waffen greifen," hob Hohenfels an. — „Es muß in unsern Tagen

mit geistigen Waffen gefochten werden. Ja! mit geistigen!" — wiederholte er mit bedeutsamem Mienenspiel, „die nicht leicht zu handhaben sind, gar nicht leicht, mein lieber Freund!"

„Feder gegen Feder!" mischte sich Luitpold ein, und sah dabei auf seinen Nachbar, als wisse er, daß in dem reichen Majoratsherrn kein Held der Feder stecke.

„So sprechen die Renegaten," sagte Neuenburg mit immer sich gleichbleibender Gelassenheit. „Bei uns giebt es keine solche, in unserer Provinz schafft sich ein Jeder sein Recht, wie es ihm gerade beliebt und die Leute wissen, mit wem sie es zu thun haben." —

„Herr von Neuenburg," fiel Friesen ein, „auch bei Ihnen ist es anders geworden, man läßt sich schon Manches gefallen, weil man nicht anders kann." —

„Ich lasse mir wahrlich niemals was gefallen und es geht mir immer gut dabei," versicherte Neuenburg.

„Die fortschreitende Bildung der anderen Stände macht es uns zur Pflicht, gewisse Rechte einzuräumen," bemerkte Hohenfels. —

„Das heißt nicht Renegat sein," warf Luitpold hin. —

„Freilich, freilich, das nicht" — nahm Friesen wieder auf, „aber wissen Sie, lieber Baron, Etwas vom Renegaten haben so manche Ihrer Landsleute hier — nämlich solche, die etwas Tüchtiges gelernt haben." —

„Das wüßte ich nicht," versetzte Luitpold.

„Es ist so eine eigene Sache damit," fuhr Friesen fort, indem er lächelnd sein kurzgeschorenes Haar vom Scheitel bis zur Stirne strich. „So ein halbes Renegatenthum! Denn sehen Sie, am Glauben kann man es ganz sein, aber an seinem Adel nicht; könnte man das — Oh! da bliebe für Jedermann sichtbar, wieviel dieser uns — in Wahrheit gilt. — Aber er bleibt uns mit allen seinen Rechten, ob wir ihn verläugnen oder nicht, ob wir ihm oder dem Doctorhut den Vorrang geben, ob wir ihn für viel oder für wenig achten; darum auch dieses Fraterniſiren mit Künstlern und Literaten, man büßt nichts ein und wird um manches Lorbeerblättchen reicher."

„Wenn Sie Liebe zu Kunst, Würdigung des Einzelnen so bezeichnen wollen" — versetzte Luitpold. —

„Nein, nein, lieber Baron," unterbrach ihn Friesen, „die Würdigung des Wissens und des Ver-

dienstes — bei Seite — aber die Eitelkeit? Oh! die Eitelkeit, die spielt in unseren Provinzen die Hauptrolle dabei." — Dieses Wort schien eine Gedankenkette zu unterbrechen, die Erwin beschäftigt hatte — „Und die Schauspieler sind oft recht ungeschickt dabei," bemerkte er jetzt. Luitpold bog Schultern und Kopf etwas zurück mit der besonderen Anmuth, die einen Turnhelden verrieth und faßte mit deutlichem Bewußtsein eigner Kraft den Sprecher in's Auge. — „Ich glaube, Baron Horstmar," sprach er dann, „daß der Adel dieser Provinz Ihnen ziemlich unbekannt sein muß." —

„Vollkommen wahr," entgegnete Erwin mit festem Blick und besonderer Betonung. „Was ich gesagt habe, bezog sich auch nur auf die Wenigen, die ich zu Gesicht bekommen." —

In diesem Augenblick erhob sich Hohenfels' riesige Gestalt. „Meine Herren," sagte er — „wir wollen bei einem Glase Wein — des edlen Rheinweines — unseres großen ruhmreichen Vaterlandes gedenken und unsere Herzen erwärmen, die wahrlich oft frösteln müssen. — Wir haben nicht mehr die alten Humpen unserer Ahnen," fügte er lächelnd hinzu — indem er seinem jetzt bestürzt aussehenden Freunde ermuthigend zuwinkte — „aber der

edle Saft der Rebe und der alte treue Sinn sind noch dieselben! Ist es nicht wahr — mein Alter?"

— — — — — — — — —

Sechszehntes Kapitel.

Träume und Wirklichkeit.

Martha hatte eine schlaflose Nacht verbracht. Von einer dunklen Ahnung erfaßt, schaute sie mit angstvollem Herzen in die Tage, die da kommen mußten. — Die Mutter wollte sie scheiden von der Erinnerung, die sie treu bewahrt, sie wollte schonungslos — selbst für das eigene Kind — die Wege des Verrathes einschlagen. Darum hatte sie die Leitung der Geschäfte in Verneck's Hand gelegt, darum den Umgang mit Verneck's Hause gewünscht und herbeigeführt, darum war auch Horstmar gekommen! So dachte Martha und dann wieder, wenn sie der Mutter Unrecht thäte? — Wenn diese ahnungslos Horstmar's Freund zum Geschäftsführer genommen? Wenn Horstmar's Kommen ein zufälliges gewesen? wenn alle bitteren

Gedanken und schweren Entschlüsse, die sie über die Grenzen der Kindespflichten vielleicht schon fortgerissen hatten, nur eine Verirrung des eig'nen Herzens gewesen? Wie sollte sie der Mutter jetzt in's Auge blicken und ihr den unwürdigen Verdacht verschweigen? — Es zogen eigenthümliche Schauer durch Martha's Seele. Wo sollte sie Schutz suchen für sich und auch für ihn, den Liebling ihres Vaters? Er mußte kommen, er war vielleicht schon da. Dieses Haupt, auf dem die Hand des sterbenden Vaters geruht hatte, diese Brust, in welcher der Dahingeschiedene alles Gute und Edle groß gezogen hatte? sollten sie das Ziel werden für eine Kugel, die blinde Leidenschaft abfeuert? und sie selbst, sie sollte Schuld daran sein? Oder sollte Horstmar, der ihr stets mit Achtung und Zuneigung genaht war, dem sie dankbar sein mußte, dessen Wesen und Erscheinung ihr jenen Entfernten lange nicht Gesehenen so nahe gebracht hatte — sollte Er mit dem Leben für das Unrecht büßen, daß er ihr gut gewesen? und sie — sie sollte Schuld daran sein! Martha fragte sich, welches Unrecht sie begangen, das so furchtbar an ihr sich rächen könnte! Sie hatte in dem fremden Manne, als dieser noch allein dastand, das Schöne und Gute erkannt und werth geschätzt. — War das ein Unrecht? Sie hatte, ihm später

abermals begegnend, auf seine Gesinnung getraut und ihn nicht gemieden, sie hatte seines Kommens sich gefreut, wenn sie in Kreisen sich bewegt, wo Oberflächlichkeit und Hochmuth sie verletzten.

War das ein Unrecht? Und wie sie die Gefahr erkannt, an jene junge Frau daheim gedacht hatte, war sie da nicht bemüht gewesen, ihm fern zu bleiben? Aber Achtung, Bewunderung für ihn hatte sie auch dann aus ihrem Herzen nicht herausgerissen! War dieses nicht ihr Unrecht? Den Einen liebte sie — dem Anderen war sie gut! War es nicht ein Widerspruch, in dem die Schuld sich barg? war ihre Liebe — denn auch wirklich Liebe? oder vielleicht die Frucht der Gewohnheit der Eindrücke vergangener Zeiten? Und dieses Gutsein! war es nicht ein Zug der eigenen freien Seele? Arme Martha! Aus dem Labyrinth des Herzens suchst Du vergeblich einen Ausgang! An den guten und den bösen Wegen steht es nicht sichtbar geschrieben, wohin sie führen! — Oh! Vater, geliebter Vater! leite dein verlassenes, irre gewordenes Kind! So rief es in Martha.

Mit bange klopfendem Herzen, aber doch mit festem, ergebenem Sinne sah sie den neuen Tag anbrechen. — Bald kam die Mutter zu ihr in's Zimmer — theilte ihr mit, daß sie einen Gläubiger er-

warte, den sie zu sich bestellt, sie würde den Versuch machen, ihn zu weiterer Stundung seiner Forderung zu bewegen und wünsche bei dieser Unterhaltung nicht gestört zu werden. „Wir wollen das Beste hoffen und Du erwarte mich hier," schloß Frau von Halleck ihre kurze Rede. — Martha schritt auf und ab in ihrem Zimmer und das Herz klopfte ihr so unbegreiflich. — Plötzlich kam ihr ein Gedanke, lähmte ihre Glieder und ließ den Athem stocken. Hatte die Mutter wahr gesprochen? war nicht in ihrem Auge eine Unruhe gewesen, anders noch als die Unruhe der Geldsorge? Hatte nicht der Ausdruck ihrer Züge eine Erwartung verrathen? die anders erschüttert, als das Kommen eines Gläubigers? —

Im nächsten Augenblicke stand Martha in der Mitte eines weiten Gemachs, das Auge starr gerichtet auf eine schwere Portière, die heruntergelassen eine geschlossene Thür verdeckte. Martha stand regungslos einen Moment da, noch einen — und dann war sie fort! — Es war so still in jenem geschlossenen verhängten Raume gewesen, als wären schwere Worte eben gefallen, die den Gedankenzug gehemmt und die Lippen geschlossen — und da — hatte Martha — eine Stimme gehört — männlich tief — und doch so weich. — Vor diesen Lauten war

sie geflohen und was sie in der qualvollen Nacht nicht wußte, — wußte sie jetzt — Er war es, den sie liebte. —

Eine halbe Stunde später kehrte Frau von Halleck zu ihrer Tochter zurück. — „Martha!" — rief sie — und in dem einen Wort lag eine angstvolle Frage — und auch eine erschütternde, bereits gewonnene Ueberzeugung. — „Ich habe nicht gehört," sagte Martha — „aber die Stimme habe ich erkannt — es war Walther Ehrhard!"

Jetzt schritt die Mutter auf und ab — und Martha saß schweigend, mit verweinten Augen. — Sie hatte nicht den Muth, Fragen zu stellen, sie fühlte sich nicht gedrungen, das unaufrichtige Verfahren zu verdammen. Unter der Schwere der Thatsachen fühlte sie sich erdrückt und wie sie diesen gegenüberstehen sollte — das wußte sie noch nicht! Er war zurückgekehrt, Er war da — das wußte sie — das fühlte sie — und die Sorge lag wie ein schwerer Alp auf ihrer Brust. —

„Du hast jeden Anspruch auf Schonung verloren," begann endlich Frau von Halleck, vor ihrer Tochter stehen bleibend. — „Ich habe sie dennoch Dir gegenüber üben wollen." —

„Das war Verrath — nicht Schonung" — sagte Martha. —

„Verrath?“ wiederholte Frau von Halleck mit einem traurigen Kopfschütteln. —

„Wenn es Dein Wille ist,“ fuhr Martha fort — „daß Ehrhard und ich uns niemals näher treten — gut, ich ehre diesen Deinen Willen. Aber warum die krummen Wege? Warum diese Scheidung, die feindselig ist? Ich will ihn wiedersehen — wie einen Freund — ich will ihm selber sagen — daß wir nie — mehr für einander sein können, als Freunde.“ —

„Ich denke, Martha,“ unterbrach sie Frau von Halleck jetzt mit eisiger Gelassenheit — „ich denke, daß, bevor Du solche Erklärungen machst — Du auf die Gewißheit warten solltest — daß Ehrhard auch daran gelegen ist — Dir — mehr — zu sein. — Ein Zeitraum von drei Jahren,“ fuhr sie nach kurzer Pause fort — während ihr scharfer Blick — Martha die Augen senken ließ. — „Eine ganz neue schöne Welt mögen ihm Eindrücke zugeführt haben — die jene Erinnerungen, an denen Du noch festhalten willst — schon längst verwischt haben. — Er sah mir aus — Er sprach mit mir — wie Jemand — dem eben nur — an dem Gelde gelegen ist — das wir ihm — leider schulden.“ —

„Wenn auch ich diese Gewißheit erlangt hätte

— dann wärest Du der Sorge frei gewesen" — sagte Martha.

„Also auch Hohn für mich in Deinen Worten? und Hohn — in einem solchen Augenblick! — Die Sorge, Martha — die das Bild Deiner Phantasie heraufbeschworen — hat bereits einen zu großen Umfang genommen — um so leicht, wie Du meinst, schwinden zu können. — Es geht an's Leben — nicht allein an's Herz!" — Frau von Halleck hielt inne und fuhr dann fort, indem sie wieder auf- und abschritt.

„Ehrhard war hier gewesen — aber zu solchen Stunden, wo ich ihn nicht empfangen konnte. — Gestern kam er wieder — Du warst bei Verneck, Friesen und die Staatsräthin Witte hier — da ließ ich ihm sagen, heute früh zu kommen — und diese ganze Nacht — habe ich das Auge nicht geschlossen! — Glaubst Du, daß es mir leicht geworden, ihm zu sagen: — „Ich kann nicht zahlen — selbst die Renten muß ich Ihnen schuldig bleiben — ich weiß, daß Sie in Noth sind — ich weiß — daß diese Noth verderblich auf Ihre ganze Zukunft wirken muß — ich weiß, daß Sie das Kapital Ihrer Eltern jetzt zu entbehren, nicht im Stande sind — und dennoch! ich kann nicht zahlen. — Klagen Sie mich aus, ich werde es Ihnen nicht verargen, aber helfen wird es

Ihnen nicht! Sie können einen Concurs über Lilienthal herbeiführen — aber zu Ihrem Gelde kommen, können Sie dadurch nicht!" —

„Oh, Mama," rief Martha. — „Ist es denn wirklich möglich, daß Du nichts zahlen kannst — und wir dennoch so leben, wie wir leben." —

„Würde ich anders leben, dann wäre erst recht alles verloren. — Zeit ist Geld — indem ich meinen Credit erhalte — gewinne ich Zeit, unser Vermögen zu retten." — Frau von Halleck maß jetzt schweigend den Raum — obwohl sie in Gedanken einer schweren Sorge versunken zu sein schien, beobachtete sie Martha — sie sah jetzt ihre Thränen fließen — und vor ihr stehen bleibend, hob sie an. — „Was ich nicht vermag, — vermagst Du — wenn Du opferwillig sein willst. — Wolle nur — und Du wirst die Frau eines reichen Mannes, der Dein Vermögen rettet. — Uns fehlt die leitende Hand. Lilienthal ist ein Kapital, das reiche Zinsen tragen kann — aber die Ertragsquellen liegen ungenutzt und die Gläubiger drängen uns in den Abgrund. — Sie werden sich mit uns einigen, wenn Du die Braut eines vermögenden Mannes geworden — dann kann ich mein Leben hier aufgeben, auf's Land mich zurückziehen und ich stehe Dir dafür, daß keiner unserer Gläubiger das Seine ver-

liert. — Was kann Ehrhard hier beginnen, wenn ihm die Mittel zum Leben fehlen? wenn er Schulden zu machen gezwungen wird — dürftig — wie ein verkommener Candidat, um ein Amt und eine Lebensstellung vergeblich sich bemüht? Was soll Horstmar von uns denken, die wir in der Fremde — für eine kurze Zeit — seine Geldmittel in Anspruch genommen — und noch immer nicht zurückerstatten." —

Martha's Gedanken verwirrten sich — vor ihren Augen — in ihrem Herzen wurde es Nacht — Frau von Halleck sah es geschrieben auf dem bleichen Gesicht. — „Martha," begann sie von Neuem. — „Kannst Du einen Versuch machen wollen — Gewißheit zu erlangen über Walthers Gefühle? meine Zunge sträubt sich es auszusprechen — denn schon das Wort, welches ich laut werden lasse — verletzt mich. — Willst Du ihn mahnen — Worte wahr zu machen, die vielleicht der kaum mündige Jüngling gesprochen? Willst Du ihn mahnen, die Dankbarkeit, die er Deinem Vater schuldet — Dir gegenüber abzutragen — weil Du ihn liebst? — Ein Mann, wenn er liebt — findet Mittel und Wege — um dem Gegenstande seiner Liebe näher zu treten, auch wenn die ganze Welt ihn daran hindern wollte. Ehrhard's Verhalten während dieser drei

Jahre kann ein Beweis sein, daß seine Gefühle mehr Dankbarkeit für Dein Haus, für Deinen Vater — als Zuneigung für Dich gewesen sind. — Achte diese Pietät, die ihn verhindern wird, gegen uns gerichtlich einzuschreiten und wenn Du ihn liebst — bringe ihm ein Opfer. — Oh! Martha — ich fasse Dich nicht. — An Deiner Stelle — liebte ich noch so heiß — die Gluth meines Herzens — würde ich — im Opfer bergen — und bewähren!" —

Während Martha mit beklommener Brust ihrer Mutter zuhörte und diese mit unerschöpflicher Beredsamkeit immer mehr in die Tochter drang, schritt Walther Ehrhard seiner Wohnung zu und hatte allen Grund gedankenvoll zu sein. —

Mit fester Hoffnung, eine gesicherte Stellung auf heimathlichem Boden schnell und bleibend zu gewinnen, hatte er die Professur in Zürich abgelehnt. Freudig hatte sein Herz geschlagen — als er den ersehnten Wechsel erhalten — der Glücklichste unter den Glücklichen — hatte er schnell die kleine Habe gepackt. — Oh, diese Berge — die ihn oft zu erdrücken gedacht — wie hatten sie ihm jetzt die Brust so weit gemacht! War es doch dem bewegten Herzen gewesen — als legte es jetzt eine sonnige Zukunft ihnen zu Füßen — und als strahlte das herrliche Alpenglühen einen Segen herab — auf sein

Lieben und Hoffen. — In die Nebel, die das Thal zu decken begannen, hatte er die hellen Erinnerungen der Studienjahre hineingewebt und sie unter der weißen Wollendecke gebettet auf dem Boden der Fremde, der ihn so lange getragen. — Nicht mitnehmen wollte er sie — in seinem Herzen war kein Raum mehr für diese Eintagsblüthen seines Lebens, auch nicht für Sorge und Zweifel. — Er fragte nicht, wie er die Heimath wohl finden werde: was er dahin trug — fühlte er nur — und ihm selbst unbewußt, gab seine Seele dem fernen Bilde Licht und Farbe. —

Sonst wenn Arbeit, Sorge und dürftige Kost mit ihrem Blei-Gewicht das junge Blut niedergedrückt hatten, und mit dem Dunkel und der Stille der Nacht graue Bilder, ein nicht endendes Schattenspiel, über die Wände seines Zimmers gezogen waren — da hatte der Schlaf wie ein Freund seine Augen geschlossen und das neue Morgenlicht war wieder auf ein sorgenloses Angesicht gefallen und hatte einen muthigen Jüngling zu neuer Arbeit und neuem Hoffen erweckt. — Jetzt aber — lag die Heimath — wie von dem Morgenroth eines wolkenlosen Tages beleuchtet — vor seinen Augen — und immer lebendiger und sicherer malten Erinnerung und Zuversicht in dem Dunkel und in der Stille der Nacht.

Da stand ein alter und verehrter Freund mit sprachloser Rührung ihn, den Heimgekehrten, empfangend — dem ergrauten Manne zur Seite ein munteres Gesicht — das mit strahlenden Augen den zum Manne gereiften Knaben gemustert und ihm das Blut in die Wangen getrieben hatte. — Dann war es ein Treiben und Drängen — das seinen tobenden Herzschlag übertäubt und da plötzlich — war die laute bunte Bewegung verstummt und verwischt — die hohe Gestalt — ganz aufgerichtet — stand da vor seinem Auge die blinde Mutter, ihre Arme ausbreitend, um den Sohn zu umfassen. —

Walthers Herz hatte gezittert — und schnell von diesem Bilde sich abgewendet — aber fest wie der Felsen — tief wie das Meer — war sein Bewußtsein gewesen, daß fortan kein Leid — und keine Sorge — mehr — der Mutter nahen dürfe. Dann hatte wieder die wirre Bewegung einer Stadt, wie eine große Woge über das Heiligthum der sinnenden Liebe sich ergossen, und aus der bunten Menge fremder Gestalten waren ein Mann mit edlem Antlitz und eine liebliche Frau hinausgetreten — und hatten dem Heimgekehrten Glück für die Zukunft gewünscht. —

Dann stand ein hohes Gemach vor seinem Blick — und die Erinnerung malte es ihm aus, bis auf

die Blumen, die am Fenster geblüht — bis auf den Sonnenstrahl, der die Gemälde an der Wand mit buntfarbigem Lichte übergossen. — Dort hatte er gestanden — bevor er die Heimath verlassen, mit klopfendem Herzen gewartet und endlich wohlbekannte Schritte gehört. — Dort hatten zwei Frauen-Augen — so ernst — so wehmüthig ihn angesehen und eine Stimme zu ihm gesprochen: — „Auf Wiedersehen." — Jetzt schwand das hohe Gemach — breite Wege und Fluren im frischesten Grün — Baumgruppen, Häuser, Gärten und Hecken liefen — sich windend und kreuzend bergauf und bergab — einer Anhöhe zu — da stand ein Schloß — mit weitgeöffneten Fenstern — Frühlingsluft und Sonnenlicht strömten hinein — aber drinnen war es still — und ein weinendes Mädchen hielt er in seinen Armen. —

Die Nacht ist vorüber — der Tag bricht an, — aber die Träume weben fort und fort, — ein Bild an das andere reihend — bis endlich der röthliche Schein vereinzelter Gasflammen an den hauchbeschlagenen Fensterscheiben der Wagen hinstreift und dann ein langer gellender Pfiff durch die neblige Oktoberluft zieht — ein Lichtschimmer dem andern folgt und der heranbrausende Postzug seine Bewegung hemmt. Walther steht auf heimathlichem

Boden, seine Träume trägt er noch im Herzen und ihn empfängt die Wirklichkeit! —

Zwischen jenem ersten Abend in der Heimath und diesem Morgen, wo Walther von Frau von Halleck zurückkommend sein Haus betrat, waren nur wenige Tage verflossen. — Von all' den Hoffnungen, die er aus der Fremde heimgebracht, war ihm nur eine geblieben und auch diese begann zu schwinden, wie das ferne Segel im grauen Zwielicht und auf stürmischer See.

Die frohe Zuversicht, die ihn beseligt, war dahin. Zwischen dem Wollen und Können hatte er schon — eine tiefe Kluft entstehen sehen — und vor ihm stand — die Noth, — drohend der Mutter — die er vor jedem Leid und jeder Sorge zu schützen gewähnt hatte. —

— — — — — — — — —

Siebzehntes Kapitel.

Leidenschaft siegt.

Unter den Passagieren, die an einem grauen Novembertage auf dem Eisenbahnhof jenseits des Flusses in der M—er Vorstadt ausgestiegen waren, befand sich Edith Horstmar. —

In den Wartesaal getreten, schaute sie ängstlich um sich — Erwin, der sie empfangen sollte, war nicht da. — Unheimliche Physiognomien füllten den engen Raum, nicht ein Frauengesicht, das Edith angesprochen hätte, nicht ein Mann unter den Anwesenden, an den sie eine Frage, eine Bitte hätte richten mögen. — Viele Augen hefteten sich auf die anmuthige Erscheinung, aber es war kein einziges, das beruhigend auf Edith eingewirkt hätte. — Sie zog sich zurück in das kleine Nebenzimmer des er-

bärmlichen Wartesaals. Thränen glänzten in ihren Augen. „Oh mein Gott! konnte er mich so vergessen?“ So dachte sie und hieß die Wärterin, die den kleinen Majoratsherrn von Dornfeld auf den Armen trug, das Kind zur Erde lassen und hinausschauen, ob nicht ein Wagen käme. Edith setzte sich — ihr Knabe stand vor ihr und sie hielt seine Händchen fest in den ihrigen, als dächte sie daran, daß sie jetzt des Kindes einziger Schutz — und das Kind auch für sie die einzige Stütze. — Katy kam zurück. — Es war kein solcher Wagen zu sehen, der für die Baronin Horstmar bestimmt sein könnte, der Wartesaal war leer geworden und ein Miethfuhrwerk rasselte dem andern nach. —

„Wir bekommen keinen Wagen mehr,“ sagte Katy ängstlich drängend. „Kommen Sie nur, gnädige Frau, nehmen Sie den Kleinen und ich bringe eine Droschke.“ —

Edith folgte und stand da in Schnee und Regen. Sie drückte das Köpfchen ihres Kindes fest an ihre Schulter, es schützend vor dem eisigen Hauch — und ihr Auge schaute noch immer hoffend in die Ferne. — Aber nein, es war ein vergebliches Harren und Hoffen! In einem schlechten Fuhrwerk mit abgetriebenen Pferden kam Katy herbei. „Kommen Sie,“

rief sie hastig, „wir haben keine Zeit zu verlieren, sonst finden wir das Dampfboot nicht mehr." —

Lautlos stieg Edith ein und Katy trieb den Fuhrmann zur Eile an. — Sie waren an das Ufer gelangt, das Dampfboot lag noch da und obgleich es Kopf an Kopf gefüllt zu sein schien, drängten sich noch viele an den Steg heran, — um über den Fluß nach der Stadt zu kommen. Dem eisigen Winde entgegen wälzte der Strom langsam seine gelbgrauen Wellen dahin, am Ufer wogte schreiend und sich stoßend ein unheimlicher Menschenhaufen, und auf der Fahrstraße war ein Gewirr von Mieth- und Frachtwagen, von Pferden und Fußgängern. — Edith schauderte zusammen. — „Oh wäre Erwin nur da! — Oh wäre sie doch in Dornfeld geblieben!" —

Katy, die nichts weniger als furchtsam war, überdies ein Landeskind, an diesem Orte wohl bekannt, sah den Ausdruck der Angst auf den Zügen ihrer Herrin. — Hier galt es entschlossen zu sein. — Mit der einen Hand den kleinen Alex über ihre Schultern legend, reichte sie mit der anderen dem Fuhrmann seinen Lohn hin, und sprang hinaus, dann gab sie stützend Edith den Arm und Beide waren im Gedränge. Mit prüfendem Blick überschaute Katy die Menge, da war keiner, dessen Hilfe sich

beanspruchen ließe. — „Folgen Sie mir," sagte sie entschlossen, „hier ist nicht zu bleiben, beim nächsten Dampfboot wird es nicht besser sein!" und kräftig vorrückend erreicht Katy den Steg. — Bärtige russische Bauern, zerlumpte Juden umringen die nachfolgende Edith. Jetzt drängen ein Paar vierschrötige Gestalten an ihr vorüber und trennen sie von ihrem Kinde. — Es kommen noch andere, man schreit, man stößt sich um sie her, die Stimme des Kapitäns ruft gebietend dazwischen — das Boot sei überfüllt. — Niemand achtet darauf. — Es sind Leute, die in die Heimath eilen und den von dem andern Ufer bald abgehenden Eisenbahnzug zu versäumen fürchten. — Edith hört das Schreien ihres Kindes, hört Katy's Stimme, die dem Kapitän einige Worte zuruft — sie ist an das Ufer zurückgedrängt und es wird ihr dunkel vor den Augen. Da theilt plötzlich ein Arm die Menge, eine hohe Gestalt, alle überragend, hält die Nachdrängenden zurück und steht im nächsten Augenblick vor Edith. „Ehrhard!" rief sie aus und obwohl die Freude ihre Stimme belebt, so klingt es doch fast tonlos. „Nehmen Sie meinen Arm, gnädige Frau!" sagte Walther und die lähmende Angst wich jetzt von Edith — sie folgte ihm mit leichtem Schritt — aber wie er sie in den inneren Raum der Kajüte gebracht hatte, und ihr

Kind jauchzend der Mutter die Arme entgegenstreckte, da wurde es wieder Nebel vor ihren Augen. —

Das städtische Ufer war erreicht. Mit klopfendem Herzen blieb Edith auf ihrem Platz — sie wußte es, Ehrhard würde kommen, Ehrhard würde sie nicht vergessen — sie vernahm das Hinabeilen der Menge, horchte auf die nahenden Schritte, Katy begann schon ungeduldig zu werden. Da trat Walther wieder herein, Erwin war nicht da, auch kein Wagen, der für Edith bestimmt war. — Walther hatte einen Fiaker besorgt. „Ich danke Ihnen, Ehrhard! tausend und tausend Mal!“ sagte Edith und folgte ihm. Sie fürchtete jetzt das Gedränge nicht mehr, aber sie fürchtete den Augenblick der Ankunft. —

War Erwin krank? oder hatte er sie vergessen können? Edith wußte nicht, wo die Wohnung sich befand, die Erwin für sie eingerichtet, er hatte es nicht geschrieben, als er ihr Kommen verlangt, aber sie wußte, daß ihr Vater im Armfeld'schen Hause absteigen sollte und sagte es Walther, der dorthin fahren ließ. — Einförmiges Grau deckte den Himmel, es schneite, und regnete — Wasser träufelte von den Dächern, von den aufgeschlagenen Regenschirmen der Fußgänger, von den Wachsleinanzügen der Kutscher, von den Verdecken der Wagen — und den schräg im Winde gewehten Kragen der Fiaker- und Droschken-

Kutscher — aber trotzdem war reges Leben überall — und es rasselte heute eben so, wie alle Tage durch die belebte Handelsstadt. Edith schaute hinaus — in der Menge der fremden Gesichter, die ihrem Blicke begegneten, suchte sie noch immer nach Erwin. Aber sie fragte sich auch — ob glückliches Leben — an diesem Orte ihr werde beschieden sein, und ihr war zu Muthe, als könnte es nicht so werden. — Der Himmel über ihr — drückte sie so schwer, als senke er eine dunkle Ahnung ihr in's Herz — die Häuser starrten so düster auf sie herab, als wüßten auch sie darum. — In der grauen Fernsicht vor ihrem Auge stand es geschrieben — und in dem unheimlichen Rasseln ihres Fuhrwerks klang es durch — als führte es sie — dorthin, wo sie nicht hinkommen wollte.

Graf Walldorf war noch nicht eingetroffen — er wurde in den nächsten Tagen erst erwartet — aber Walther hatte im Armfeld'schen Hause ermittelt, wo Erwin wohnte, und sie fuhren zur Stadt zurück. Katy plauderte mit dem Kinde und Edith wurde immer beklommener zu Muthe. — Der Himmel erschien ihr noch grauer — die Stadt, die jetzt vor ihr lag, noch düsterer — die Menschen alle wie gedrückt durch Leid und Sorge ihre Wege verfolgend — ohne nach einander zu fragen — ein wirres

kaltes Bild, in welches sie Licht und Wärme hineinzubringen, jetzt nicht vermochte. — Endlich hielt der Wagen wieder. — Edith stand in einer weiten Vorhalle — vor ihr eine breite Steintreppe — auf den Stufen saß ein Mensch, der damit beschäftigt war, dieselben mit Teppich zu überdecken. — Edith's Herz klopfte, als wollte es zerspringen — sie glaubte schon Schritte zu hören, die herabkamen — Erwin's hohe Gestalt glaubte sie zu erblicken — das dunkle Haar zu sehen, auf der Stirn sich lockend, wie zufällige Bewegung es oft herabfallen ließ — und die Augen zu schauen so ernst und lichtvoll, in denen sie — eine Welt gefunden hatte, — und dennoch — Edith konnte kaum vorwärts! —

Vierzehn Tage waren erst vergangen seit jenem Morgen, wo Erwin Schloß Dornfeld verlassen hatte — und diese vierzehn Tage — wogen zweimal so viel Monate auf. — Sie vermochte nicht mehr wie sonst mit sicherem Herzen einen Ausdruck in das Bild des Gatten zu malen. — Es lag da — vor ihrem Blick — wie ein Nebelstreif, der demselben Angesicht — so ganz verschiedene Züge verlieh — jenen Ausdruck — den das Herz an das Herz trägt — wenn das Auge dem Auge begegnet — und dann einen anderen noch — vor dem Herz und Auge sich bergen möchten! — Es wankte alles vor Edith — als

sie Walthers Hand drückte, sie vermochte nicht ein Wort zu sprechen — aber ihr Auge dankte ihm — und er trat zurück auf die Straße — dort öffnete er die Brieftasche — ein einziges Cassenbillet lag darin — er gab es dem Fiaker. — „Ist's auch das letzte, ist's nicht zu viel bezahlt" — dachte er und ging weiter. — Nicht Erwin — ein bestürzt aussehender Diener war Edith entgegengeeilt — von diesem hörte sie, daß Erwin sie mit dem Abendzuge erwartet und darum Vieles im Hause noch ungeordnet sei; er fragte, ob er Erwin aufsuchen sollte. — „Nein," erwiederte Edith und ging weiter. —

Da saß ein Tapezier und befestigte die durchsichtige Gardine an die vergoldeten Fensterspangen, dort hämmerte ein Bursche die Halter an. Auf einem Tische untereinander standen werthvolle Lampen und Leuchter aufgestellt — hier auf dem Boden die Teppiche noch zusammengelegt. Jetzt kam ein Dienstmädchen heraus und erzählte wieder, was Edith bereits erfahren. Während Katy zufrieden, ein redseliges Geschöpf gefunden zu haben, mit dem Kinde dem Mädchen folgte, und diesem die Wohnzimmer jetzt einzurichten half, schritt Edith auf und ab, blieb hier und dort stehen, die großen Augen gedankenvoll in die Räume versenkend, als stelle sie Fragen an das Leblose ihrer Umgebung. Oh wie viel herbe,

entfremdende Gedanken legten sich einer nach dem andern auf das Herz der jungen Frau, bevor sie endlich die Schritte des Gatten vernahm.

„Es thut mir wirklich leid, Edith, daß Du Dein Haus so ungeordnet gefunden," sagte Erwin schnell eintretend. — „Ich muß undeutlich geschrieben haben, ich erwartete Dich erst am Abend." — Edith war unfähig einen Schritt zu thun — aber dem Herzen, das wie mit eisernen Banden sich zusammenzog, kam doch ein warmer Gedanke und hieß sie die Hand ihm entgegenstrecken. — Sie sollte nicht grollen, dem kalten Wiedersehen nicht einen bitteren Tropfen mehr hinzufügen. Erwin ergriff diese Hand und führte sie an seine Lippen. „Verzeihe, Edith! ich mache mir bittere Vorwürfe!" Er stockte. —

„Nun, Du weißt, Dein Vater ist wieder gesund," fügte er hinzu. —

„Ist er krank gewesen?" fragte Edith tonlos. —

„Unbedeutend! — ich schrieb es Dir, eine Erkältung, welche seine Reise verzögert. Friesen hat eben einen Brief erhalten, um acht Tage wird er hier sein — aber Edith! — gleich in Thränen! — Er ist gesund, ich selbst habe den Brief gelesen." — Die Worte verklangen vergeblich, das eiserne Band war gesprengt — Erinnerung an den Vater hat die Wogen des Herzens mächtig andrängen lassen, jetzt

hilft keine Kraftanstrengung mehr, sie stützt den Kopf an seine Schulter und weint, sie kann nicht anders und Erwin umfaßt die weinende Frau und diese sieht nicht, welch' ein dunkler Schatten über sein Antlitz sich legt. Sein Auge ist trocken, aber tief traurig, als er herabblickt auf das blonde Haupt an seiner Brust und mit der Hand hinüberstreicht, dann sieht er — über sie hinweg, in das graue Zwielicht und es malt sich Bitterkeit in seinen Zügen, Bitterkeit, die dem Menschen und dem Weltall gilt und dem reißenden Strom, der die Herzen in das Dunkel des Abgrunds fortreißt. Oh noch einen Augenblick, und Edith hätte vielleicht in seinen Augen den Gram gesehen und was sie selbst erlitten, wäre vergessen gewesen, wäre nicht mehr geblieben ein Etwas, das zwischen ihm und ihr noch fortbestand! Es sollte nicht sein!

Die Thürglocke wurde heftig gezogen und Erwin fuhr heftig zusammen. Die Wehmuth, die sein Herz erfaßt hatte, wich scheu vor diesem Laut. Verneck war gekommen. Erwin ließ ihn nach seinem Zimmer weisen, drückte einen langen heißen Kuß auf Edith's Stirn und ließ sie allein.

„Nun, warum so düster, so verdrossen?" fragte Verneck. —

„Ich bin nur eilig," sagte Erwin.

„Deine Frau kommt heute Abend," fuhr Verneck fort. —

„Sie ist bereits eingetroffen," versetzte Erwin und wechselte die Farbe. —

„So," sprach Verneck mit besonderer Betonung und senkte die Augen, während das ihm eigene Einziehen der Nasenflügel seine Gedanken verrieth.

„Nun was giebt's wieder?" fragte Erwin unwillig — „Ich möchte wahrlich einmal zur Ruhe kommen mit den ewigen Geschäften." —

„Habe ich Dich gebeten, die Vollmacht von Frau von Halleck zu übernehmen?" entgegnete Verneck ernst und ruhig. —

„Es thut nichts zur Sache, aber ich habe es satt." —

„Wohl möglich, doch Du bist gebunden." —

„Nun was soll ich?" unterbrach ihn Erwin, während sein Auge Unmuth verrieth.

„Ich muß Deine Unterschrift haben", begann Verneck von Neuem. — „Es hat sich schon wieder ein Gläubiger gemeldet, ein höchst eigensinniger, der Bezahlung verlangt — will Klage führen. — Frau von Halleck behauptet seine Kündigung vergessen zu haben, jedenfalls ist der Zahlungstermin gekommen. Da Du indessen bedeutende Summen bereits ausgelegt hast, that ich mein Mögliches, um ihn zur

Geduld zu bewegen. Ein gemeiner Kerl, wenn es je einen gegeben hat, aber schlau und eigensinnig, — endlich brachte ich ihn so weit, daß er noch ein Jahr warten will, wenn Du Bürgschaft leistest, und die Zinsen um ein Geringes noch erhöht werden. — Diese Cautionsschrift hättest Du nun zu unterschreiben". Erwin setzte sich an seinen Schreibtisch, tauchte eine Feder ein und sah Verneck mit einem Blick an, der die Erwartung aussprach, dieser solle das in Rede stehende Papier ihm vorlegen. —

„Das muß ich sagen, Du bist wortkarg", sagte Verneck lächelnd und legte das Schriftstück auf den Tisch. Die Feder schrieb nicht, Erwin warf sie fort, nahm eine andere, und während er jetzt unterzeichnete, betrachtete ihn Verneck. —

„Hier ist die Unterschrift — streu' Sand darauf", sprach Erwin und verließ den Tisch.

„Du bist heute in einer sehr verdrießlichen Stimmung", bemerkte Verneck, das Papier in die Hand nehmend. —

„Wirklich? bin ich das?" Erwin sah den jungen Advokaten mit eigenthümlichem Ausdruck in's Auge, als wollte er ihm sagen: Sieh her und erkenne, wie wenig Du von einem Menschenherzen weißt. — Verneck senkte den Kopf, diesmal nicht mit seinem gewohnten Ausdruck unausgesprochener Gedanken, son-

dern wie überrascht und verlegen. „Es wird Dir vielleicht nicht unlieb sein," hob er nach kurzer Pause an, „daß Frau von Halleck nächstens die Stadt verläßt." —

„Wer sagt es?" fragte Erwin betroffen. —

„Ich sage es Dir." —

„Das höre ich, ich frage von wem Du es hast." —

„Sie hat es mir selbst, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, vertraut und ich will hoffen, daß Du mich nicht verrathen wirst. — Ich glaubte, es würde Dir lieb sein, solches zu erfahren." —

„Du hättest besser gethan, es für Dich zu behalten", erwiederte Erwin mit Bitterkeit. „Mir ist die Lüge verhaßt," fuhr er fort „in jeder Gestalt, — und meine geringe Achtung für Frau von Halleck wird noch geringer." —

„Ich hasse die Lüge auch," sagte Verneck, — „aber Schweigen ist nicht lügen und in diesem Falle muß ich Frau von Halleck in Schutz nehmen — sie mag ihre sehr guten Gründe haben, so zu handeln." —

„Hat sie Dir diese auch vertraut?" fragte Erwin spöttisch. —

„Das eben nicht, aber ich habe meine Anzeichen, solches zu vermuthen und nun lebe wohl Horstmar! — Es thut mir leid, wirklich leid," fügte er hinzu, „Dir heute so unwillkommen gewesen zu sein. —

Ich kam jetzt, — weil ich — eben — an die Ankunft Deiner Frau dachte — und mit meinen neuen Geschäftsbeziehungen — Dir dann nicht in's Haus fallen wollte." — Erwin hatte Verneck die Hand gereicht: jetzt, als jener die letzten Worte sprach, zog er sie zurück und sagte — „Ich denke ganz anders wie Du, aber gleichviel, ich erkenne Deine gute Absicht." — Verneck entfernte sich schweigend. — Erwin schloß sich ein.

„Ich hasse die Lüge!" hatte er gesagt — barg er sie nicht selbst in seiner eig'nen Brust? und diese weinende Frau, die er allein gelassen, hatte sie nicht eine Ahnung davon? Die Lüge im Herzen ist eine böse Spinne, sie knüpft ihre Fäden an die Oberfläche an, und zieht sie mit rasender Schnelligkeit bis in die tiefste Tiefe. — Gehemmt ist die freie Bewegung — lebendige Empfindung und Gedanken, die in Wort und Blick einen Ausdruck finden, müssen sich winden und müssen sich scheuen, um die Fäden unberührt zu lassen — denn wollten sie den freien Zug behaupten, das zerrissene Spinngewebe bliebe an ihnen haften und sie trügen es an's Tageslicht. Oh die Thränen, die dann darauf fallen! — Oh die Narben, die sie zurücklassen, das Sonnenlicht des Lebens durchdringt sie nicht! — Erwin ging auf und ab in seinem Zimmer — die Pendelschläge der

Uhr, die auf dem Schreibtisch stand, dünkten ihm unerträglich laut und hastig, als wollten sie ihn mahnen an Edith. Aber in seinem Herzen ballte es sich schwer und immer schwerer, um der drängenden Stimme einen Widerstand zu leisten, um nicht loszulassen von dem eig'nen Selbst, daß es nicht matt werde — so matt, daß es wie das Kind spräche: „Vergieb mir und bleibe mir gut!“ —

Erwin stand still und senkte das Haupt — war ihm doch, als legten sich zwei Arme um seinen Hals, als blickten zwei große sanfte Augen in die seinigen als verklärte ein Lächeln das gramvolle Gesicht und als hörte er Edith sprechen — „Bleibe mir gut: es ist Alles vergessen!“ Ihm war es, als fühlte er schon die Thränen, die dann sein Auge umnachten müßten und da — plötzlich — bäumt es sich — so gewaltig in ihm, daß sein Athem stockt und es flüstert ihm beklommen zu, daß wenn die Thräne, das Wort der Reue einmal gefallen und gesprochen ist — das Haupt sich nimmer wieder ganz erheben kann und das Herz nimmer mehr hochgehen darf. Erwin hat die gebietende Gestalt wieder stramm empor gerichtet, er schüttelt die Schwachheit ab, er steht da, als könne er die Welt mit ihrem Jammer beherrschen, als könne die Lüge vor dem Adel seiner Seele nicht bestehen, er drängt die Qual zurück —

sie bleibt — sein eigen! Was ist's denn auch um dieses elende Dasein? Was ist das elende Glück der Menschen? Nur vergessen! —

Erwin panzert sein Herz mit kalter Verachtung — und die Verachtung bringt ihm jene Frau wieder nahe, die seine Gesinnung ausnutzt und ihn hintergeht. — Er fragt sich — ob es möglich — daß Martha davon wisse?

— — — — — — — — —

Achtzehntes Kapitel.

Onkel Christian.

Die Sprechstunde war vorüber. Dr. Bernhard saß noch vor seinem Tisch, als die Thür sich abermals öffnete. — Es trat ein Mann herein mit einem breiten Gesicht, auffallend gemeiner Physiognomie und einem dem entsprechenden Lächeln. —

„Onkel Christian! Endlich!“ rief Bernhard sichtlich überrascht und erfreut dem Gekommenen die Hand entgegenhaltend. — „Setze Dich, Onkel Christian — ein willkommener Besuch — ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben Dich ankommen zu sehen.“ —

„So — nun das ist schön — bist ja sonst nicht sehr erfreut, wenn ich zu Dir komme,“ sagte Onkel Christian und machte einen spitzen Mund. — Er stellte so redend seinen Knotenstock mit dem darauf

gestützten breiträndigen Hut in eine Ecke und ließ sich dann behaglich nieder. —

„Hast Du Dein Geld schon erhalten?“ fragte Bernhard.

„Alles in Ordnung!“ erwiederte der Alte und machte wieder einen spitzen Mund. Er stemmte dabei seine Beine recht weit auseinander, wischte sich Stirn und Nase mit einem blauen baumwollenen Taschentuche und fuhr dann fort. „Ich bin schon seit zwei Tagen hier, habe meinen Waizen angebracht, das Geld war uns ausgegangen, keine guten Aussichten für das nächste Jahr. Der Klee ist uns verdorben, nicht einmal für das Vieh zu brauchen,“ fügte er hinzu mit einem Lächeln, das die äußeren Augenwinkel in demselben Maße heraufzog, als die Mundwinkel sich senkten. —

„Was meint denn Dein Baron dazu?“ fragte Bernhard. —

„Was er meint?“ lachte Christian — „Was ich ihm vortrage — das glaubt er.“ —

„Du hast da ein bequemes Leben mit ihm,“ sagte Bernhard mit erzwungenem Lachen. —

„Sage das nicht, Arbeit und Mühe genug. Man muß das Ganze im Gange erhalten und auch so, daß es nach einer guten Wirthschaft aussieht. Da hat man von früh bis spät zu berechnen, um nicht

selbst hineinzufallen — Verstehst Du mich? Vor den Nachbaren muß man sich hüten, kein Tag, wo nicht eine Equipage an meinen Feldern vorüberfährt und selbst die Frauen und Mägde sehen sich neugierig um, denn es heißt überall — daß mein Baron ein ruinirter Mann ist — da muß man vorsichtig sein!" —

„Ja, Onkel Christian, sei auch recht vorsichtig," bemerkte Bernhard.

„Der Saatklee war noch nirgends eingebracht, als der meinige schon unter Dach war," fuhr der Alte fort mit stolzer Kopfbewegung — „die Gerste abgeführt — als Andere beim Schneiden waren. — Ich ritt auf meinem Grauen und commandirte die Pflüge und mein Nachbar, der Ausländer, ein studirter Landwirth, riß sich die Haare aus dem Kopf; ihm war nichts trocken genug und das Nasse, das ich mit hineingebracht," fügte Christian kopfnickend hinzu „hat Niemand gesehen, war gerade nur soviel, daß es mir nichts schaden konnte — schwacher Erdrutsch bei der Gerste, keine Keimkraft beim Klee, das macht die Witterung und nicht der Aufseher! — Siehst Du?" schloß er, indem sein zugespitzter Mund und seine blinzelnden Augen deutliche Bewunderung seines Verstandes aussprachen. —

„Verrathen Dich Deine Knechte nicht?" fragte

Bernhard. „Gemeine Leute werden doch unter ihnen nicht fehlen?"

„Sie sind nicht so dumm, wie Du meinst — es sind nicht mehr die früheren Zeiten. Der Bauer ist schon klug geworden, kann raisonniren, besonders wenn man ihn in Schuß bringt. — Ein Junge, der kaum zu pflügen versteht — spricht schon vom Kaiser und Generalgouverneur und zieht los über die Barone; und dann einen besseren Verwalter bekommen sie nicht, das wissen sie: mehr Branntwein, höheren Lohn und mehr Erholung als in der Umgegend. — Was weiß mein Baron, wieviel solche Leute leisten können und die Baronin ist nicht klüger. — Mein Mathias hat mehr Einsicht als diese Herrschaften. — Was ist das für ein Junge geworden, der Erste in der Schule! der Baron freut sich immer über ihn, beschenkt ihn mit Büchern und Heften, dafür geht mir ja kein Geld aus," setzte Christian mit zufriedenem Lächeln hinzu. —

„Wie geht es denn Dir mit Deinem eignen Grund und Boden?" fragte wieder Bernhard, in dessen Haltung und Zügen ein Ausdruck schwer behaupteter Beherrschung lag. —

„Ganz gut!" sagte der Onkel und klopfte auf seine Brusttasche. „Unter uns gesagt, ich habe das Grundstück für einen Spottpreis; Gott schenke mir

noch zwei Jahre Leben und ich bin ein gemachter Mann, ein Grundbesitzer und Hans und Mathias studiren wie Du. — Ich hätte jetzt auch ein hübsches Sümmchen beizulegen, aber ich habe es meinem Baron gegeben — was sagst Du dazu?" Diese Frage stellend fixirte der Alte seinen Neffen, wobei seine Augen listig und stechend hervortraten. —

„Riskirst Du nicht dabei?" — bemerkte Bernhard gelassen. —

„Ein Capital bei meinem Baron bringt mir seine zehn bis zwanzig Procent Zinsen, je nachdem. Meinst Du, daß es nicht genug ist?" Onkel Christian lächelte mit einem Ausdruck von Schadenfreude. —

„Gewiß!" erwiederte Bernhard, „wenn das Geld nur sicher ist." —

„Wenn mein Baron in Geldnoth ist," hob der Alte wieder an, indem er spöttisch schmunzelte, „komme ich vor mit den rückständigen Gehalten und Wirthschaftsrechnungen. Er weiß dann nicht ein nicht aus. Wir berathen eine Zeit, und ich lasse den Kopf hängen, als wäre mir der Strick am Halse und wenn ich merke, daß er zu einem Nachbar will und Geld suchen wird, besinne ich mich, daß ich ihm auf meine Pachtsumme vorschießen kann oder er sagt auch selbst — „Hören Sie, Feldmann! Sie werden doch Geld liegen haben?" und die Sache

ist abgemacht und der Beihof, der beste, immer mehr und mehr mein Eigenthum!" Der Sprecher lehnte sich zurück und sein chinesisches Gesicht, dem Neffen zugewendet, schien zu wachsen und diesem näher zu rücken mit einem imponirenden Ausdruck von Ueberlegenheit. —

„Ja, es geht Dir ganz gut, Onkel Christian," sagte Bernhard mit einem tiefen Athemzuge: „Viel besser als mir, obwohl meine Praxis täglich wächst." —

„Du verbrauchst wohl viel," fiel der Alte ein — „Zu besonderen Gelegenheiten habe ich auch Cigarren und Rothwein und einen feinen Rock wie Du, aber gewöhnlich lebe ich einfach wie zu alten Zeiten und trage nur Kleider von grobem Bauertuche, die überdies geflickt sind." —

„In der Stadt und als Arzt" — begann Bernhard.

„Nun ja — das weiß man," unterbrach ihn Christian — „ich freue mich, Dich so fein, wie einen Baron zu sehen. Mögen Hans und Mathias erst heranwachsen, sie sollen mir auch aus dem Bauertuche herauskommen, aber jetzt muß ich noch sparen."

„Thust sehr recht daran," versetzte Bernhard — „doch nun zu etwas Anderem," fuhr er fort. — „Ich habe Dir einen Dienst erwiesen; ich rechne es mir nicht als Verdienst an, aber wahr bleibt es, hätte ich nicht darauf gedrungen, Dein Capital —

sage viertausend Rubel — wäre verloren. Dein Vetter in Lilienthal hat für sich Sorge getragen und Dich nicht warnen wollen."

„Ist nicht so arg!" brummte Christian mit spitzem Munde.

„Das Geld ist ausgezahlt," nahm Bernhard wieder das Wort „ein Anderer ist hineingefallen, meine tausend Rubel habe ich auch gekündigt: uns kann es jetzt gleich sein, wie Frau von Halleck sich aus den Bedrängnissen zieht. Aber das ist gewiß, daß Lilienthal zum Concurs kommen wird und daß wir das Unsrige verloren hätten, wenn wir die Kündigung aufgeschoben hätten. Mein Geld erhalte ich um fünf Monate," fuhr Bernhard fort, während sein Onkel aufmerksam ihm zuhörte, „brauche aber jetzt für einen Freund, der ein großer Mann werden kann, die Summe von fünfhundert Rubel zu einer Reise nach dem innern Rußland. Schieße mir diese vor und ich bin bereit, Dir für diese fünf Monate, eine Jahresrente zu zahlen: ich denke es wird kein schlechtes Geschäft sein?" Bernhard sah jetzt erwartungsvoll auf seinen Anverwandten, aber dieser saß mit unverändertem Gesichtsausdruck und unveränderter selbstbewußter Stellung breit zurückgelehnt — die Augenbrauen heraufgezogen, den Mund zugespitzt, das Auge listig und stechend. —

„Nun was ist, Onkel Christian?“ fragte Bernhard. —

„Das Geld ist schon angebracht,“ erwiederte der Alte und seine kleinen Augen blitzten so froh und siegesbewußt, als wollten sie sagen, bin doch noch klüger als Du. —

„Wie? schon angelegt?“

„Auf ein Jahr gesichert und mit guten Zinsen!“

„Nun dann muß ich mir anders helfen.“ —

„Und wenn Dein Freund ein großer Mann geworden sein wird, wirst Du es gut bei ihm haben?“ bemerkte Christian.

„Daran denke ich nicht!“ gab Bernhard jetzt unwillig zur Antwort. —

„Nun ärgere Dich nicht,“ sagte der Onkel, „und gieb mir lieber ein Glas Bier, dann erzähle ich Dir, wie es mit dem Gelde gegangen ist.“ —

Bernhard holte aus einem Nebenzimmer das Gewünschte und stellte es vor seinen Anverwandten hin, der gleich ein Glas hinunterstürzte und mit befriedigtem Gesicht sich dann den Mund wischte. — „Ganz gutes Bier, Bernhard! in unserer Gegend — lange nicht so gut. Sage mir — Du bist doch ein Doctor — ein studirter — sollte nicht Deine Tante Amalie gutes Bier trinken — sie wird schwach!“ —

„Gewiß würde es sehr gut für sie sein.“

„Sie war eine tüchtige Wirthin," fuhr Onkel Christian mit bedeutungsvoller Kopfbewegung fort „wäre schade um sie. Du könntest mir auch ein Mittelchen für sie mitgeben — Du hast doch eine Hausapotheke?" —

„Das nicht — aber ich werde es besorgen." —

„Ein theures Mittel?"

„Ich werde Dir keine Rechnung machen!" —

„Du bist heute ein guter Verwandter, Bernhard! ganz nobel geworden — nun höre auch zu, wie es mit meinem Gelde gegangen ist. — Dein Baron auf Dornfeld hat für die Halleck'sche Schuld Bürgschaft geleistet. Nun das ist doch ein sicherer Mann, meinst Du nicht auch?"

„Gewiß!" sagte Bernhard. — Aber seine schwarzen Augen schienen jetzt auf feurigem Untergrunde zu ruhen. — „Gewiß!" wiederholte er, „ein sehr reicher Mann!" —

„Woran dachtest Du eben?" fragte der Onkel ihn mit stechenden Augen betrachtend.

„Woran ich denke?" entgegnete Bernhard und lächelte unheimlich. — „An den reichen Mann, der Frau von Halleck geholfen, und an den armen Mann, dem ich helfen soll." —

„So?" sagte der Alte „nun das wird Dir nicht schwer fallen und der Dornfeld'sche reiche Mann ist

ja auch nicht außer der Welt. Ich weiß, Ihr seid so etwas aneinander gerathen — aber der ist von der ächten Gattung! — Wird nicht weiter — daran denken." —

„Ich brauche ihn nicht!" unterbrach ihn Bernhard, „Aber Onkel Christian! Du sollst mir doch noch einen Dienst erweisen."

„Wohl für das Mittelchen," sagte dieser mit einem breiten Lächeln.

„Aergere mich nicht!" versetzte Bernhard — „Nicht allein dieses, sondern alle Mittel, die Du brauchen könntest, will ich für Dich bezahlen, ich mache mir aus dem Gelde nicht viel." —

„Ja, ich sehe es, Du bist ein sehr vornehmer Mann geworden," sagte kopfschüttelnd der Onkel. — „Nun was willst Du von mir?"

„Baron Gronau sucht einen Hauslehrer," begann Bernhard. — „Sollte es sich machen, daß ein gewisser Ehrhard die Stelle antritt, so sollst Du nicht vergessen, daß ich den Mann hasse, mehr noch als Alles, was den Namen Halleck trägt." —

„Die Jugend ist nicht gescheidt," fiel ihm Christian in die Rede, indem er sich wieder breit zurücklehnte. — „Wir alten Leute hassen die Gutsherrschaften nicht, aber wir bringen ihr Geld und ihr Land an uns, das macht den Menschen nicht

krank. Was hast Du vom Hassen?" Onkel Christian zog die Augenbrauen in die Höhe, wobei die auffallend kleinen Ohren gleichfalls heraufgezogen wurden und fixirte mit Selbstbewußtsein und gleichsam herausfordernd seinen Neffen. „Kannst Du sagen, daß ich nicht Recht habe?" hob er dann wieder an — „Ich habe auch einmal gehaßt, als der Gemeindeälteste in Lilienthal mich um meines Vaters Gesinde prellen wollte und da wurde ich gelb wie ein Kürbis, aber den seligen Herrn haßte ich nicht — und er half mir den Proceß gewinnen und da zahlte ich alles Deiner Mutter aus, — das ganze Erbtheil Deines Vaters, was Du nicht vergessen sollst! Alles bis auf die letzten Kopeken!"

„Das weiß ich," sagte Bernhard, „aber ich bitte Dich, höre mein Anliegen an, — ich muß bald fort." —

„Na, warum hassest Du den Hauslehrer, der doch kein Adeliger ist?" fragte Christian sich wieder vorbeugend — „Bist wohl sein Arzt gewesen? und er hat kein Honorar gezahlt? Weißt Du, ihr seid mir saubere Kunden! Wenn ich so aussehen würde, wie mancher Deiner Patienten in unserer Gegend, ich würde Dir auch nichts gezahlt haben." — Diese kurz und hart abgebrochenen Fragen und Betrachtungen, wie auch das Mienenspiel des Alten schienen

die Worte auf Bernhards Lippen zu verwirren. Er schwieg noch, aber sein Auge hatte einen unheimlichen Ausdruck gewonnen. „Aergerst Du Dich schon wieder?“ begann der Onkel von Neuem, — „Ich traue Dir nicht viel! aber erzähle jetzt, was hat Dir denn der Hauslehrer gethan?“

„Das wirst Du später erfahren, wenn Du ehrlich meinen Auftrag erfüllt hast,“ gab Bernhard zur Antwort. — „Ich habe meine Gründe“ fuhr er fort, „um zu wünschen, daß er nicht bei Gronau's bleibt, diese Stellung möglichst schnell aufzugeben gezwungen wird. Er soll nicht merken, daß Du mein Verwandter bist, versprich mir Deinen Mund in dieser Beziehung rein zu halten, und thue, was in Deiner Macht steht, um ihm das Leben schwer zu machen, um ihm Aergerniß zu bereiten, was durch die Dienstleute — schon zu bewirken wäre.“ —

„Schön, schön, nun und was weiter?“ — „Dann sollst Du mir über ihn schreiben, und Alles mittheilen, was Dir über ihn zu Ohren gekommen — ich werde mich Dir dann dankbar erweisen und will Dich mit Postfrancomarken und Briefpapier jetzt gleich auf ein Jahr versorgen.“ —

„Schon gut!“ erwiederte Christian mit den Augen blinzelnd, „Gieb mir nur Papier und Marken und auch das Mittelchen für meine Alte.“ —

Bernhard trat an einen Schrank — der Onkel stand auf, holte seinen Hut und Stock aus der Ecke und knöpfte, mit zufriedenem Gesichte um sich blickend, seinen Rock zu. Bernhard brachte das Versprochene. —

„Die Marken lege ich hier in meine Brieftasche," sagte Christian, „und das Papier kommt in die Taschen des Ueberrocks, die sind so tief bei mir, daß noch einmal so viel hineingehen kann. — Dafür hat die Tante Amalie gesorgt" fuhr er fort mit einem breiten Lächeln und einem Aufblitzen der schlauen Augen, „damit ich das bischen Tafel, die wir halten, versorge, wenn ich in des Herrn Vorrathskammer gehe. — Was meinst Du? haben die Frauen nicht auch feine Gedanken?" So sprechend hatte der Alte das Vorzimmer erreicht und den Ueberrock mit den tiefen Taschen angezogen. Jetzt reichte er seinem Neffen die Hand. „Wie wird es aber mit dem Mittelchen sein?" fragte er. —

„Ich werde es Dir zusenden. Wo bist Du abgestiegen?" —

„Du wirst mein Einkehr-Wirthshaus nicht finden," sagte Christian, „bin noch nicht so nobel wie Du — ich werde wieder ankommen." —

„Nein, Onkel Christian!" fiel Bernhard ein, „Be-

mühe Dich nicht, ich habe ein stärkendes Mittel zu Hause." —

Bernhard entfernte sich und Christian untersuchte derweile den Kleiderständer, die Messinghaken, die Hüte und Handschuhe des Doctors, seinen Stock und seine Ueberschuhe und machte dabei so pfiffige Augen und einen so spitzen Mund, als gewinne er bei dieser Beschäftigung eine wichtige Einsicht in die Verhältnisse seines vornehm gewordenen Neffen. Als dieser, zurückkommend, ihm eine Flasche hinreichte mit den Worten: „Drei bis viermal des Tags einen Löffel voll," betrachtete er die Arzenei mit prüfendem Blick; „Höre einmal," sprach er dann, „Kann ich Dir auch trauen? wird wohl eine verschalte Arzenei sein?"

„Aber Onkel!" sagte Bernhard unwillig.

„Sei nicht böse," fuhr der Alte fort, „Gift wird es ja nicht sein! Du beerbst ja doch die Alte nicht!" setzte er schmunzelnd hinzu: „Sie wird es schon austrinken und hilft es nicht, wirst Du mir ein anderes zuschicken? Jetzt Adieu, ich werde Dein Papier nicht sparen, wenn der Hauslehrer angelangt sein wird." —

Mit entfärbtem Gesicht und bebender Hand schloß Bernhard die Thür hinter seinem Onkel zu — seine Glieder zitterten, und es währte lange bis er wieder gleichmäßig athmen konnte. — Aber da

packte ihn ernst und düster ein finstrer Gedanke, wie er es oftmals schon gethan und dieser Gedanke des Hasses galt dem deutschen Ritterblute und dem Schneckengange der Zeit, wenn diese ein Volk wie das im Bereiche seines Onkels veredeln soll! —

— — — — — — — — —

Einige Stunden später trat Dr. Bernhard in das Haus der Baronin Luitpold. — Agnes kam ihm entgegen. —

„Was macht die Kranke?" fragte Bernhard etwas besorgt und etwas betroffen.

„Sie putzt sich!" erwiederte Agnes ernst.

„Sie putzt sich? Sie hatten mich wirklich erschreckt," sagte Bernhard leise. —

„Was? glaubten Sie, ich hätte um die angeblich leidende Baronesse schon geweint?"

„So weichherzig sind Sie sonst nicht, aber es hätte doch Etwas Schlimmes sein können. — Was haben Sie aber eigentlich? Woher finde ich Sie grade in solcher Stimmung?" Der Doctor hatte Pelz und Hut abgelegt und reichte jetzt Agnes die Hand mit theilnehmendem Blicke. —

„Ich habe Briefe von meiner Schwester Ina erhalten" erwiederte diese, während sie die verweinten Augen niederschlug und langsam an Bernhard's Seite in das Empfangszimmer trat.

„Was schreibt sie Ihnen?“ —

„Sie muß ihre gegenwärtige Stellung aufgeben — sie ist brustkrank.“ —

„Wirklich? — geben Sie mir den Brief, Agnes!“ —

„Wozu?“ —

„Ich will lesen, was sie darüber sagt.“ —

„Ich sage es Ihnen — sie ist schwindsüchtig und wird nun auch brodlos“. — Bernhard wiegte gedankenvoll den Kopf — warf aber gleichzeitig einen Blick in die lange Reihe von Zimmern, die ihn noch von seiner Patientin trennten. — „Was gedenkt sie zu thun?“ fragte er weitergehend. —

„Sich bei guten Menschen einzumiethen und den Tod zu erwarten.“ —

„So schlimm wird es nicht sein,“ bemerkte Bernhard — „aber immer unverantwortlich von Ihnen — wenn Sie es zulassen, daß sie dort bleibt“ — Mit diesen Worten wollte der Doctor noch eine Thür überschreiten — „Bleiben Sie hier!“ sagte Agnes — „Man macht noch Toilette — Sie werden schon gerufen werden — man hat Sie mit Ihrer Equipage schon ankommen gesehen.“ —

„Ach so!“ versetzte Bernhard — und sah in den Spiegel.

Während er mit der Hand durch sein raben-

schwarzes Haar fuhr — und den Knebelbart zurechtstrich, fuhr Agnes fort.

„Ein wenig Kopfschmerzen — und Appetitlosigkeit! Oh Gott! und was wird da für ein Wesen gemacht! — Andere siechen — und sterben — wer fragt nach ihnen? wer weiß darum?" —

„Der Gang der Welt!" — sagte Bernhard mit erkünsteltem Ernst.

„Uebrigens grämen Sie sich nicht — es wird gewiß nicht gleich das Schlimmste zu fürchten sein." —

„Da kommt man, Sie zu holen" — unterbrach ihn Agnes und trat bei Seite. Der junge Arzt legte die Hand an seine Uhrkette, bog die Schultern etwas zurück und Haltung und Physiognomie gewannen den Ausdruck gespannter Erwartung.

„Bitte, Herr Doctor," sagte hereingleitend die Baronin — „Unsere Patientin erwartet Sie mit Ungeduld. — Ich bin recht besorgt" — fuhr sie dann fort, an der Seite des Arztes jetzt langsamer sich bewegend — „dumpfer Kopfschmerz, kein Appetit — aber noch immer frische rothe Wangen" — fügte sie hell auflachend hinzu — „sieht gar nicht nach einer Kranken aus." — Agnes schaute den Fortgehenden nach — und dann — sah sie hinaus über den Strom, der zwischen den beschneiten Ufern, scharf und düster sich abzeichnete — über die Häu-

ferreihen hinweg — die jenseits des Flusses nach allen Richtungen in die Ferne sich abstuften — und hinzogen bis zu dem dunklen Waldstrich, der den Horizont begränzte und über diesen hinaus in jenen Dunst, wo Wirklichkeit der Phantasie weicht. — Sie dachte an die Schwester — sie dachte an das eigene Selbst. — Sie dachte daran, daß ihr schwer Erworbenes nimmer ausreichen könnte für alle Pflichten und Liebesaufgaben, die sie auf ihrem Lebenswege mit dunkler Schrift verzeichnet fand. „Oh! über das Loos der Sterblichen! Oh über das Glück dieser Welt!" sagte sich Agnes. „Die Seele bäumt sich davor — und — hüllt sich in ohnmächtige Trauer und das Herz — verblutet — aber es muß dennoch fortschlagen, bis alle Lebensfäden vernutzt sind; und wie vernutzt? Die Schicksalsmächte räumen die Steinchen fort von dem Lebenspfade der Günstlinge des Glückes und nähren ihren Uebermuth und tragen dem Armen und Unglücklichen — nur das dürftige Brod zu! — Die Tropfen des Meeres sind nicht zu zählen — und die Sandkörner der Wüste — aber auch nicht die Seufzer und Thränen der Menschheit!"

Ein munteres Lachen entriß Agnes diesen Betrachtungen. — „Sehr beruhigend, Solches zu hören!" sagte die Baronin. „Weintrauben und Zerstreuung — ganz angenehme Verordnung! Bitte,

Fräulein Stein," — fuhr sie lachend fort — „Gehen Sie jetzt hinein — und bringen Sie Emma auf muntere Gedanken! Also das Musiziren auch gestattet?" — fragte sie — wieder zu Bernhard sich wendend.

„Ganz unbedingt."

„Sehr erfreulich zu hören! — Mein Flügel steht seit gestern geschlossen," fügte sie mit einem schwermüthigen Ausdruck hinzu — „wie Sie wissen, für mich — eine schwere Entbehrung" — ein Seufzer und ein schmelzender Blick begleitete diese Worte. — „Auf Wiedersehen, bester Herr Doctor. Sie kommen doch morgen?" —

„In jedem Fall." —

Während Agnes Baroneſſe Emma Gesellschaft leistete, und die Baronin an ihrem Flügel sich wiegend — ein Menuett von Mozart spielte — fuhr Bernhard bequem zurückgelehnt in seinem offenen Wagen daher, als er plötzlich dem Kutscher zu halten befahl, rasch hinausſprang und auf das Trottoir eilte.

„Fräulein Lenchen! Sie hier! Wohin? Wie kommen Sie hierher?"

„Ich komme aus Dornfeld," erwiederte Fräulein Lenchen mit steifem Gruß. —

„Wohl eine Ueberraschung für die Baronin Horstmar?"

„Der Baron hat mich verlangt." —

„So? Steigen Sie in meinen Wagen, Fräulein Lenchen, es ist noch ein gutes Stück bis dahin, ich bringe Sie zu seinem Hause!" —

„Ich bin eine gute Fußgängerin, Herr Doctor — ich gehe viel lieber, als daß ich fahre", versetzte Fräulein Lenchen.

„Aber Sie sind reisemüde. Nein, nein! ich lasse es nicht zu" — und Bernhard hatte schon dem harrenden Träger gewinkt, das leichte Gepäck war in den Wagen gelegt und Fräulein Lenchen mußte ungeachtet ihres Widerstrebens an Bernhards Seite Platz nehmen. Sie saß steif und stumm — desto redseliger war der Doctor, und als sie angehalten und das alte aber rüstige Fräulein Lenchen die Treppe, die zu Horstmar führte, hinauf zu steigen begann, zitterten ihre Knie — und ihr Herz klopfte gewaltig — es war ihr schwer geworden, als hätte der gesprächige Doctor einen Stein hinein gewälzt. —

Edith war allein — die Räume, die sie umgeben, erdrücken sie, — aber ihr ist zu Muthe, als könne sie dennoch nicht hinaus, als müßte sie zusammensinken — wenn sie den Augen der Menschen begegnet — die Luft des hellen Wintertages einathmet und den Himmel über sich sieht. Sie fühlt es, sie würde wieder zurück sich flüchten, — in diese Räume,

die sie angstvoll durchwandert. Sie weiß, daß Erwin sie täuscht — sie weiß — daß er sie flieht und daß er unglücklich ist — aber ihr Herz blutet jetzt nicht — es schlägt hart und schnell — zuweilen stockt es ganz — und die so sanfte Edith ringt die Hände. — Zuweilen glaubt sie, daß sie die qualvolle Unruhe nicht länger ertrage — aber Angst und Sorge spannen ihre Lebenskräfte wieder an und treiben sie rastlos auf und ab. — So wie heute — war er noch niemals; — in seinem Auge hatte sie einen unheimlichen Ausdruck geschaut, und wie sie ihn um Wahrheit angefleht, ihm in den Weg getreten war — da hatte er hart zu ihr gesprochen.

Sie weiß nicht, wohin er gegangen, wo sie ihn suchen soll. Wenn er sich ein Leides anthäte, um sein düsteres Geheimniß zu bewahren? Oh wenn er nur wiederkäme! Wenn sie nur noch einmal ihn wiedersähe! Sie wollte ihm jetzt sagen, daß sie nie mehr klagen würde, nie wieder nach seiner Sorge fragen; daß sie nach Dornfeld zurückkehren wolle und dort geduldig harren, bis er käme. Aber, oh Gott! wenn es schon zu spät wäre! —

Er kommt nicht! Sie wartet vergeblich! Bald scheint es Edith, als schleichen heute die Zeiger der Uhr, bald glaubt sie, daß sie irre geworden... Es sei unmöglich, daß schon Stunden verflossen, seitdem

er so düster von ihr gegangen! dann horcht sie plötzlich auf, das Geraſſel auf der Straße scheint ihr anders als sonst. Ob nicht eine schreckliche Kunde die Menschen so jagen heißt? Dann erscheint es ihr wieder so unheimlich still, als wäre die gleichgültige Menge schon dorthin geeilt, wo ein Unglück zu schauen ist.

Plötzlich steht sie still: sie hört eine wohlbekannte Stimme im Nebenzimmer mit ihrem Kinde sprechen — so weich, so bewegt... Die Worte stocken, als werden sie von Thränen erstickt... Wäre ihr Kind schon vaterlos? Weint Lenchen um die vereinsamte Mutter? Edith horcht mit starrem Auge — die Stimme spricht wieder, und da weicht die lähmende Gewalt des Schreckens. Fräulein Lenchen tritt zögernd herein, und Edith stürzt an ihre Brust: „Oh Lenchen! liebes Lenchen!“

Neunzehntes Kapitel.

Die Schuld.

„Endlich doch!“ — Mit diesen Worten, welche mit eigenthümlichem Ausdruck gesprochen wurden — kommt Erwin in den sonnigen Salon der Frau von Halleck.

— „Baron Horstmar,“ sagte Martha ihm entgegengehend. Erwin stand da — bleich und ernst — das Auge so dunkel. — „Baron Horstmar,“ wiederholte Martha mit bewegter Stimme — „Ich fühle mich erdrückt durch das Bewußtsein“ — ·

— „Wollen Sie von einer Geldschuld sprechen?“ unterbrach sie Erwin. — Martha war verwirrt — sie konnte den Blick nicht ertragen, der auf ihr ruhte. —

— „Martha!“ sagte Erwin, Gesichtsausdruck und Stimme plötzlich verändernd — — „Ich stehe vor

Ihnen — vielleicht zum letzten Mal — so unglücklich — wie nie zuvor — und doch — was ist mein Leben gewesen — wenn nicht ewiger Kampf und ewiges Scheitern an Klippen — die Alle — Spuren meines Herzbluts tragen?" — Martha sah ihn an — erschreckt, betroffen, — „Oh Gott!" — sprach sie endlich — „Soll denn wirklich jeder meiner Wünsche — in Erfüllung gehend — nur herbe Bitterkeit mir zuführen? — Ich habe auf Ihr Kommen mit Sehnsucht gewartet — ich habe die Minuten gezählt — und — jetzt" —

— „Wünschten Sie — ich wäre nicht da?" —

— „Sie machen mich muthlos," — sagte Martha — „Sie machen es mir unmöglich — wahr und vertrauend — wie ich es wollte, zu Ihnen zu sprechen." —

— „Sie sind sich Ihrer Macht bewußt, Fräulein von Halleck!" — entgegnete Erwin — traurig und senkte das Haupt — „Wohlan! ich werde schweigen — auch dann — wenn diese Wahrheit, dieses Vertrauen — dessen Sie mich würdig halten wollen, mich noch mehr niederdrücken sollten — als je die Lüge und der Zweifel in meine Gesinnung es zu thun vermocht hätten." —

— „Ich habe es nicht geahnt," — hob Martha an, „daß Sie die Vollmacht meiner Mutter über-

nommen haben. — Erst gestern — habe ich erfahren — daß Sie für uns eingetreten sind — daß Sie — unsere Gläubiger befriedigt haben — und daß wir — nur Ihnen, was wir noch besitzen, verdanken. — Das Gefühl — die Folgen eigener Thorheit Anderen aufzubürden, wäre mir immer ein drückendes gewesen — aber Ihnen gegenüber — ist es noch viel mehr — und so schwer es mir auch wird, es auszusprechen — ich muß es dennoch thun. Meine Mutter — durch leidenschaftliche Empfindung — verblendet und irre geleitet — hat uns beide gleich getäuscht — die Liebe des Kindes muß vergebend diese Thatsache decken — aber Achtung — Vertrauen zu Ihnen — lassen mich die Bitte aussprechen, die Folgen dieses Verfahrens nicht noch schwerer für Sie — und für mich — werden zu lassen." — Martha hielt inne — Erwin's Augen ruhten unverwandt auf ihrem Gesichte. — „Wäre es Alles — was Sie mir zu sagen hätten?" fragte er jetzt. —

Sie stutzte — „Was ich bereits ausgesprochen habe," gab sie zur Antwort — „kann Ihnen Vieles schon erklären. — Sie sind viele Tage gekommen — und ich habe ein Wiedersehen mit Ihnen gemieden. Sie haben — meine Mutter stets allein gefunden. — Obwohl Manches in Ihrem Verhalten, und die

Gemüthsverfassung, in der ich gewesen, dieses Verfahren von meiner Seite rechtfertigt, ich hätte nimmer so gehandelt — wenn die Ahnung der geschäftlichen Beziehungen — die Ihnen aufgedrungen wurden, mir nicht so ganz fremd gewesen wäre." —

— „Noch immer das Geschäft!" sagte Erwin — „doch — ich schweige — weil ich schweigend Alles zu hören versprach — Alles." — Dunkles Roth übergoß jetzt Martha's Gesicht, dann schwand es wieder und sie erwiederte mit bleich gewordenen Lippen — „Ich habe Verlangen getragen — nach dieser Unterredung mit Ihnen, Baron Horstmar — es lag mir unendlich viel daran, mich in Ihren Augen zu rechtfertigen — nennen Sie das ein Geschäft?" —

— „Dieses Wort nehme ich zurück," — sagte Erwin — „aber mich dünkt, Fräulein von Halleck — daß zwischen uns — jetzt — viel, sehr viel — Unausgesprochenes liegt". —

— „Wollen Sie mich mahnen an ein Geständniß — das ich — einst Ihnen nicht schuldig geblieben bin?" — fragte sie ernst.

— „Damals nicht — aber — jetzt." —

— „Seitdem — ist nichts anders geworden." —

— „Ich denke doch!" —

— „Ein sonderbares Verhör — Baron Horstmar,

— sehr sonderbar — es könnte mich fast bitter werden lassen. — Ich weiß es jetzt — meine Mutter — hat mich angeklagt.... Der Starrsinn ihres Kindes — sollte ihr eigenes Verfahren Ihnen gegenüber — rechtfertigen und erklären; — ich bin die Schuldige.... Meinen Sie, daß ich mich vertheidigen werde? — Nein! An mir wird's jetzt sein zu schweigen." —

„Sie thun mir Unrecht" — rief Erwin — „das Wort, das mich zu sprechen berechtigt — habe ich von Ihnen selbst vernommen — Sie haben die Erinnerung an mich, als eine unvergängliche mir zugesprochen. Nehmen Sie dieses Wort zurück — Sagen Sie mir — daß Sie mich vergessen wollen, daß Sie mich vergessen können und — ich scheide auf immer!" —

— „Ich müßte nicht — ich selbst sein — wenn ich so sprechen könnte." —

„Und dann! Warum denn dieses Halbe, das harte, despotische Schranken anerkennt! — Was Menschengeist und Gewissen auch seit Jahrtausenden in kalter Stunde gewogen haben — wie viel ein Mensch — dem Andern sein kann, — vermag doch die ganze Welt nicht zu sagen! Das ist, das bleibt ein ungelöstes Räthsel — und ich bestreite die Macht eines Gesetzes, welches der Sehnsucht nach Liebe, der vollsten

Hingabe des eig'nen Seins eine Grenze vorzuschreiben wagt. — Giebt's eine Kette, die den Strom des Lebens fesseln kann? kann es ein Wort geben, das einmal ausgesprochen, dem Verlangen des Herzens auf immer zu gebieten hat, und kalte Förmlichkeit zur Pflicht macht? habe ich es so um Sie verdient? — Sie schweigen! Sie können nicht wie sonst mir in die Augen sehen! — Ihr Blick — Ihr Gruß, seit wir uns hier wiedergefunden — ich habe sie mit mir genommen in die Oede meines Lebens. Immer wieder fragte ich mich, was dieser Blick und dieser Gruß mir sagen sollten und immer wieder mußte ich es inne werden, daß sie das Eine, was ich suche, mir nicht sagten . . . oder verstehe ich nicht mehr die Sprache Ihrer Augen und Ihr Herz ist wärmer, als Ihr Blick?" —

Martha hatte den Kopf in die Hand gestützt; aber in der Spannung, die sichtbar auf ihrer Stirn sich zeichnete, in dem festen Druck der Hand, die ihre Augen deckte, in der Haltung ihrer Gestalt lag ein sprechender Kummer. Erwin betrachtete sie, — und plötzlich schoß ein Blutstrom in sein Gesicht, und Leidenschaft malte sich in jedem seiner Züge und zerrann dann wieder in einen Blick, der alle Weichheit und Innigkeit des Mannesherzens aussprach.

„Martha", begann er mit sanfter, fast klagender Stimme: „Warum bergen Sie das Angesicht? Bei Gott — mir ist zu Muthe, als könnte ich zum Verbrecher werden für einen einzigen Augenblick, wo Sie so gut, so sonnig warm, so offen mir in die Augen sehen würden, wie sonst, wenn ich zu Ihnen kam. Sind es jene Bande, die man unlösliche nennt, die Sie schrecken? Die Sie so kalt, so anders mir gegenüber sein lassen? Oder sollte es wirklich möglich sein, daß Sie noch immer mit dem Herzen einem Manne angehören, der Ihnen — nicht ebenbürtig ist und auch Ihrer nicht werth? — Ist es wahr, daß er jetzt hier ist, und Ihre Mutter darum diesen Ort verlassen muß?" —

— „Baron Horstmar" — sagte jetzt Martha mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte — „die Beziehungen, die zwischen uns entstanden, haben mir das Bewußtsein einer Schuld gegeben. Ich habe Sie darum nicht angeklagt . . . Weder Glück noch Leid würden dankbare Erinnerung an Sie, Theilnahme an Ihrem Schicksal mir aus dem Herzen nehmen." —

— „Wenn dem so ist!" rief Erwin ihre Hand ergreifend und es zuckte wie ein Blitz in seinem Auge.

— „Wenn dem so ist," wiederholte sie schwer, „Dann fragen Sie Ihr Gewissen, ob Sie mehr von

mir fordern dürfen, mehr mir bieten dürfen, als aufrichtiges Mitgefühl! Hören Sie mich an!“ fuhr sie jetzt fort, ihre Hand zurückziehend und das Auge fest auf Erwin gerichtet: „Mein Vater hatte einst ein Wesen geliebt, das ihm in der Gesinnung gleich stand, aber den Adel der Geburt nicht hatte. Er mußte sich zurückziehen, weil unversöhnlicher Adelshaß ihm in den Weg trat, ein Haß, der in schwerem Unglück seine Entstehung und Entschuldigung hatte. Viele Jahre später, als mein Vater verheirathet und glücklich in seiner Ehe war, sah er jene Frau wieder — von Gram und Sorge gedrückt und wurde der beschützende Freund ihres Hauses. Er pflegte den sterbenden Gatten — und hat väterlich für die Wittwe und den vaterlosen Knaben gesorgt und wie er selbst dem Tode nahe war, empfahl er sie noch der Liebe meiner Mutter. Aber was mein Vater, vertrauend auf die Gefühle, die er bewährt und empfangen, vertrauend auf den Ernst der Stunde und geleitet durch Liebe für mich ausgesprochen hat, wurde unheilbringend für die Seinen. — Zerrissen wurden alle Beziehungen, schonungslos, lieblos! Auf die Vorurtheile, die mein Vater hatte beseitigen wollen, stützte sich meine Mutter und ein Gedanke beherrschte sie: ich sollte nicht dem Manne angehören, den mein Vater, wie das eigene Kind

geliebt! — — Der blinde Geist eines finstern Grolls," fuhr Martha nach kurzer Pause fort „ist mit der Liebe meiner Mutter noch verwachsen: sie lassen sich nimmermehr scheiden. Die Wünsche meines Herzens sind ermattet: an dem Hoffen halte ich nicht mehr — an eig'nes Glück glaube ich nicht mehr! Ich wünschte, Er hätte mich vergessen! . . . Ich frage Sie jetzt: wollen Sie auf meinen freudenlosen Lebensweg noch einen neuen Schatten werfen?" —

— „Thut das die Liebe?" —

— „Aber — die Schuld!" —

— „Die Schuld" — wiederholte Erwin mit Bitterkeit — „Was nennen Sie die Schuld? In der fehlenden Harmonie des Daseins entwickelt sich das Gift. Der Pulsschlag des Lebens führt es uns zu, und ist die Brust zu eng geworden für die Fülle des Stoffes — dann muß es wohl zum Ausbruch kommen und das heißt dann — die Schuld?" —

Einen Augenblick sah ihn Martha schweigend an, und dann sagte sie zögernd: „Wenn die Frau, die Ihnen zur Seite steht — Ihnen das volle Verständniß, das Sie beanspruchen, auch nicht gewährt — ich weiß nicht, ob ich's glauben soll — man hat es mir gesagt — aber auch dann: die Pflichten, die Selbstverläugnung von uns fordert, sind noch mehr ein Gebot für eine Seele wie die Ihrige."

Erwin hatte die Augen senken müssen — Edith stand da vor seinem Blick. — „Ich bitte für Sie darum“ — sprach Martha noch bewegter: „Greifen Sie nicht vernichtend, zerstörend in Schicksale, die einer uns unsichtbaren Entwickelung entgegengehen und über welche eine gerechte Vorsehung wacht.“ —

— „Der Glaube fehlt mir“ — sagte Erwin, sich erhebend.

— „Baron Horstmar,“ fiel Martha ihm in's Wort: „Die Zeit kann Vieles ändern — in uns und um uns her. Sie kann Vieles gut machen und Vieles auslöschen. Sie wissen, daß unser Vermögen zerrüttet ist. Darum verlassen wir jetzt diesen Ort. Ein Bruder meines Vaters, der bisher in unerreichbarer Ferne geweilt, ist heimgekehrt. Er ruft uns zu sich: in ihm wird meine Mutter die Stütze finden, deren sie bedarf, um ein Vermögen zu retten, dessen Erhaltung eine gebietende Pflicht für uns geworden ist. Lassen Sie uns von einander scheiden mit dem Gefühl, daß wir einander gut bleiben dürfen. Und sollte uns ein Wiedersehen noch beschieden werden — ich würde es segnen, wenn ich in Ihnen dann den Ausdruck wiederfinden würde, der Ihnen eigen war, als Sie, vom Grafen Walldorf heimkehrend, zu uns herüberkamen.“ —

Martha's Stimme war klanglos geworden, ihr

Auge naß — sie reichte Erwin die Hand: „Gott behüte Sie!“ sagte sie mühsam. —

— „Ein frommer Wunsch, der in die Zukunft schaut!“ gab Erwin zur Antwort. „Ich fühle das Weh des Abschieds, und doch — hoffen will ich, daß ich darum nicht als Verurtheilter von Ihnen gehe. Bleiben Sie mir gut! — Der Schatten, den ich auf Ihren Lebensweg geworfen, wird fortan nur auf den meinigen zurückfallen.“ — —

Wie Erwin aus dem Halleck'schen Hause hinausgetreten war, schien die Welt mit verändertem Angesicht in seine Augen zu schauen. Von dem Gefühl getragen, sie beherrschen zu können, hatte er dieses Haus betreten: jetzt war ihm, als erkenne sie in ihm einen Besiegten, als lese sie in ihm das Wort, das jene Lippen gesprochen: „die Schuld! Es loderte in seinem Herzen wieder auf: er trug den Kopf noch höher, um seine Lippen lag es herb und hart, aber in seinem Auge — still — und traurig! —

— — — — — — — — —

Zwanzigstes Kapitel.

Finstere Nacht.

Es war bereits zwei Uhr nach Mitternacht, als Erwin seiner Wohnung zuschritt. Die Straßen waren öde geworden — nur einzelne verspätete Wagen hörte man hier und dort. Erwin fühlte sich müde, der Ruhe, des Vergessens im Schlafe bedürftig. Dennoch ging er nur langsam weiter. Plötzlich blieb er stehen — in geringer Entfernung von ihm sah er sein Haus vor sich, sah drinnen einen Raum erhellt, der zu dieser Stunde längst verlassen sein mußte. — Ein unheimliches Gefühl bemächtigte sich seiner. Fragen und Antworten, wie sie Ueberraschung und Unruhe stellen, wechselten rasch mit einander und wurden beschwichtigt durch die kältere Besonnenheit, die über das Ungewohnte Herr wird. Festen Schrittes, aber

mit klopfendem Herzen hat er die Hausthüre erreicht, und war in's Vorzimmer getreten. Es war erhellt und der Diener, der auf seine Rückkehr gewartet, erwachte erst, als Erwin die Hand auf seine Schulter legte.

„Warum ist Licht im Saal?" fragte er leise. —

— „Die gnädige Frau ist noch auf!" erwiederte der Diener und blickte bei diesen Worten auf die Uhr vor ihm an der Wand. „Sie hat mich noch nicht gerufen," fügte er hinzu. —

— „Geh schlafen, Franz!" sagte Erwin — und schritt leise dem erleuchteten Raume zu. In einem weiten, mit dem Luxus des Reichthums ausgestatteten Gemache brannte eine Lampe auf dem Tische und in einem weichen Sessel daneben lag Edith zurückgelehnt. Sie war etwas zur Seite, dem Eintretenden entgegen, geneigt. Die Arme lagen ruhig, wie erschlaffende Willenskraft, die dem Einschlummern vorangegangen, sie hatte sinken lassen; der Kopf etwas nach vorne geneigt, ließ die Fülle ihres goldblonden Haares auf den dunklen Ueberzug ihres Sessels herabfallen. Ruhe und Frieden lagen jetzt auf dem schmalen bleichen Gesicht — friedlich sanft waren die Athemzüge, Augen und Lippen — so ruhig fest geschlossen, die Stirne so eben, als sei nicht einmal das Leben der Wünsche da, welches

unbewußt dem Erwachen entgegentreibt und drängt. Erwin war stehen geblieben, sein Auge war über die Gestalt hingeglitten, und hatte sich dann in die weiter liegenden Räume versenkt, als scheue er sich, diesem Bilde zum zweiten Male zu begegnen.

Geräuschlos war er vorübergegangen — da erwachte Edith, und den Fortgehenden erblickend, rief sie laut seinen Namen und stand aufgerichtet da. —

— „Warum bist du noch nicht zur Ruhe gegangen, Edith?" fragte Erwin sanft.

— „Ich habe auf dich gewartet," gab sie leise zur Antwort, während sie mit der Hand über die Stirne strich, und ihr Haar in die gewohnte Lage zu bringen suchte.

— „Aber, liebe Edith, weshalb?" —

— „Ich habe dir etwas zu sagen," sprach sie fast tonlos.

— „Das hättest du ja morgen thun können — ist Alex krank?" Es war nicht Sorge, die eine Frage stellte — die Stimme der erwachenden Sorge hat einen andern Klang. Es war Beklommenheit vor diesem Etwas, die ablenkend eine andere Antwort verlangte.

— „Ach nein!" erwiederte sie.

— „Ach nein!" wiederholte Erwin und seine sich entfärbenden Lippen versuchten zu lächeln. —

„Wäre es dir denn recht — wenn er krank wäre?“ — Jetzt sah Edith ihn an, plötzlich so fest, als hätte diese Frage ihrem Herzen Muth und Kraft gegeben, ihn anzuklagen. Ihr Blick trieb ihm das Blut zurück in's Gesicht — und da senkte er sich, wie erlöschend wieder, und sie sagte kaum hörbar: „Es ist etwas ganz Anderes — ich möchte — ich will — zu meinem Vater!“ Sie hielt inne, und während ihre großen Augen einen tief schmerzlichen Ausdruck gewannen, rief sie aus mit einer Stimme, die noch tieferes Weh verkündete: „Zurück — zurück — zu meinem Vater will ich!“ Edith barg das Gesicht in ihre Hände und schluchzte laut. —

Erwin fühlte den Boden unter sich wanken, in seiner Brust einen tiefen, schrecklichen Riß. Ihr Name drang schon auf seine Lippen, sein Herz wäre in dem einen Worte laut geworden und sie wäre versöhnt gewesen! Aber Erwin stand der Schuld noch zu nahe, um ihre Liebe anzurufen. Ihrem Recht, ihn anzuklagen, wollte er nicht wehren, ihrem Herzen — die Entscheidung überlassen. Er athmete tief auf und sprach: „Edith! habe ich jemals gegen deine Wünsche etwas eingewendet? thue wie du willst — dein Vater wird bald hier eintreffen.“

Ediths Thränen stockten so plötzlich, als sie gekommen waren. Wie beschämt durch das Bewußt-

sein ihrer so laut gewordenen Empfindung, trocknete sie schnell die Augen und reichte Erwin, ohne aufzublicken, ein Telegramm des Grafen Walldorf, der seine Ankunft auf den nächsten Tag gemeldet hatte. „Morgen früh will ich fahren, und meinen Vater erwarten," sagte sie wieder.

Noch mehr als durch die schmerzliche Lebendigkeit ihres Begehrens war Erwin erschüttert durch die Gelassenheit, mit der sie jetzt darüber sprach. Vor seinem Auge wurde es dunkel und ein Gefühl der Angst ergriff ihn, daß Edith nicht schon fortginge, nachdem sie die schweren Worte gesprochen: „Lasse deinem Vater Zeit, sich einzurichten," begann er mühsam, „warum die Eile? fahre ihm entgegen; theile ihm deine Wünsche mit." — Erwin beobachtete den Eindruck, den seine Worten machten. —

— „Das ist nicht nöthig!" sagte sie kopfschüttelnd.

— „Es läßt sich nicht so ausführen, wie du es meinst. — Dein Vater ist nicht vorbereitet, dich aufzunehmen. Du bist an Manches gewöhnt" —

— „Ich brauche nichts."

— „Es scheint dir jetzt so — du bist müde, Edith! Morgen wirst du anders denken."

— „Nein! nein!" sagte sie beklommen und hastig — „Ich kann nicht warten!" In die Augen, in den

Klang der Stimme kehrte der tiefschmerzliche Ausdruck zurück. „Ich muß fort — fort von hier, zu meinem Vater!“ Edith bedeckte wieder das Gesicht und weinte laut. — Erwin's Brust wollte zerspringen, seine Glieder zitterten. In seinen Armen lag es wie Blei: er vermochte nicht sie zu regen. Er vermochte nicht Edith zu umfassen und an sein Herz zu bringen, das reuig voll Schmerz und voll Liebe war. —

— „Laß es denn auch so sein!“ sagte er, sich abwendend. „Aber gehe zur Ruhe — auch ich fühle mich — erschöpft.“ —

„Ich gehe schon!“ — sagte Edith, wie erschreckt im Weinen innehaltend. Sie blickte nicht zu ihm auf; sie trat an den Tisch und sammelte einige Kleinigkeiten, die darauf lagen. Es geschah, wie um Zeit zu gewinnen, wie — um nicht aufzusehen, und die verweinten Augen zu verbergen. Erwin stand abgewendet still. War es sein Unmuth, als er am Morgen Edith verlassen, der so fortwirkte? — War er verrathen worden? — Konnte Edith, seine Nähe fühlend, bei ihrem Vorsatz bleiben? Würde Edith jetzt so von ihm gehen können? — Sie verließ schon das Gemach, da schaute er ihr nach, und gebot dem aufschreienden Herzen Ruhe. — Er fesselte seine Gedanken an den kommenden Morgen.

— Jetzt war er nicht frei genug von den Eindrücken des Tages — sie erregt und eingeschüchtert; — morgen mußte es anders sein! —

Die finsteren Mächte spinnen ihre Fäden fort und fort, weiter und weiter. Erwins Herz schlägt schwer und bange, aber er blickt mit Zuversicht dem neuen Tag entgegen. Das erste Morgengrauen sah Edith fertig gekleidet an ihrem Schreibtisch sitzen — sie ordnete den Inhalt der offenen Fächer und legte Briefe in eine vor ihr liegende Mappe. Sie hatte diese geschlossen und trat an einen kleinen Reisekoffer, der in ihrer Nähe stand — sie begann verschiedene Gegenstände herbeizubringen, welche zerstreut waren in drei geräumigen Zimmern, die Erwin ausschließlich für sie eingerichtet hatte. — Geschenke des Vaters, Andenken an ihre Mutter und Schwester — Kleinigkeiten aus der Kinderzeit und ersten Jugend, die sie bewahrt und stets um sich gehabt. Alles was den letzten Jahren ihres Lebens angehörte, ließ sie unberührt. Katy, die beschäftigt war das Nöthige für den kleinen Alex zusammenzubringen, beobachtete ihre Herrin mit ernsten Augen und zuckte dazwischen tief seufzend die Achseln. — Die Tageshelle hatte zugenommen, und Edith sah häufig nach der Uhr. Alle ihre Bewegungen trugen den Stempel einer ängstlichen Eile, aber kein Zug

von Leiden lag auf ihrem Gesichte — nur ein Ausdruck von Hast, der gleichsam zur Unbeweglichkeit der Leblosigkeit gespannt war. — Sie zählte die Minuten — und schien keinen Gedanken zu haben für den unheilbaren Riß, den ihre Entfernung vollziehen würde. — Katy hatte inzwischen das erwachte Kind auch schon zur Fahrt gekleidet und erhielt die Weisung, den Wagen vorfahren lassen.

— Jetzt schwand die Spannung in Ediths Augen, und ihre Gestalt schien einen Augenblick zusammenbrechen zu wollen. „Muth — Muth, Edith! schau nicht zu tief in diese Stunde — dann sinkst du hin! jetzt — schnell nur fort!" — — Sie ging in das letzte ihrer Zimmer, dort kniete sie nieder — und ein Jammergeschrei entrang sich ihrer Brust. Dann wurde sie still, preßte die Hände zusammen, und die bebenden Lippen sprachen vernehmlich die Worte: „Mein Gott! mein Gott! beschütze ihn." — Es war überwunden, die Thränen getrocknet; festen Schrittes trat sie hinaus — keinen Blick hinter sich werfend; festen Schrittes ging sie weiter. — Katy folgte mit dem Kinde auf dem Arm. Sie waren in den Wagen gestiegen: Edith hatte sich zurückgelehnt und der Wagen rollte die Straße hinab. —

Sie ahnte nicht, daß Erwin sie vom Fenster aus beobachtet hatte, daß sein Auge unverwandt ihr

gefolgt, daß er sich gewaltsam beherrscht, um nicht hinab zu eilen, um nicht den Wagen aufzureißen, um nicht sie und sein Kind in seine Arme zu schließen und wieder in sein Haus zurückzubringen. Sein Herz war heiß, sein Herz schlug stürmisch, aber ihm war es, als könnte Edith seine Kälte, seine Gleichgültigkeit, selbst seine Härte jetzt ertragen — aber — seine Liebe in diesem Augenblicke nicht mehr! als würde er sie todt in seinen Armen hinein getragen haben. — Die finstern Mächte spinnen ihre Fäden fort und fort — einem dunklen Ziele zu, und ein finsteres Ungewitter zieht sich jetzt in Erwin zusammen. Ueber die Schatten der Schuld, und diese überdeckend legt sich der heiße Schmerz der Liebe. — Auch Ediths Herz blieb Liebe schuldig! Auch Ediths Liebe — hatte eine dunkle Stunde zu erschüttern vermocht!

Während Erwin mit der Beherrschung des Mannes, aber unmachtetem Auge das Verbluten seines Herzens betrachtete, hatte Edith die für ihren Vater bestimmte Wohnung erreicht. — Sie durchschritt die Räume, in denen sie eine alte Heimath wiederfinden sollte. War denn aber dieses Haus das alte trauliche Haus, wo sie sorgenfrei gelebt — sicher vor jedem Leid? — Ach nein! das war es nicht! Edith fröstelt, sie preßt die eiskalten Hände zusammen:

„Muth — Muth, Edith! der Vater wird bald da sein! — An seiner Seite wirst du die Heimath wiederfinden!"

Sie bleibt an einem großen Schreibtisch stehen; neben dem goldnen Tintenfaß liegen Feder und Papier bereit — ein Sessel, wie ihn der Vater stets gebraucht, steht regelrecht davor. Hier hatte Erwin auch geweilt und Alles so geordnet. Ach wie todt, wie schaurig lautlos ist es hier! Edith hört die Schläge ihres Herzens. „Muth! Muth, Edith! Nur zwei Stunden, und du wirst die Stimme des Vaters vernehmen — sie wird Leben in deine erstarrende Seele zurückbringen. Hier wirst du nicht die Schritte hören, die alles Blut dir stocken ließen. — Hier wirst du nicht die Stimme hören, die in das Herz dir drang und Schmerzen verursachte. Hier wirst du dem Manne nicht begegnen, dem du lästig geworden und den du doch mit allen Kräften deiner Seele liebst! Fort! fort mit dem grausamen Gedanken, der dich wieder schwindeln macht! Vergieb ihm, daß dein Leben gebrochen, daß für dich jetzt Alles todt ist! Du bist willig fortgegangen, du hast gethan, was du noch für ihn thun konntest — Dein Anblick — wird nicht mehr ihn reizen, ihn hart, ihn unwahr sein lassen. Er kommt vielleicht zur Ruhe — und sieht es ein — wie du ihn liebst.

— Trage deine Liebe dem Vater jetzt zu: er bedarf auch des Trostes. Muth! Muth, Edith — lebe für den Vater — lebe für dein armes Kind!" —

Ediths Auge trübt sich, sie neigt sich zu dem Knaben, der an sie herangelaufen. Sie küßt seine Stirne — „Mein Alex — bald ist Großpapa hier!" Mehr kann sie nicht sagen, die Stimme, der Athem — sie stocken. Sie läßt das Kind und geht weiter. Hier ist des Vaters Schlafgemach: dunkle Vorhänge dämpfen das Licht, ein weicher Teppich deckt den Boden — sie hört die eigenen Schritte nicht mehr. In einem der Nebenzimmer wird sie ihre Schlafstätte bereiten lassen, um der Nähe des Vaters sich stets bewußt zu bleiben. —

„Wie wird dir, Edith? Edith! was hast du gethan? dein Leben war jetzt Qual — aber du warst ihm nahe! die endlosen Stunden des Harrens, der Sorge — was war es, das sie dir noch tragen half? das Hoffen, die Zuversicht, er müßte doch kommen. — All deine Schmerzen, sie waren ja Leben! Du hattest ihn, auch wenn sein Herz nach dir nicht fragte. Wirst du es ertragen, ihn nicht mehr zu sehen? Er wird nicht kommen, dich hier zu suchen, und wenn die Sehnsucht dich erfaßt, das fühlst du jetzt — keine Macht der Erde wird dich zu ihm führen! Edith, Edith! was hast du gethan?" — Sie eilt hin-

aus ins Helle: ein Sonnenstrahl dringt ihr entgegen — er erwärmt sie nicht, sie fühlt ihn brennen in ihrem Hirn!

„Fort! fort! Edith! dem Vater entgegen — hier hältst du es allein nicht aus. — Katy! schnell einen Wagen! oder nein — nein — gehe jetzt nicht fort — lasse mich nicht allein!" — und Katy, die herbeigekommen, sieht, wie Edith wankt, wie Todesblässe ihr Gesicht überzieht. Sie neigt die zusammenbrechende Gestalt auf einen Sessel — „Mein Gott, mein Gott," ruft sie aus, „Wer hilft mir hier?" — Das Kind ist erschreckt, läuft weinend zu der Mutter: da öffnet Edith wieder die Augen und richtet sich auf. — „Muth, Muth, Edith! Dein Kind ist ja da — dein armes, liebebedürftiges Kind!" — „Mein Alex," spricht sie fast tonlos — „Weine nicht" — sie stützt ihre Stirn an das Köpfchen des Knaben, und jetzt fließen ihre Thränen. —

Oh! wenn der Vater nur käme! Sie blickt hinaus auf die Straße, sie blickt auf die Uhr. — Was ist dir, Edith! heute? bist du nicht lange schon so ganz allein gewesen? und du hast es ertragen. Warum erdrücken dich diese Räume? weil Keiner da ist, an dessen Brust du sinken könntest? Ist es der Schmerz der Trennung, der dir das Herz zusammenschnürt? oder straft dich dein Gewissen? Sei ruhig,

Edith! — der Vater wird kommen. — Er wird sagen: „Meine Edith!“ — dann wird es still, dann wird es klar in dir ... Sei ruhig! Gott ist barmherzig. Die Sünde, die Schuld — Oh, so grauenvoll! — Gott wird dich, arme Seele, davor hüten.“ — Edith sieht mit den großen so traurig blickenden Augen um sich, und sucht jetzt die Gewohnheiten des Vaters sich in Erinnerung zu bringen. Erwin, der die Wohnung eingerichtet, kennt sie nicht wie sie: „Hier, Katy,“ spricht sie — „rücke den Schachtisch näher zum Kamine und mache auch Feuer an.“ Bald praßelt die Flamme und Alex schlägt munter lachend in die Hände. Mit festeren Schritten geht Edith wieder durch die Räume, sie findet hier und dort Manches zu ändern. Dann steht sie wieder still und blickt auf die Uhr — das blasse Gesicht wird noch bläßer. — Nur einige Minuten bis zur Ankunft des Zuges, und dann noch wenige Minuten und sie hat ihren Vater wieder. — Welch' ein Wiedersehen! das Herz fängt mächtig an zu schlagen. Er wird das Schmerzliche mit keinem Wort berühren: er wird verstehen ohne Worte, was er erfahren soll — aber in seinem Herzen? Oh, wie wird der Gram tief greifen: Armer Vater! Edith zittert — Katy hat das Kind ans Fenster gesetzt — und mustert die Vorüberfahrenden ... Jetzt

— noch weit — hört sie einen Wagen kommen, das kann kein Miethkutscher sein, das klingt ganz anders. — Auch Edith hört es... Es ist der gleichmäßige Hufschlag großer feuriger Pferde: das ist das ebenmäßige Rollen eines gutgefügten Wagens. Er kommt näher, immer näher, dann hält er still. — „Das ist der Großpapa," ruft Katy und schaut mit dem Kinde hinaus. —

Edith steht unbeweglich, sie hört Schritte auf der Treppe — sie hört das Hereintreten und regt sich nicht! Katy's Geschwätzigkeit hat jetzt inne gehalten, sie sieht erwartungsvoll zu Edith herüber, und mit großen fragenden Augen blickt das Kind auf die Thüre. Da werden ein paar Worte mit tiefer klangvoller Stimme im Nebenzimmer gesprochen, und Edith stürzt hinaus — in die Arme ihres Vaters.

— „Meine Edith!" Mit diesen Worten umschlang Graf Walldorf seine Tochter, während der Diener den Mantel von seinen Schultern abnahm. Edith schluchzte an dem Herzen ihres Vaters — dieser hielt sie fest an sich gedrückt. —

— „Edith!" sagte er dann — „Edith!" — wiederholte er.

— „Papa! Ich bleibe ganz bei Dir" — sprach sie mit erstickter Stimme.

— „Bleibe bei mir, Edith!“ —

Die Worte klangen liebewarm, ruhig und fest: jetzt wurde die Tochter still. — Noch wenige Secunden, — und sie erhob zu ihm das Antlitz, ein Lächeln erhellte ihre Züge — sie hatte ihm das Schwerste gesagt, und dennoch — er sah sie an, als hätte sie seinem Herzen nicht wehe gethan. — Edith rief ihren Knaben herbei und bald schien sie keinen anderen Gedanken mehr zu haben, als den Vater mit ihrer Liebe zu umgeben, es ihm heimisch werden zu lassen in diesen neuen Räumen, in welche sie das Düster ihres Schicksals gebracht hatte. Das Bemühen, ihm dieses Bewußtsein fern zu halten, beherrschte ganz ihr Wesen. Sie ließ sich Manches erzählen und hörte aufmerksam zu, wie sie es sonst gethan hatte, wenn Walldorf nach der ermüdenden Arbeit im Staatsdienste an ihrer Seite Erholung gesucht hatte. —

So war es Abend geworden — das Kind schlief; Die Lampe brannte auf dem Tisch — Vater und Tochter saßen neben einander.

— „Papa!“ sagte jetzt Edith — „darf ich die Lampe dort auf jenen Tisch stellen?“

— „Thu es, Edith!“ — Sie trug sie fort, kam wieder und setzte sich dicht an des Vaters Seite. — Der Lichtschein fiel auf seine Züge, die ihrigen

blieben im Schatten; sie nahm seine Hand und küßte sie. — — „Edith! du hast mir etwas zu sagen," begann der Graf. —

— „Ja, Papa! — Eine Bitte habe ich auszusprechen." —

— „Was soll ich thun?"

— „Schreibe Erwin: sage ihm, ich grolle ihm nicht, ich bleibe ihm gut mit meinem ganzen, ganzen Herzen. Ich komme zu ihm, wenn er mich rufen wird. Und dann — dir wird es leicht sein, von ihm zu hören — versprich mir, was auch von ihm zu deiner Kenntniß gelangt, mir mitzutheilen, ob es mich erfreuen darf, oder schmerzlich berühren muß. Gleichviel! — ich habe viel Kraft — es wird dich nicht reuen, wenn du meine Bitte erfüllst." —

— „Ich verspreche es dir, Edith!" — Sie küßte wieder seine Hand — er drückte sie fest an sich. Dann nach einer Pause hob sie von Neuem an — „Ehe ich den schweren Entschluß faßte, habe ich an dich gedacht — und jenes Buch befragt, welches du mir gegeben, als ich dein Haus verließ. — Ich grolle nicht, Papa, ich habe das Unrecht mit ganzem Herzen schon vergeben. — Aber wachsen soll es nicht durch meine Nähe; — die Frau, die er liebt, bin ich jetzt nicht." — Graf Walldorf schloß jetzt sein Kind noch fester in seine Arme. Sie weinte still an

seiner Brust. Er suchte nicht ihren Thränen Einhalt zu thun; er tröstete nicht, er blickte traurig in den Raum. — Auch sein Auge war naß. —

— „Papa!“ sprach Edith wieder — „Vergieb mir den Schmerz, den ich dir mache. Wenn ich Unrecht gethan, ich wußte es nicht. — Vergieb es mir — und sage, wie ich sein soll. Gott ist barmherzig: es wird vielleicht noch Alles gut! Hoffe es — Papa! und hilf mir auch hoffen.“ — Sie blickte jetzt zu ihm empor — ihr Gesicht war von Thränen naß, aber es lag doch ein Sonnenlicht in ihren Zügen. Diesen Ausdruck im Auge der verlassenen, verrathenen Frau konnte Walldorf kaum ertragen — der Klang der Worte, die er sprechen wollte, erstarb auf seinen Lippen. Edith sah es und mit jener eig'nen Macht des Herzens, die einer gewaltigen Schmerzbewegung, sei es aus Mitgefühl oder durch den Trieb der Selbsterhaltung zu gebieten vermag, kam sie dem Vater zu Hilfe. — Sie stand auf, sie brachte die Lampe zurück, legte einen Lichtschirm darüber, drückte dann einen langen Kuß auf die Stirne des Vaters — und ließ ihn allein. —

Graf Walldorf saß noch lange, in tiefes Sinnen versunken. Dann ging er an seinen Schreibtisch und schrieb. Dem gerufenen Diener übergab er

einen Brief für Erwin, der diesem am nächsten Morgen gebracht werden sollte. —

— — — — — — — — —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Agnes.

Kaum eine Stunde, nachdem Edith ihr Haus verlassen hatte, war Erwin nach Dornfeld abgereist. — Dr. Bernhard, der ihn sprechen wollte, erfuhr Solches von dem ihn abweisenden Diener, und brachte diese Nachricht zu Verneck, der gemüthlich plaudernd am Theetische saß.

— „Möglich!“ — hob Verneck jetzt an mit ernstem gedankenvollem Ausdruck — „Ich will die finanzielle Krisis nicht bestreiten, sie mag eingetreten sein — indessen, sie ist nicht die Veranlassung seiner Abreise gewesen. Er wäre zu mir gekommen, hätte mit mir Rücksprache genommen.“ —

— „Armer Horstmar!“ sagte Adda — „Er sah so melancholisch aus, und so herzensgut dabei, als

er zum letzten Male hier war. — Mir thut er leid, und ich vertheidige ihn immer" — fuhr sie fort, den schwarzäugigen Doctor freundlich anlächelnd.

— „Das finde ich sehr natürlich" — entgegnete Bernhard gleichfalls lächelnd: „Baron Horstmar erfreut sich der Gunst aller Frauen."

— „Seine Heirath war für ihn ein Unglück," begann Verneck wieder — „Unter dem Einfluß des Augenblicks und in den Nebeln idealistischer Anschauungen, die für die Wirklichkeit nicht passen, hat er sie beschlossen und geschlossen, und wenn wir gerecht sein wollen, dürfen wir nicht übersehen, daß der confessionelle Unterschied in seine Ehe ein Unbehagen hineingebracht haben mag." —

— „Aber Adolf!" fiel Adda ein — „mit Martha Halleck würde solches auch der Fall gewesen sein." —

— „Durchaus nicht, liebe Frau! — Da kann er vollständig vergessen werden. Bei dem Nimbus dagegen, der die Gräfin Walldorf umgiebt, wird man häufig daran gemahnt. Jeder religiöse Act, an dem sich selbige betheiligt, erinnert ihn daran."

— „Aber Adolf! was kann die arme Frau dafür?" —

— „Gar nichts! — Trotzdem bringt das Mißverständnisse in die Ehe." —

— „Ist eine Scheidung so ganz unmöglich?“ fragte jetzt Bernhard.

— „Nicht so ganz,“ entgegnete Verneck, „und bei der Stellung, die der Vater der Baronin einnimmt, ist manches leichter durchzuführen. Doch — obwohl eine Scheidung die Frau, die Horstmar leidenschaftlich liebt, ihm sicher in die Arme führen würde, so zweifle ich daran, daß er je Energie genug bewährt, um den Grafen zum Handeln zu bringen.“

— „Sage das nicht“ — versetzte Adda, den Kopf ungläubig schüttelnd — „die Frau, die Horstmar leidenschaftlich liebt, wird, glaube ich, seine Gefühle nicht erwiedern.“

— „Sie ist eine ganz ungewöhnliche Erscheinung,“ fiel Verneck lebhaft ein — „eine interessante Persönlichkeit, die einen Mann wohl reizen kann, sie zu besitzen, und allerdings nicht zu den Wesen gehört, die leicht gewonnen werden.“

— „Aber Adolf!“ unterbrach ihn Adda mit einem schmollenden Gesicht — „Du läßest dich ja ganz hinreißen von deiner Schwärmerei für Fräulein von Halleck.“

— „Glaubst du wirklich?“ sagte Verneck lächelnd und zog seine Frau an sich heran. —

— „Habe ich nicht Recht, lieber Doctor?“ fragte Adda erröthend und den Armen ihres Gatten einen

kleinen Widerstand leistend: „Zu welcher Gattung Wesen wirst du mich wohl zählen?“ fuhr sie dann neckend fort und sah dabei dem freundlichen Gatten in's Gesicht. Statt aller Antwort küßte Verneck den grollenden Zug von ihren Lippen hinweg und Adda sah so viel Liebe in seinen Augen, daß sie mit dem Bewußtsein eines schattenlosen Glückes zu necken und zu schelten fortfuhr. —

Am nächsten Tage war die Ankunft des Grafen Walldorf, Erwin's Abreise und Edith's Zurückbleiben in dem Hause ihres Vaters Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung in den höheren Kreisen der Gesellschaft. Die verschiedensten Vermuthungen wurden theils als solche, theils als unumstößliche Wahrheiten besprochen. Einige meinten, der Baron Horstmar stehe nicht gut mit seinem Schwiegervater; Andere, seine Vermögensverhältnisse seien in bedenkliche Verwirrung gerathen. Es fehlte auch nicht an Stimmen, die flüsternd jedem willigen Zuhörer von einem Liebesverhältniß zu Fräulein von Halleck erzählten — und dabei dringend zur Verschwiegenheit mahnten. Endlich gelangte diese Neuigkeit auch in den sonnigen Salon von Frau von Halleck und machte Mutter und Tochter gleich betroffen. —

Die Reise nach P., die Frau von Halleck beschlossen hatte, war als ein tiefes Geheimniß bewahrt

worden. — Martha hatte Solches nicht gut begreifen können, aber dem Willen ihrer Mutter sich gefügt — welche Aufrechterhaltung des Kredits, Verfolgungen der Gläubiger als gebietende Veranlassungen zu ihrer Vorsicht hingestellt. — So hatte Friesen, der häufig Frau von Halleck besuchte, keine Ahnung von ihren Reiseplänen; eben so wenig Agnes, die zwei Mal wöchentlich zu Martha kam.

Der Tag der Abreise war festgesetzt — das Gewand, in welchem diese Nachricht unter die Menschen kommen sollte, mit Umsicht vollendet, als Frau von Halleck von den vielbesprochenen Neuigkeiten hörte, und dadurch eine gedankenvolle Pause in die still vor sich gehenden Vorbereitungen zum Aufbruche eintrat. — Am nächsten Morgen brachte der Postbote einen schwarz gesiegelten Brief, den Frau von Halleck erbleichend und mit zitternden Händen erbrach. — Der Bruder ihres Mannes war plötzlich gestorben — und alle Aussichten, eine Hilfe in seinem bedeutenden Vermögen zu erhalten, gänzlich geschwunden. Advocat Verneck wurde beschieden, und in der langen Unterredung, die Frau von Halleck mit ihm hatte, gewann diese die Ueberzeugung, daß sie für den Augenblick vor ihren Gläubigern durch Horstmar gesichert sei, aber keine neue Hilfsquelle sich finden lassen würde, um den Bedürfnissen ihres Lebens zu genügen.

Frau von Halleck war tief erschüttert und vollständig niedergeschlagen. — Die unabweisbare Unmöglichkeit, ihren Hausstand in gewohnter Weise fortzuführen, stand endlich da. Sie war gezwungen, sich auf ihr Landgut zurückzuziehen. Sie mußte der Möglichkeit gewärtig sein, ihre Besitzung verkaufen zu sehen, sie mußte darauf bedacht sein, ein Geringes für sich und ihre Tochter sicher zu stellen. — Die energische, kluge und thatkräftige Frau stand lange sinnend und prüfend vor diesem grauen lichtlosen Bilde, und da plötzlich schien das dunkle Feuer ihrer Augen einen Funken hineinzuwerfen, dieser zum Lichtpunkt zu werden, zu wachsen — je länger sie denselben betrachtete und endlich hatte das dunkle Zukunftsbild — einen schwachen Lichtschein gewonnen. —

Frau von Halleck hatte in Erfahrung gebracht, daß Walldorf einen Urlaub bis zum Frühjahr genommen, mit der Absicht nach Dornfeld zu gehen, jetzt aber beschlossen in R. zu bleiben. —

Martha sollte nicht nach Lilienthal! — Sie sollte einstweilen zurückbleiben! — und zwar im Hause Walldorfs. Diese Thatsache mußte, in dem Falle, daß eine Vereinigung zwischen Horstmar und seiner Gattin erfolgen sollte, die Verläumdungen der mißgünstigen Welt vernichten und Martha's Zu-

kunft vor dem Streiflichte dieser Gerüchte schützen und reinigen. — Im entgegengesetzten Falle, wo Horstmar's Leidenschaft zu gewaltig geworden, um den Mahnruf der Pflicht zu beachten, mußten Martha's Stellung und ihre Beziehungen zu seiner Frau diese Leidenschaft steigern. So oder anders — Horstmar blieb der sicherste Schutz gegen Walther und konnte mehr als alles Andere in Martha den Entschluß herbeiführen und zur Reife bringen, für sich und Andere einem Leben voll qualvoller Unruhe durch eine Heirath zu entfliehen. —

Frau von Halleck hatte einen Entschluß gefaßt und ging mit Umsicht und Vorsicht an's Werk. — Zum ersten Male sprach sie mit Friesen über das Sorgenvolle ihrer Lage; — sie stellte diese noch weit schlimmer hin — als sie in Wirklichkeit war und der gutherzige alte Herr, der schon durch Horstmars Verfahren sehr niedergedrückt war, ließ jetzt den Kopf vollständig hängen, als auch Martha's Zukunft so umwölkt vor seinen Augen dastand. —

Frau von Halleck sprach mit jener Aufrichtigkeit, die Wahrheiten ausspricht, um andere Wahrheiten zu decken, sie sprach mit jener Klugheit, die Lüge ausstreut, damit Wahrheit unwillig aufflackere und das Ungemüthliche der Ungewißheit schwinden lasse. — So gewann sie bald die Ueberzeugung, daß weder

Walldorf noch Friesen den Gegenstand von Horstmar's Liebe kannten. Jetzt klagte Frau von Halleck über die peinlichen Zustände, denen sie in Lilienthal die Stirne bieten mußte, und malte diese mit den Farben ihrer Phantasie grell und lebendig aus. Dann sprach sie über Martha's schwankend gewordene Gesundheit, über den Wunsch, sie jetzt der Wachsamkeit des sie behandelnden Arztes nicht zu entziehen. Sie musterte mit laut werdenden Gedanken den Kreis ihrer Bekanntschaft in der Stadt und verstand es bei jedem einzelnen Hause auf die Unmöglichkeit, Martha dort zu lassen, hinzuweisen. — Endlich wagte sie die Frage, ob eine liebenswürdige, selbstvergessene Hausgenossin — wie ihre Tochter eine solche sein würde, der Baronin Horstmar nicht willkommen wäre? — Der alte schweigsame Herr schüttelte wehmüthig den Kopf: aber dieser Gedanke zog nicht an ihm vorüber: in ihm lag etwas, was den warmfühligen Greis zu fesseln begann. Hatte doch schon Friesen oft daran gedacht, daß auch Martha ein besonderes Herzleid haben müße, daß die Mutter das holde Mädchen nicht verstände, und bei aller Liebe für die Tochter dieser doch das Leben schwer mache. Friesen wurde es förmlich wohl um's Herz, als er sich Martha in dem Walldorf'schen Hause, neben der armen Edith dachte und der Gefahr ent-

rückt, nach Lilienthal verbannt zu werden an die Seite einer sorgenvollen und ruhelos geschäftigen Frau. —

Die umsichtige Mutter sah ihre Wünsche schnell in Erfüllung gehen. — Nachdem Friesen dem Grafen von Martha erzählt und das Sorgenvolle ihrer Lage unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihm anvertraut hatte, erhielt er den Auftrag, Frau von Halleck zu bitten, Martha bei Edith zu lassen. Walldorf war um so mehr geneigt gewesen, Friesens Wünschen entgegenzukommen, als seine Zeit auch während seines Urlaubes durch wichtige Arbeiten in Anspruch genommen, und Edith eben so wohl in der Nähe Martha's, als in dem Bewußtsein, dieser einen Dienst zu erweisen, manches Wohlthuende finden würde.

Martha war betroffen gewesen über den Vorschlag ihrer Mutter. Sie war zurückgeschreckt vor dem Gedanken, aber es währte nicht lange und sie hatte eine entschiedene Zusage gegeben. Unter dem Vorwande von Unpäßlichkeit wurde jetzt Niemand mehr empfangen, selbst Agnes hatte keinen Einlaß gefunden. — Mutter und Tochter verbrachten einige Tage in völliger Zurückgezogenheit — allein mit einander.

Endlich am nächsten Morgen sollte Frau von Halleck nach Lilienthal abreisen und Martha gleichzeitig von ihrem Hause scheiden, und in jenes eintreten,

wo sie so ganz neue Pflichten zu übernehmen sich entschlossen und Eindrücke empfangen mußte, die sie immer wieder in Gedanken abwog und deren Schwere sie immer nicht festzustellen vermochte. — Während heute bei ihrer Mutter die verschiedensten Menschen noch ein- und ausgingen und Frau von Halleck durch Liquidirung von Rechnungen und Vorbereitungen zu ihrer Abreise ganz in Anspruch genommen war, hatte sich Martha in ihrem Zimmer ebenfalls zum Fortgehen gerüstet. — Alles, was sie an Werthsachen besaß, hatte sie so eben in ein besonderes Kästchen zusammengelegt und verschlossen, als leise an ihrer Thüre geklopft wurde und gleich darauf Agnes hereintrat.

— „Heute ohne Anmeldung!" rief diese munter — „Ich komme, Liebste, um zu hören, wie es Ihnen geht."

— „Sie haben doch meinen Brief erhalten?" fragte Martha.

— „Ich habe nichts erhalten, aber jedenfalls da bin ich; eigene Herzensunruhe trieb mich her. Aber was geht hier bei Ihnen vor? Der steife Diener stand nicht auf seinem Posten, — zwei ganz unaristokratische Gestalten sah ich durch den Salon zu Ihrer Mutter gehen und Sie selbst scheinen doch auch in ernster Thätigkeit?" — Agnes sah jetzt scharf und

forschend Martha an und fuhr dann ernst werdend fort: — „Ich hörte, Sie wären krank, hätten deshalb die Stunden bei mir ausgesetzt. Aber Krankheit ist es nicht allein, ich sehe mehr als das — liebste Martha — sagen Sie mir doch, was ist hier vorgefallen?“ — Agnes hatte so sprechend Martha nach sich gezogen und sie genöthigt, neben ihr auf einem Sopha Platz zu nehmen. — „Ich hatte Ihnen Alles geschrieben“ — erwiederte Martha mit erstickter Stimme.

— „Aber ich habe nichts erhalten, Liebste!“ und Agnes blickte im Zimmer umher, als suche sie da eine Erklärung zu finden — „Es sieht mir hier aus, als ob Sie auf Reisen gingen“ — begann sie wieder mit einem Ausdruck des Schreckens in den Zügen: „Sie verlassen doch nicht diesen Ort?“ —

— „Ich? — Nein — nur dieses Haus.“ —

— „Und warum? und wohin?“ rief Agnes wieder munter werdend — „bei Gott, liebe Martha, mir zerspringt das Herz vor Ungeduld und Neugierde. Ich erkenne Sie nicht mehr: was hat Sie so weich gemacht?“

— „Liebe Agnes,“ sagte Martha, ihre Bewegung gewaltsam niederdrückend — „Ich bin nicht krank gewesen, aber viel Leid ist über mich gekommen. Meine Mutter hat sich gezwungen gesehen, lange

Zeit den Schein zu wahren, damit die Wahrheit durch das Gerede nicht entstellt werde. Wir sind dieses Anderen schuldig, aber ich habe meiner Mutter gesagt, daß ich für Ihre Verschwiegenheit einstehe und Ihnen das Wahre mittheilen würde. — Wir sind so verschuldet, daß wir unsern Hausstand hier aufgeben müßen. — Meine Mutter tritt morgen ihre Reise nach Lilienthal an, um dort für die Rettung unseres Vermögens zu sorgen. Unter all' den Schulden — ist eine" — fuhr Martha zögernd fort — „die mir — besonders schwer auf dem Gewissen lastet — es ist das Kapital, welches Professor Ehrhard meinem Vater gegeben." —

— „Oh, Martha!" — sagte Agnes tonlos — „Ich begreife Sie jetzt. Ich fasse Sie jetzt — Oh wie Vieles wird mir jetzt klar!"

— „Liebe Agnes!" begann Martha wieder — „ich habe eine Bitte an Sie zu richten."

— „Für Sie, Liebste, gehe ich durch Feuer und Wasser — das wissen Sie — nun, was soll ich thun?"

— „Da ich zu der Professor Ehrhard nicht gehen kann" — begann Martha.

— „Aber warum denn nicht?" fiel ihr Agnes ins Wort — „Unter solchen Umständen hätte es wohl geschehen müssen. Die Frau dürfte Ihrer

Mutter und Ihnen böse werden. Zum wenigsten sie aufzusuchen wären Sie verpflichtet gewesen. Ich fasse jetzt die Schwermuth in dem Wesen des Sohnes" — fuhr Agnes fort — „diese prächtige Menschenseele kann es wohl begreifen, daß Frau von Halleck Capital und Zinsen seiner blinden Mutter schuldig bleibt, aber nicht, daß Sie, Martha, auch dann noch diese Mutter so vernachläßigen können."

— „Ich darf nicht hingehen" — sagte Martha beklommen — „Sie müssen es glauben, auch wenn Sie es nicht verstehen können, und Sie müssen für mich hingehen. — Hier, Agnes," sprach sie weiter, indem sie aufstand und ihr Schmuckkästchen brachte: „Hier ist Alles, was ich in diesem Augenblicke besitze: machen Sie es erst zu baarem Gelde und dann bringen Sie es hin. Der Erlös dieser Sachen wird glaube ich mehr noch betragen, als die Rente, die meine Mutter nicht zahlen kann. Ich weiß, daß Frau Ehrhard der Geldmittel jetzt sehr bedürftig ist — ich habe es ja von Ihnen gehört — und ich durfte es damals nicht sagen, daß wir die Schuldner sind! Geben Sie ihr die Ueberzeugung, Agnes, daß unsere Verpflichtungen ihr gegenüber mir schwer auf dem Gewissen lasten, daß meine Freude groß sein wird, wenn ich mir werde sagen können, daß die Sorgen, die unser Verschulden ihr zugeführt,

wieder geschwunden sind und daß ich nicht ruhen würde, bis unsere Schuld getilgt ist." —

Ein schmerzlicher Ernst — hatte die sprudelnde Lebendigkeit aus Agnes' Zügen verdrängt. Sie nahm das Kästchen und sagte mit feuchtem Auge — „Ich möchte vor Ihnen niederknien, Martha, mir bewußt werdend, daß ich nicht werth bin, Ihre Hände zu küssen — und dennoch, während ich Sie bewundern muß, fühle ich, daß Sie mir Schmerz bereiten, — daß ich in Ihnen etwas, was Liebe ist, — vermissen muß; daß mein Herz warm und stürmisch schlägt — während das Ihrige aussetzt, und Schläge schuldig bleibt! — Ja, weiß Gott! — ich vermag Sie seit einiger Zeit nicht mehr so wiederzufinden, wie zu Anfange unserer Bekanntschaft und doch! ich suche Sie nur auf jenen Bahnen — wo das Gute und Reine mir entgegenleuchtet."

— „Oh, Agnes!" erwiederte Martha: „Richten Sie nicht! Im menschlichen Herzen sind Tiefen, die dem Auge zu fern liegen, um auf ihren Grund zu dringen — und unter dem Sichtbaren — spinnt sich das Unsichtbare in den Schicksalen des Lebens. — Wir ringen oft mit unsichtbaren Mächten und ob wir siegen oder vom Verhängniß besiegt werden, ist eine Frage, die dann erst eine Antwort findet, wenn das Eine oder das Andere bereits geschehen

ist. Machen Sie mir das Herz nicht noch schwerer, Agnes, ich glaube, daß ich nichts verschuldet habe." —

— „Kein Wort mehr! sage ich, Liebste!" rief Agnes — ihre gewöhnliche Munterkeit wieder gewinnend — „Ich hoffe, ich schwaches Menschenkind werde Sie dereinst verstehen lernen — und einstweilen will ich mich in Geduld und Schweigen fassen. Doch wohin geht es denn mit Ihnen? Welchem Hause wird das Glück zu Theil, Sie unter seinem Dache zu bergen?"

— „Ich, Agnes, ich gehe zum Grafen Walldorf in's Haus."

Agnes stutzte und horchte auf — „Was werden Sie dort bei dem großen Herrn, der doch, so viel ich weiß, allein ist?" fragte sie.

— „Er ist jetzt nicht allein — die Tochter ist bei ihm."

— „Die Tochter? — er hat ja nur eine?"

— „Diese Eine — ist eben jetzt beim Vater — die Baronin Horstmar."

Ein düsterer Ernst legte sich jetzt auf Agnes' Züge, so düster als ob tausend und abermals tausend bittere Gedanken zu einem großen Ganzen geworden und sich jetzt, gleich einer dunklen Wolke, auf ihr Gesicht niedergesenkt hätten. Martha war be-

troffen — „Haben Sie jemals in Beziehungen zu der Baronin Horstmar gestanden?“ sagte sie.

— „Nein! ich habe sie nie gesehen. — Dieser Name,“ fuhr Martha fort, „scheint einen besonderen Eindruck auf Sie zu machen?“

— „Das läugne ich nicht! Wenn ich diesen Namen höre, flieht der Friede aus meiner Seele — und ich muß lange arbeiten — bis ich — ihn wieder gewinne.“

— „Aber, Agnes, warum? fragte Martha, ihre Hand ergreifend — „Haben Sie etwas von dieser Frau gehört. Sagen Sie es mir, ich muß jetzt für sie leben.“

— „Ich habe nie nach dieser Frau gefragt,“ erwiederte Agnes — „und nichts von ihr gehört, als daß sie nicht glücklich sei, und ich dankte Gott, daß ihr der rechte Lohn für ihre Thorheit geworden ist.“

— „Für welche Thorheit, Agnes?“ —

— „Für die Thorheit, einen Mann zu heirathen, wie Erwin Horstmar es ist, für die Thorheit, zu glauben, sie werde Glück in seiner Liebe finden.“ — Wie Agnes so sprach, hatten ihre Augen einen unheimlichen Glanz. —

„Kennen Sie denn den Baron Horstmar?“ fragte Martha.

— „Nein! aber ich verachte ihn! Ich könnte sagen, ich hasse ihn; Aber, Martha," fuhr Agnes fort — mit einer Stimme, die plötzlich ihren Klang verlor — und etwas Weiches, Schmerzliches gewann: „Was ging jetzt in Ihrem Herzen vor? Warum dieser Blick in Ihrem Auge? Warum diese Farbe auf Ihren Wangen?"

— „Gewiß Agnes — und ich bin berechtigt dazu, denn ich kenne ihn genau!" — Agnes erstarb das Wort auf den Lippen. „Horstmar," fuhr Martha fort — „ist ein edler Mensch, der sehr hoch steht, zu hoch, um glücklich zu sein, wie es Viele sind — aber noch zu sehr unterworfen einer ungebändigten Natur, um immer einen Halt zu haben. Er ist ein Mann, der mehr als viele Andere gerechte Ansprüche erheben kann an unser Mitgefühl und an die Milde unseres Urtheils. Warum sehen Sie mich so starr, so düster an? — Sie haben viel Böses über ihn gehört? Sind Sie darum schon berechtigt, Alles zu glauben, ihn zu verachten, ihn zu hassen?" —

— „Oh könnte ich weinen! — nur weinen!" — rief Agnes, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend. —

— „Agnes!" sagte Martha — „Sie erschrecken mich — was ist es, das Sie so in Aufruhr bringt?" —

— „Und soll man da an einer gütigen Vorsehung nicht zweifeln?“ erwiederte Agnes, ihr Gesicht noch immer in den Händen bergend — „Das Laster siegt — die besten Herzen dienen ihm — und die Tugend, der wahre Seelenadel, ja, — die sind geboren zum Leiden, zum Dulden, — zu einer ewig ungestillten Sehnsucht.“

— „Mein Gott! Agnes! sprechen Sie, daß ich Sie fassen und verstehen kann. Was sollen diese Worte sagen?“ —

— „Daß eine dämonische Kraft in diesem Menschen liegt“ — erwiederte Agnes, sich aufrichtend — „daß auch Sie, Martha, geblendet und bethört werden. Der Tag wird kommen, die Stunde wird schlagen, wo Sie mich fassen werden. Warum ich ihn hasse, warum ich ihn verachte, habe ich noch niemals ausgesprochen. — Ich werde Ihnen nur dieses Eine sagen. Ich hatte einmal einen großen Schmerz — so groß, daß mir der Wahnsinn nahe war. — Seitdem sind Liebe und Haß unzertrennlich in mir, denn meine Liebe ist Haß und mein Haß ist Liebe!“ —

Die Ruhe, mit der Agnes jetzt gesprochen, hatte Erhabenes und Ergreifendes — es lag eine schmerzliche Wahrheit in ihren Worten. Martha mußte wie beschämt die Augen senken: mit klopfendem

Herzen sah sie zu Boden, während Agnes mit ernstem Blick sie betrachtete ... „Wir wollen nie mehr darüber sprechen." — begann Agnes nach einer Pause — „Gott beschütze und behüte Sie, Martha, aber hüten Sie sich auch." —

— „Vergeben Sie mir, Agnes," rief Martha bewegt — „vergeben Sie mir .... Ohne es zu wollen, ohne es zu ahnen, habe ich Ihnen Schmerz bereitet."

— „Lassen Sie es nur gut sein" — sagte Agnes — „ich, arme Gouvernante, habe ein zähes Leben, kann manches schon vertragen, sonst — sonst stände es schlimm mit meinen Lieben! und nun lassen Sie mich wieder gehen .... Ich bin doch jetzt ungenießbar geworden, ich ziehe ins Joch zurück — dort werde ich mürbe und gescheidt."

— „Nein, Agnes!" bat Martha — „bleiben Sie noch — so kann ich Sie nicht von mir lassen." —

— Es muß sein, Liebste, — ich habe nur zwei Stunden Urlaub bekommen und habe ein gutes Stück zu gehen. — Morgen habe ich meinen freien Tag" — fuhr Agnes fort — die Worte schwer betonend — „dann geht es zu Frau Ehrhard. Die blinden Augen sehen nicht — ich sorge für Manches dort im Hause, und in dem Stübchen, wo der Sohn für das tägliche Brot arbeiten muß. Ich helfe ihm

auch zuweilen, das junge Herz zur Ruhe bringen! — Adieu, Martha — ich kann nicht mehr!" —

Die Augen voll Thränen, die Brust zum Brechen voll drückte Martha Agnes die Hand — und wendete sich ab. —

— — — — — — — —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Neues Licht und neue Schatten.

Martha hatte ihre Pflichten im Hause des Grafen Walldorf übernommen und jenes Bild von Edith, das unter dem Einfluße der Leichtfertigkeit mancher Urtheile die sie vernommen, allmählig in ihrer Phantasie sich gestaltet hatte, war zerronnen. — Erinnerung an Erwin war für sie unzertrennlich geworden von den ernsten Worten der Verdammung, die Agnes gesprochen hatte. — Immer wieder mußte sie sich fragen, wie es möglich gewesen, daß diese Frau Erwins Liebe verloren, wie es möglich gewesen, daß er Edith von sich gestoßen!

Mit jedem neuen Tage schien die Anklage zu wachsen, die ein — „Schuldig!“ — von ihrem Ge-

wissen abforderte. -- Martha litt vielmehr, — als sie zu leiden sich vorbereitet hatte. In der Stille der Nächte wurde ihr Kissen von Thränen naß, aber diesem Ueberströmen der Thränen folgte kein Ausruhen des Herzens. — So waren viele Tage hingegangen. —

Wie jeden Abend, seitdem Edith bei ihrem Vater lebte, hatte sie, bevor sie ihn verlassen, auch heute — eine Frage ohne Worte — in seinen Armen gestellt — wie jeden Abend hatte Walldorf auch heute mit dem Abschiedskuße, den er auf die Stirn seines Kindes gedrückt, die stumme Frage beantwortet. — — „Er ist zurückgekommen; — Er ist wieder hier — Geschäfte haben ihn so lange gefesselt; — Er hat meinen Brief erhalten." So sprach er heute. Ediths Herz hatte gestockt, dann stürmisch geschlagen, aber lautlos war sie gegangen. —

Wie alle Tage hatte sie auch heute an dem Bette ihres schlafenden Knaben gekniet, um den Segen des Himmels für Erwin gefleht, um Ruhe der Seele für sich, und hatte dann wieder ihre Thränen getrocknet mit jener Energie des Willens, die das Leid in die Tiefe zurückdrängt. — Aber sie mochte heute nicht zu Bette gehen — sie schauerte bei dem Gedanken an die Länge der schlaflosen Stunden und trat in das anstoßende Gemach, wo sie noch Licht

sah und Martha sitzend am Fenster fand. — Es war heller Mondschein — frisch gefallener Schnee deckte die Straße, die weiten Anlagen, die bis zur inneren Stadt sich hinzogen und glänzte blendend dem Auge entgegen. Von dem milden Schein umflossen zeichneten sich die Schatten der Nacht und zogen nah und fern um die noch sichtbaren Bilder des Lebens den Rahmen der Ruhe. —

„Martha," begann Edith nach längerem Schweigen. „Das Hoffen ist wie das Licht der Sonne: wo noch ein Fünkchen Leben ist, wirkt es ein. — Ach! diese Unruhe des Herzens, wenn es der Hoffnung warmen Lichtstrahl fühlt, — und doch der Angst sich nicht erwehren kann: — es lösche aus und es würde dunkler werden — als es je zuvor gewesen." —

Es war das erste Mal, daß Martha Edith so sprechen hörte, und von Angst durchschauert, fühlte sie es hämmern in ihrer Brust. — Aber Edith schien nichts mehr sagen zu wollen und schaute gedankenvoll in die Ferne.

„Still, ganz still will ich sein," sagte sie plötzlich wieder, indem sie Martha's Hand ergriff, und leidenschaftlich drückte — „Gott ist barmherzig! — Gottvertrauen — ein ergebenes Sich-beugen unter die Leiden, die er uns nicht abnehmen will, —

das hilft ertragen... Nicht wahr, Martha, den Schmerz ertragen und auch das Hoffen ertragen?"

— „Gewiß — Edith!" — erwiederte Martha tief gerührt — „Gottvertrauen schließt immer Hoffnung in sich — auch in den Stunden, wo es finster um uns und in uns aussieht." —

— „Mit Gottvertrauen — dauert das Herz aus" — hob Edith wieder an, indem sie mit der Hand entschlossen über die feuchten Augen fuhr; — dann blickte sie schweigend wieder hinaus. —

Nach einer Weile begann sie von Neuem — „Ein großes Leid und vielleicht — auch eine große Schuld sargen uns gleichsam ein, obwohl wir noch leben. Man ist wie aus der Welt geschieden und will man einem Menschen näher treten — ihm etwas Liebes leisten und sagen — scheut man sich es zu thun. Es ist, als ob alle Menschen uns in's Herz blicken — und fragen, wie dieses Herz noch liebewarm hat bleiben können! — Eben sah ich Walther Ehrhard hier vorübergehen," fuhr Edith fort — „einen Mann, dem ich Dankbarkeit schulde: ich würde mich freuen ihn wieder zu sehen, — zu hören, wie es ihm jetzt geht, und dennoch, ich möchte, er wüßte nicht, daß ich hier bin und suchte mich nicht auf." — Der Mond schien hell in's Zimmer, ein voller Strahl fiel auf die Fensterbrüstung, an der Martha gestützt

saß und übergoß sie mit seinem Lichtschein — „Kennen Sie Ehrhard?“ schloß Edith, nachdem sie Martha aufmerksam betrachtet hatte.

— „Wir waren früher oft zusammen,“ erwiederte diese. —

— „Und Sie haben ihn lange nicht gesehen?“

— „Ich bin ihm begegnet“ — sagte Martha nach kurzem Zögern.

— „Jetzt kürzlich?“ fragte Edith. —

— „Ja — vor wenigen Tagen.“ —

— „Sie haben ihn gesprochen, und er weiß, wo Sie sind?“

— „Nein, Edith! ich habe ihn nicht gesprochen.“ —

— „Hat er Sie nicht erkannt?“ —

— „Ich glaube wohl, aber wir sind uns fremd geworden.“ —

Edith schwieg eine Weile, — und erzählte dann, wie sie Ehrhard in der Schweiz kennen gelernt habe, wie er sie auf kleinen Fußreisen begleitet, wie sie für ihn Interesse gewonnen, und wie vor wenigen Wochen sie ihn zufällig hier wieder gesehen und er sie einer Gefahr entrissen, in welche grundlose Angst sie gestürzt hatte. —

Nach längerem Schweigen begann Edith von Neuem: „Sie haben auch einen Kummer, Martha! Ich wußte es schon in den ersten Stunden unseres

Zusammenlebens. Ich habe es täglich in Ihren Augen gelesen, und heute, wie Sie einen Brief erhielten."

— „Einen großen tiefen Kummer" — fiel Martha schnell in's Wort — „aber ich darf nicht darüber sprechen. — Ich habe Sie liebgewonnen, Edith! Ich verehre Sie, ich habe volles Vertrauen zu Ihnen, und würde mein Herz mit seinem ganzen Weh vor Ihnen aufschließen mögen, aber ich darf es nicht; ich würde dabei — auch ein Anderes aufdecken, und dazu bin ich nicht berechtigt." —

— „Ich werde nicht mehr nach Ihrem Kummer fragen," sagte Edith ernst — „aber jetzt noch ein Wort; die Wünsche des Herzens sind doch freies Eigenthum — decken Sie mir nur diese auf." —

— „Ich kann es nicht — unmöglich!" —

— „Und wenn Sie dieses andere Herz befragen würden" — sagte wieder Edith lächelnd — „Wenn Sie mich schildern würden, wie ich bin, wie ich Ihnen erscheine — wer weiß, es würde vielleicht nichts dagegen haben, daß Sie mir sagen, was Sie so traurig macht. Ein großes Vermögen ist mein Eigen" — fuhr Edith zögernd fort — „Sprechen Sie es aus: haben Vermögens-Verhältnisse einen Antheil an Ihrem Kummer?"

— „Nein, nein, Edith! früher wohl — jetzt

nicht — jetzt segne ich die Noth, die mich zu Ihnen geführt hat und alles Geld der Erde würde nicht meinen Kummer heilen." —

— „Oh, Gott!" sprach Edith — beklommen — „Was haben Sie denn, Martha, auf dem Herzen? dieses Geheimniß — erregt mir Furcht . . . Hätte ich doch nicht darnach gefragt!" — fügte sie tonlos hinzu und stützte den Kopf in ihre Hand. — Martha erschrack.

— „Edith!" rief sie aus — indem sie ihre Hände ergriff, und fest und offen ihr in die Augen schaute — „Ihre Worte sollen mich leiten. Ich will morgen dieses andere Herz befragen — und jetzt gleich Ihnen Alles sagen, was ich sagen darf. Das Gefühl eines Unrechts lastet auf meinem Gewissen, und dennoch fühle ich mich frei von Schuld. Die Sorge quält mich, weil ein Mann, den ich glücklich sehen möchte, es nicht ist. Auf die Erfüllung meiner Wünsche, für mein eig'nes Selbst habe ich verzichtet und Sie, Edith, vertrauen Sie auf Gottes Allmacht, die Ihnen das Glück zurückgeben wird — ich fühle es, ich glaube es so fest, als hätte eine Stimme von Oben es mir gesagt." —

Edith barg das Gesicht an Martha's Schulter, und diese fuhr leise fort — „Nur noch ein Wort — ein Wort, das in Ihrem Herzen still ruhen

soll: — Herrn Ehrhard, den Sie kennen, liebe ich, aber das Schicksal trennt uns." —

Noch herzlicher als sonst küßte Edith heute Martha, noch herzlicher als sonst drückte sie ihre Hand, bevor sie von ihr ging. Bald sah Martha das Nebenzimmer, in welchem Edith wohnte, sich verdunkeln. Dann stand sie auf, trat an ihren Schreibtisch, schloß ihn auf und nahm einen versiegelten Brief daraus hervor. Sie betrachtete das Siegel und die Handschrift: es schien ihr an Muth zu fehlen, dieses Siegel zu brechen. Endlich riß sie den Umschlag auf — und las. — Das Blatt fiel auf den Tisch zurück: mit entfärbtem Gesicht, die Augen starr, den Ausdruck des Schreckens in jedem Zuge tragend, stand Martha da. — Der Brief war von Erwin, ein unbekanntes Wappen auf dem Siegel, und auf dem Umschlag Verneck's Handschrift.

Eine Stunde mochte verflossen sein, da schaute Martha mit in Thränen gebadetem Angesicht hinaus und zu dem gestirnten Himmel empor. Unter dem tiefen Blau desselben schien jetzt die Häusermasse der Stadt zusammenzusinken — ihre Lichter erloschen, als ob ein geisterhafter Hauch darüber hinziehend bald hier — bald dort — die Bewegung des Lebens endlich zur Ruhe brächte. — Nur selten noch kreuzte ein

träge dahin gleitender Schlitten, oder die dunkle Gestalt eines eilenden Fußgängers — die hingelagerten Schatten, welche Bäume und Sträucher auf die glitzernde Schneedecke warfen. Auf diese Schatten senkte jetzt Martha die ernsten Augen wieder herab und dachte an Walther: auch sie hatte ihn vorübergehen gesehen. — Ihr Blick folgte so sinnend einer dunklen Gestalt, die eilig schreitend vorüber gegangen war und während noch Martha immer in Gedanken der Sorge versunken dastand, hielt schon die dunkle Gestalt — vor dem Hause der Professor Ehrhard still, und schaute durch die morschen Läden in einen erhellten Raum hinein. Dort saß Walther und schrieb — ohne aufzusehen. Der Lichtschein der Lampe, die vor ihm stand, beschrieb einen hellen Kreis an der Decke über seinem Haupte, ließ sein Haar golden, und das Blatt unter seiner Hand blendend erscheinen — aber in den übrigen Raum — fiel es als matter Schein nur hinein — und das Dunkel deckte dort die Blößen der Dürftigkeit.

Bernhard sah mit gespanntem Ausdruck in das ihm zugewendete Gesicht des Schreibenden. Hatte er es denn nicht oft genug gesehen? nicht oft genug, um schon der Hoffnung Raum zu geben, daß jener Farbenschimmer, der immer noch die schon hohlgeword'nen Wangen deckte, sich endlich begrenzt

hineinbrennen könnte als Merkmal einer tödtlichen Krankheit. — Aber Bernhard war jetzt ungesehen; das grollende Gift seiner Brust durfte unbeherrscht ihm in das Auge dringen, sich nähren an diesem Anblick, in seinem Hirn, in seinem Herzen arbeiten und wachsen.

Eine Seite schien zu Ende geschrieben. Walther legte jetzt die Feder hin und die Bewegung seines Körpers zeigte, daß er müde war. Er ging einige Male auf und ab, und blieb dann stehen. Bernhard glaubte zu sehen, wie die Schatten der Sorge an der Wand sich zu zeichnen, und lebendig zu werden begannen, von der niedrigen Decke sich herabsenkten, aus dem Boden emporwuchsen, aus jedem Winkel des Zimmers auf die sinnende Gestalt herzutraten und eindrangen, als wollten sie dieselbe erdrücken. — Jetzt klopfte er an den Fensterladen und ging der Hausthüre zu. — Einen Augenblick später betrat Walther, von Bernhard gefolgt, wieder sein Zimmer und blieb bei dem Tische stehen, an dem er eben geschrieben hatte.

— „Nun — welche Nachricht bringst du?" fragte Walther.

— „Schlimme" — erwiederte der Doctor.

— „Also gar keine Aussicht?" —

— „Die Stelle ist bereits vergeben," fiel Bernhard

dem Fragenden in's Wort. — „Ich habe in deinen Angelegenheiten den ganzen Abend geschrieben, ich komme darum so spät — aber ich hoffe auch“ ....

— „Die Anstellung wäre mir lieb gewesen“ — unterbrach ihn Walther, wie mit sich selbst sprechend „sehr lieb!“ —

— „Ich hoffe“ — hob Bernhard wieder an — „daß die Anstellung, von der ich neulich mit Dir sprach, dich entschädigen wird. Fasse schnell den Entschluß — das Reisegeld habe ich besorgt: es haben sich wieder zwei Candidaten aus unseren Provinzen gemeldet. Auf meine Bitte hat die Baronin Luitpold an ihren Vetter in dieser Angelegenheit geschrieben, ich dagegen an die beiden Candidaten, die mir persönlich bekannt sind.“

— „Das hättest du nicht thun sollen“ — sagte Walther — „die Oberlehrer-Stelle in M. kann ich vorläufig nicht annehmen.“ —

— „Dann wird sie anderweitig vergeben.“ —

— „Das weiß ich.“

— „Und was denkst du zu thun?

— „Ich werde noch warten auf eine Anstellung oder Beschäftigung in diesen Provinzen.“

— „Du bist unfaßbar, Ehrhard!“ sagte Bernhard achselzuckend. „Auf eine Anstellung, wie du sie wünschest, kannst du vielleicht ein volles Jahr

warten; durch Privatstunden kann hier kaum der Alleinstehende seinen Lebensunterhalt finden. Als Abschreiber muß man verhungern," setzte Bernhard hinzu, während sein Blick mit einer gewissen Ironie über die Bogen hinglitt, die auf dem Tische lagen. —

— „Das Alles weiß ich" — gab Walther zur Antwort. —

— „Und willst dennoch dabei bleiben — eine einträgliche Stellung von dir zu weisen?"

— „Ja — weil das Mögliche noch nicht das Gewisse ist. Es liegt eben so sehr im Bereich der Möglichkeit, daß ich hier am Ort eine Beschäftigung finde, die mir genügt, als daß ich lange vergeblich auf dieselbe warte." —

— „Dein Wahn ist groß!" erwiederte Bernhard — „Ich wünschte für dich, daß deine Hoffnungen sich bewähren, und das Kommende nicht meine Ahnungen rechtfertige — aber ich warne dich abermals: bedenke deinen Entschluß — auch um Anderer Willen." —

— „Was meinst du damit?" fragte Walther.

— „Zuerst: daß die Geldmittel, die dem Doctor Trost zu Gebote stehen, weit geringer sind, als er es dir erscheinen lassen möchte." —

— „Ich werde seine Hilfe nicht beanspruchen," sagte Walther „und die Schuld, die seine Freundschaft mir bereits aufgedrungen hat, werde ich tilgen."—

— „Wer weiß?“ versetzte Bernhard mit eigenthümlichem Ausdruck. —

— „Das verstehe ich vollends nicht,“ sagte Walther jenem fest und scharf in's Auge blickend.

— „Ich will dir Aufrichtigkeit nicht schuldig bleiben,“ hob Bernhard an. „Dr. Trost ist ein Mann, der über materielle Noth stets erhaben sein wird. An die Zukunft der Seinen denkt er nicht, und so lange er am Leben ist, wird das Nothdürftigste ihm auch nicht fehlen. Doch den Frieden in seiner Häuslichkeit schwinden zu sehen — das hieße so viel für ihn, als ein sicheres frühzeitiges Grab.“ — Hier hielt Bernhard inne und während das tiefe Schwarz seiner Augen sich zu verdichten schien, fügte er hinzu: — „Wirst du Marie jemals zu deinem Weibe machen wollen?“ —

— „Wozu diese Betrachtung? diese Frage?“ erwiederte Walther.

— „Wozu? Der Alte liebt dich, und Marie ist dir mehr, als gut. Der Wunsch, dir näher zu treten, wächst in Vater und Tochter heran.“ —

— „Marie ist ein halbes Kind,“ unterbrach ihn Walther.

— „Und hat südländisches Blut,“ fiel Bernhard ein: „Theilnahme für deine Lage, — die Anerkennung deines Wesens, ja selbst dein anziehendes

Aeußere steigern unbewußt diesen Wunsch, wecken das Bedürfniß für dich zu leben, und nähren eine Hoffnung, die sich doch nie verwirklichen wird. Wie schnell wird Leidenschaft geboren!" —

— „Willst du mir das einzige Haus verschließen, wo ich mich heimisch fühle?" sagte Walther mit einem starken Wechsel der Farbe und einer Stimme, die Erregung verrieth. —

— „Ich kann auch schweigen, wenn es dir lieber ist," erwiederte Bernhard. —

— „Sprich nur weiter," versetzte Walther — „die Unbefangenheit, an der mir liegen könnte, hast du mir vielleicht schon geraubt!" —

„Das thut mir leid" — sagte Bernhard — „doch mir scheint es Pflicht zu sein, dich darauf aufmerksam zu machen, daß Trost kein unbefangenes Urtheil über deine Lage hat. Er eifert gegen eine Anstellung im Innern des Reichs: er täuscht sich selbst und dich, und es wird ihm nicht klar, wie sehr die eig'nen Herzenswünsche auf seine Ansicht einwirken. Wir sind nicht immer Herren unsrer Gefühle: wir werden nur zu leicht durch sie beherrscht!" —

Walther, der sichtbar erregt auf- und abging, — blieb jetzt vor dem Doctor stehen: „Sie sollen uns beherrschen, vorausgesetzt, daß unser Gewissen sie billigt" — sagte er. — „Auch dann!" entgegnete

Bernhard. — „Die Wege, die vor uns liegen, sind stets verschieden, die Wahl ist unser: auf dem einen nehmen wir die Wünsche unseres Herzens mit uns, auf dem andern werden wir durch sie getragen, — oder vielmehr fortgerissen, und werden oft uns dann dessen erst bewußt, wenn es zu spät ist."

Walther hatte sich wieder abgewendet und schritt durchs Zimmer. Bernhard folgte ihm mit den Augen. „Sei vorsichtig," begann er von Neuem — „Ueberlege noch einmal: Dein Leben hier wird unerträglich für dich werden — jene Stellung eröffnet dir ein weites Feld der Thätigkeit, eine helle, sorgenlose Zukunft!"

— „Mein Entschluß steht fest," erwiederte Walther — „Nach M. gehe ich nicht. Schreibe nur gleich, daß ich auf diese Anstellung verzichte." —

Bernhard war aufgestanden; einen Augenblick betrachtete er den Sprecher mit einer Erregung, die zu beherrschen ihm schwer fiel. — Dann schien er dieser freien Lauf lassen zu wollen und sagte mit erhobener Stimme: „Du bist so kalt, so starrsinnig mir gegenüber, daß ich mich versucht fühle, dir ferne zu bleiben, dir nicht mehr helfen zu wollen. Aber mit dir wird auch mein Theuerstes bedroht. Mit dir sehe ich einen edlen Baum fallen, der dem ganzen Forste eine Zierde zu sein versprach. Darum

ertrage ich nicht den Gedanken, daß deine Begabung, deine Gesinnung verkommen könnten in den aufreibenden Nahrungssorgen, daß sie nutzlos bleiben den Vielen, die unserer Arbeit bedürfen!"

Ueber Walthers Züge war ein Ausdruck der Verachtung geglitten und war vorüber. „Ob die Quelle deiner Bemühungen für mich so oder anders ist, ich bin dir Dank schuldig," erwiederte er. „Doch bitte ich dich: lasse jetzt diese Vorsorge sein. Sollten auch manche meiner Hoffnungen scheitern und ich keine lohnende Beschäftigung finden: die so herzlich mir angetragene Hilfe meines verehrten Freundes werde ich entschieden von mir weisen, vielleicht auch sein Haus meiden — und zu einem letzten Mittel greifen, um diese Uebergangszeit abzukürzen."

Bernhard hatte die Hand in seinen zugeknöpften Rock gesteckt und maß den blondlockigen Jüngling, der vor ihm stand mit einem Blicke, als übe er Gnade, wenn er ihn auf dem Erdboden dulde, als bedürfe es nur seines Wollens, um ihn bald unter denselben zu betten. „Was ist denn dieses letzte Mittel?" fragte er.

— „Die Antwort bleibe ich dir schuldig — ich mag nicht darüber sprechen" — entgegnete der Gefragte. —

Während Walther, den Kopf in die Hand ge-

stützt da saß, und seine Lage überdachte, schritt Bernhard wieder der Stadt zu. — Ein vereinsamter dunkler Schatten glitt er über die mondhelle Landschaft — in seinem Herzen wälzte sich schwarz und schäumend Woge auf Woge.

— — — — — — — — —

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das letzte Mittel.

Am nächsten Morgen saß Frau Ehrhard sinnend auf ihrem Lehnstuhl und wartete auf ihren Sohn, der schon früh ausgegangen war. Die alte Dienstmagd saß im Vorzimmer und sah auch gedankenvoll aus. — Es war kein Geld mehr im Hause — das Brod, das auf dem Kaffeetische lag, das Holz, das im Ofen knisterte, waren noch unbezahlt. — Der Monat ging zu Ende, und bald waren die Leute mit ihren Forderungen wieder vor der Thür! Ungeachtet ihrer sechszig Jahre besaß die alte Lina eine lebendige Phantasie, und jetzt, mit der Zunahme der Tageshelle und mit der wachsenden Spannung des Wartens, sah sie alle Leiden der Armuth immer greller hervortreten und die Augen ihres Lieblings immer hohler

werden, wie es in dem Kampf um das tägliche Brod schon so Vielen ergangen war, die auch schön, auch kräftig gewesen. — Sie führte eben die Schürze an ihre Augen, als sie Walther erblickte, der raschen Schrittes gegangen kam. „Da ist er!" rief sie mit einem Ausdruck der Freude, als käme der junge Professor eben erst aus dem fernen Schweizerlande heim und eilte dem Kommenden zu öffnen. — „Hier, Lina" — sprach Walther hastig und leise — und drückte einige Papierrubel in ihre Hand — „Da ist das Nöthige zu den Feiertagen: lassen Sie es an gar Nichts fehlen. — Lina! — vergessen Sie nichts — ein Weihnachtsessen, wie es sonst die Mutter in unserem lieben D. bestellte."

— „Nicht viel berechnet, gute Lina!" fügte er hinzu, die Hand auf ihre Schulter legend — und lächelte freundlich. —

— „Walther — wo warst du?" fragte jetzt Frau Ehrhard den Eintretenden und diese Frage klang so ernst, als stelle das Herz sie — eine aufrichtige Antwort begehrend.

— „Ich hatte eine Arbeit bis heute früh zu liefern übernommen," erwiederte Walther — „Ich habe sie abgegeben, der Mann wohnt weit von hier" — Die Blinde schüttelte den Kopf. — „Mein armer — mein guter Walther!" sagte sie.

— „Ich habe mich wirklich nach Arbeit gesehnt," fuhr dieser fort — „und bin zufrieden, mich endlich damit versorgt zu sehen. Bis ich ein Amt finde, oder Privatstunden zu geben beginne, wird es mir an Beschäftigung nicht fehlen." —

— „Das kann wahr sein," versetzte die Mutter „aber dennoch — ich habe es lange überlegt — es ist doch besser, wir wollen diesen Ort verlassen." —

— „Nein, Mutter! noch nicht!" sagte Walther.

— „Die Sorge reibt dich auf", fuhr Frau Ehrhard fort: „ich höre es in dem Klang deiner Stimme, ich fühle es in der Berührung deiner Hand, ich habe es aus deinem ganzen Wesen herausgefunden — du kannst mich nicht täuschen. — Schließe ab mit einer Vergangenheit, die du in ein Grab legen solltest, wie ein Stück deines Lebens, mit dem du abgerechnet hast."

— „Von dem Standpunkte stehe ich nicht weit, vielleicht bin ich ihm viel näher, als du glaubst" — sagte Walther langsam und mit gedämpfter Stimme.

— „Höre mich an" — begann die Mutter, seine Hand in die ihrige nehmend — „Anna von Halleck wird die Berechtigung der Ausnahmen niemals zu erfassen, und niemals zu verstehen fähig sein. Das Wappen eines alten Geschlechts hätte dich in der Achtung und Liebe des Verstorbenen nicht höher

steigen lassen, eine Million deinen Werth nicht erhöht." —

— „Ich bitte Dich", fiel Walther der Mutter in's Wort — „Wecke nicht heute Erinnerungen, die mich bitter machen könnten. — Die Sorge mir stets fern zu halten, vermag ich nicht; ich muß bisweilen ihre Herrschaft empfinden, aber es geht wieder vorüber." —

— „Nimm Volrad's Anerbieten an", sagte Frau Ehrhard — „Du wirst hier zur Ruhe nicht kommen. — Mit der Summe, die noch bei Agnes sich befindet" — — —

— „Mutter" — unterbrach sie Walther, während ein Blutstrom in sein Gesicht schoß — „Ich weiß — ich habe kein Recht, eine Zahlung zurückzuweisen, die dir zukommt. Dieses Geld hier unter meinem Dache hätte mir das freie Athmen geraubt, aber dennoch — ich hätte geschwiegen, ich hätte versucht, mit zusammengeschnürter Brust zu leben, wenn du" — —

— „Du weißt," schnitt ihm die Blinde das Wort ab — „daß ich nichts entbehre, und das Unentbehrliche weit lieber deiner Arbeit zu verdanken haben will. Doch sagt mir es die Vernunft, daß wir unser Leben hier aufgeben müssen, und in diesem Falle finde ich es pflichtgeboten, jene

Summe zu verwenden, um angehäufte Schulden zu bezahlen." —

— „In diesem Falle ja, — doch ich bitte dich, dränge mich nicht, den Entschluß zu fassen. Ich muß bald wieder von dir gehen; ich habe einen Gang zu machen, der mir peinlich ist, — mein Blut in Wallung bringt. Morgen will ich über deine Wünsche ruhig nachdenken, mich ihnen fügen, wenn die Aussichten auf Anstellung und Erwerb nicht besser werden sollten." —

Frau Ehrhard zog den Sohn an sich heran. Sie drückte einen langen Kuß auf seine Stirne: er nahm es hin wie einen Segen der Liebe für den Gang, den er zu machen sich entschlossen hatte, und preßte die Lippen fest und innig auf die Hand seiner Mutter. —

Zwei Stunden später stieg Walther eine Teppich-gedeckte Treppe hinan, und schellte mit kräftiger Hand. — Ein Diener öffnete, aber sowohl die Bewegung, mit der Solches geschah, als der Ausdruck des Gesichts schienen dem Eintretenden zu sagen, daß er nicht empfangen werden sollte. — „Baron Horstmar nicht zu Hause?" fragte Walther.

— „Er wird heute Niemanden empfangen" — lautete die Antwort. —

— „Melden Sie mich dennoch an," sagte Walther entschlossen eintretend. „Ehrhard aus Zürich."

— „Ich darf Sie aber jetzt nicht anmelden — Sie müssen sich später herbemühen, vielleicht morgen kommen." —

— „Aber Sie können doch den Versuch machen," sagte Walther, mit Verwunderung den Mann betrachtend. Dieser schien in Verlegenheit zu sein. —

— „Ich werde hier auf meine Karte ein paar Worte aufschreiben," sprach Walther nach kurzem Bedenken: „geben Sie dieselbe nur ab — ich werde auf die Antwort warten." — Er griff nach seiner Brieftasche und trat an einen Tisch, — da stockte ihm plötzlich der Herzschlag, wie eine Bildsäule stand er da, aber in's Auge war ihm der Strom des Lebens geflossen, im Blick lag die ganze fühlende Seele. —

Einen Augenblick nur — und dann wich jeder Blutstropfen langsam wie zu Blei geworden zum Herzen zurück, Blässe des Todes hinter sich lassend — und diese Blutstropfen schlugen jetzt wie schwere Hämmer in seiner Brust — aber im Auge war es dunkel und im Blick war es öde geworden. War es Traum? War es Wirklichkeit gewesen? die Thür aus den innern Gemächern hatte sich geöffnet — ein rascher Schritt, ein plötzliches Innehalten — braune

Augen, von Thränen naß, die ihn angestarrt, eine Hand von einem hellen Handschuh umschlossen, die sich bewegt — ein herabfallender Schleier — ein Zucken der Lippen — und er sah das Gesicht und die Gestalt nicht mehr! —

Sie trug ein schwarzseidenes Kleid — es rauschte dicht an ihm vorüber. Ein Ueberkleid von schwarzem Sammt umschloß eng anliegend den schlanken Oberkörper — in dicken Flechten zusammengehalten, drang die Fülle ihres Haares auf den Nacken herab. — Er sah sie noch — und sie war fort!

Er stand allein vor dem staunenden Diener, der ihn abzuweisen sich bemüht hatte — und er stand da, um Erwin Horstmar's gesprochene Worte der Zuneigung sich ins Gedächtniß zu rufen. — Er stand da, um Horstmar's Einfluß und Stütze zu erbitten.

Sie war fort, aber einen dämonischen Funken hatte sie in seine Brust geworfen; — da fühlte er es jetzt auflodern. Hatten diese Augen, die eben mit dem Ausdruck des Schreckens ihn angestarrt, — nicht einst so ganz anders ihn angeschaut? Hatten nicht diese Arme ihn umhalst, als sie im Schmerz an seiner Brust geweint hatte? und jetzt — war er nichts mehr? nichts mehr, als eine Erinnerung, eine Erscheinung, die sie fliehen mußte, um dem Stachel des Vorwurfs zu entrinnen? Es zog ihn hin, die-

ser Gestalt zu folgen, der Boden, auf dem sie so nahe — an ihm vorüber streifte — brannte ihm schon unter den Füßen. Aber nein! — sein Leben, sein Sein, sie wogen zu schwer um aus dem Geleise durch Frauenlaunen zu kommen — die Tücken des Schicksals — sollten ihn nicht besiegen!

Noch einige Minuten — inhaltsschwer für aufbrausende Leidenschaft, — kurz für gesteigerte Neugierde, und der staunende Diener sah den bleichen jungen Mann seinen Ueberrock zuknüpfen und hinaus treten, keinen Einlaß mehr begehrend. — Walther stand wieder auf der Treppe, und die Gestalt in der rauschenden Seide, im engschließenden Ueberkleid, dem dunklen Haar, dem nebelgrauen Schleier — er sah sie immer noch — von Stufe zu Stufe — und auf die Straße hinaus — schwebte sie vor ihm. Er sah nur sie — sie allein war Wirklichkeit — und alles Andere — Schattenbild!

Er hatte die Stadt schon hinter sich gelassen, da begann er tiefer in die braunen Augen zu schauen. Er zergliederte den Ausdruck des Schreckens, der sich in ihnen gemalt, und er fand ihn wie durchzogen von einem tiefen Weh. Er fragte nach den Thränen, die auf den Wimpern gezittert. — Waren es Thränen der Theilnahme für eine Frau wie Edith? Konnten es Thränen der Liebe sein?

Er faßte das Zucken der Lippen fest und scharf in's Auge: er wollte diesen unfaßbaren und ewig wechselnden Schriftzügen des Seelenlebens den Sinn entreißen, den sie geborgen hatten, und es kam ihm der Gedanke, daß sein Name auf diesen Lippen geschwebt, daß der herabfallende Schleier diesen Mund geschlossen, damit er seinen Namen nicht ausrufe. Dann schwand das Gesicht: er sah nur die Gestalt — diese war stolz, ein Bild des Reichthums, die Formen üppig, wie sie Jugendkraft entwickelt, wenn Noth und Sorge fremd bleiben und sie war an ihm vorübergestreift — so theilnahmlos, wie an dem ehrerbietigen Diener, der ihr die Thür geöffnet. — Die kostbaren Spitzen, die rauschende Seide, die zierliche Feder am Hut — sie wirbelten den schweren Staub des Grolles in seinem Herzen auf; sie streuten ihn aus, über die ganze Welt vor seinen Augen; sie brachten ihn zurück in das eigene Haus, wo auf einem Lehnstuhl mit abgenutztem Bezug — eine dürftig gekleidete Frau saß — mit umnachteten Augen und grauer Sorge im Herzen. —

Wie einem quälenden Traume entrinnend, suchte jetzt Walther das eben Erlebte durch Erinnerung an seine Mutter zu decken und eines Wunsches gedenkend, den Frau Ehrhard ausgesprochen, wendete er sich wieder der Stadt zu und war bald im Ge-

wühl der kauflustigen und geschäftig sich drängenden Menge.

— „Ehrhard! Wohin?“ — rief ihm plötzlich eine Stimme zu. —

Walther stand still — dann schnell sich besinnend, sagte er hastig — — „Thu mir den Gefallen, Bernhard, ich bin eilig: hier ist meine Uhr — versetze sie — und gieb mir gleich einige Rubel — das reicht mir hin.“ —

— „Da hast du sie,“ erwiederte Bernhard, mit Bereitwilligkeit seine Brieftasche öffnend. — „Aber willst du wirklich deines Vaters Uhr versetzen?“

Walther war das volle Bewußtsein zurückgekehrt — fieberhafte Erregung hatte ihm diese Worte entrissen: es reute ihn schon, aber der Mann, der vor ihm stand, der — sollte es nicht ahnen. — „Da ich es sage — muß es wohl so sein!“ — gab er hart zur Antwort. —

— „Nun, du hättest dir die Sache noch einmal überlegen können“ — sprach Bernhard gelassen — „Ich kenne einen Mann, der zuverläßig ist“ — fuhr er fort, die Uhr betrachtend, die er bereits in Händen hatte. Wir können es zusammen gleich besorgen — nicht weit von hier.“ — Obgleich die schwarzen Augen dem Secundenzeiger folgten, als zählten sie dessen Schritte, nahmen sie doch deutlich wahr, wie

Walther sich entfernte und in einem Laden verschwand. — Ein Lächeln umspielte Bernhards Lippen — und dieses Lächeln war so finsteren Ausdrucks, als sei es der Wiederschein des finsteren Blickes ... „Das letzte Mittel scheint wenig geholfen zu haben" — dachte Bernhard und verschwand in der Menge. —

— — — — — — — — —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Christabend.

Doctor Trost saß zurückgelehnt in seinem altmodischen Großvaterstuhl, die Hände in einander gelegt, das Auge in ruhiger Betrachtung auf den Tannenbaum gerichtet, der in der Mitte des Zimmers stand. — Agnes und Marie waren damit beschäftigt die dichten Zweige des Baumes zu schmücken.

— „Hier — hier, Marie — da ist's leer — gieb mir deinen bunten Engel, ich binde ihn hier an." —

— „Nein liebes Tantchen, der Engel kommt auf die höchste Spitze, er muß ja über dem Christbaum schweben!" —

— „Da wird ihn der Friedel gar nicht bemerken," lachte Agnes — „doch meinetwegen, gieb mir ein

Pfefferkuchenmännchen, das füllt mit seinem netten Gesichtchen — die Lücke so gut aus." —

— „Da hast du eines," sagte Marie — „aber das letzte, der Korb ist leer. Was machen wir jetzt, liebes Tantchen?" —

— „Steige auf den Stuhl, — und befestige deinen bunten Engel da oben, wie du es wolltest, und dann holen wir unsre Schätze herbei. Auf der Goldwaage wiegen sie herzlich wenig," setzte Agnes hinzu, während sie den Stuhl, auf den Marie gestiegen, festhielt — und zu dem Doctor hinüberblickte — „aber wenn das, was die Herzen hineinlegen, gewogen werden könnte — es würde mehr, viel mehr sein, als viele kostbare Gaben, die am heutigen Abend manche vornehmere Leute erfreuen werden." —

— „Was die Liebe hineinlegt — und auch den wahren Werth der Gabe bildet," erwiederte Trost „kann aus dem Kostbaren, wie aus dem Unscheinbaren, herausgefunden werden."

— „Warum nicht? aber ich denke, die Herzen geriren sich gar wenig, wo Hochmuth und Eitelkeit die Hauptrollen spielen — indessen — ich will dich nicht ärgern — Vater Trost, ich will mich auch meines eig'nen Herzens erbarmen, ich will vergessen, schweigen, obwohl mir heute wieder Bitteres wiederfahren ist."

Marie, die eben vom Stuhle heruntersprang, sah fragend und mit starkem Farbenwechsel Agnes an.

— „Wir wollen alles Bittere vergessen, und im Lichte des Christbaums unsere Herzen wärmen und erfreuen," sagte der Doctor lächelnd — und seine Hand der Tochter entgegenstreckend. Marie schlang die Arme um seinen Hals. —

— „Soll ich vielleicht schon hinausgehen?" fragte scherzend der Doctor — „werdet Ihr die Alten vor den Jungen bedenken?"

— „Ja, Papa!" rief Marie — „und darum eben entferne dich jetzt, ich rufe dich bald wieder." —

— „Noch viel zu früh, Vater Trost" — sagte Agnes, den bereitwillig sich erhebenden Alten in den Lehnstuhl zurückdrückend, „wir haben beinahe zwei Stunden Zeit — und wollen heute die Bescheerung der Jungen vorausgehen lassen." —

Marie brachte rasch einiges Spielzeug aus dem Nebenzimmer herbei und auf einem weißen Bänkchen in unmittelbarer Nähe des Baumes wurde dieses geordnet. — — „Nun jetzt, Mädchen! — geh du selbst hinaus!" sprach munter Agnes — „und was ich auf diesem Tischchen mit einem Schnupftuch bedecke — das rührst Du nicht an!"

Ein dunkles Roth war Marie in die Wangen geflossen. Sie sah vom Vater zu Agnes hin —

„Ich habe ein Versprechen von Euch" — sagte sie dann — „und ich werde bleiben." —

— „Marie!" sprach beruhigend der Doctor „Wir haben unser Versprechen gehalten — aber es können doch noch Andere deiner mit Freundlichkeit gedacht haben." —

— „Wer hat an mich gedacht?" fragte die Tochter mit funkelnden Augen und erglühendem Gesicht. —

— „Aber Marie — du bist ganz kindisch," sagte Agnes mit unverhohlenem Unwillen. — „Ich bitte dich, Vater, lieber Vater" — sprach Marie mit steigender Erregung — „sage mir, wer hat an mich gedacht?" —

— „Bernhards Mutter hat eigenhändig ein Umlegetuch für dich gestickt", erwiederte Doctor Trost, „und Bernhard hat eine Mappe für deine Zeichnungen gebracht — Marie!" fuhr er mahnend fort — „Wenn dir auch Bernhard nicht gefällt, du mußt dir dennoch keine Unfreundlichkeit ihm gegenüber zu Schulden kommen lassen."

Marie stand da mit gesenkten Augen.

— „Ein Freund des Hauses, Marie" — hob Agnes jetzt an — „ein so tüchtiger Mann, wie es deren wenige gibt, und der so gut, so rücksichtsvoll für dich ist."

— „Vergieb mir," rief Marie, in Thränen aus-

brechend, — und dem Vater um den Hals fallend — „lege die Mappe hin, wenn du es willst — aber sie verleidet mir den Abend!“

— „Marie, meine Marie!“ sagte der Doctor, das seidene Haar seines Kindes zärtlich streichelnd — „Weine dich aus — das junge Herz braust leicht auf und weiß nicht woher und warum — die Thränen thun dann wohl — und wenn die Vernunft mit ihrer Leuchte wieder in das Herz hinein scheint, dann sehen wir ein, daß wir einen Schatten für Wirklichkeit genommen haben.“

Marie schüttelte verneinend den Kopf.

— „Geh, Marie!“ fuhr der Vater fort — „Trockne deine Augen ab, und komme dann wieder mit einem Christabend-Gesicht.“

Marie lief eilig hinaus. —

— „Das arme Kind,“ sagte der Doctor, — sich jetzt zu Agnes wendend, — „Dr. Bernhard ist ihr unsympathisch, sie fühlt es durch, daß sie ihm nicht gleichgültig ist und das macht sie beklommen.“ —

— „Sie wird ihm niemals gut sein“, bemerkte Agnes ernst. —

— „Das mag wohl sein,“ versetzte der Doctor gelassen — „aber diese Scheu und die Unbändigkeit der fünfzehn Jahre, die werden sich geben.“ —

— „Sanft wie ein Täubchen kann sie sein“,

sagte Agnes achselzuckend — „und dann wieder so leidenschaftlich, daß mir ganz bange wird." — Agnes brachte jetzt die Geschenke der Bernhard's, legte sie hin, wie sie es zu thun beabsichtigt und setzte sich dann mit ernstem Gesichte neben den Doctor. —

— „Was ist dir denn heute Bitteres wiederfahren?" fragte dieser nach kurzem Schweigen. —

— „Ich habe Martha gesehen" — erwiederte Agnes — „ich ging mit Bernhard, aber gleichviel — einen warmen Händedruck, ein Wort — einen freundlichen Blick hätte sie für mich haben müssen. Sie war allein, sie sah so bleich aus — mir war es, als wankte sie. Sie trat aus einem Hause heraus, als wir gegangen kamen, und mein Anblick schien sie zu erschrecken; mir stockte aber so das Herz, als sie, kaum grüßend, an mir vorüberstreifte, daß ich sie nicht anzureden vermochte. — Ja, Vater Trost! — sie ist für mich, für uns — jetzt wie aus der Welt geschieden; — sie ahnt nicht, sie denkt nicht daran, wie es dem armen Ehrhard geht. — Sie war in Seide, Sammt und Spitzen — und Er? — er muß Nächte durchwachen, um die Mutter vor Hunger und Kälte zu schützen. Das ist die Liebe in dieser Welt!" —

— „Ich begreife deine Bitterkeit," sagte Trost Agnesens Hand in die seinige nehmend. „Mir geht

bisweilen das Herz auch über, wenn ich an die felsenfeste Zuversicht des Verstorbenen denke, und an die blinde Frau, an den prächtigen Sohn, und dann wieder die Dinge betrachte, wie sie sich gestaltet haben. Aber ich hüte mich, Agnes, vor jener Bitterkeit des Herzens, die das Unverständige als ein gefundenes Eiland betrachtet, weil die Wogen unserer Empfindung sich daran brechen und der Schaum dieser Wogen den unbekannten Boden überfluthet."— Agnes antwortete nicht und Trost sah wieder hinauf zum Tannenbaum mit seinem früheren Ausdruck ruhiger Betrachtung. — „Als es einst pechschwarz vor meinen Augen war," begann Agnes mit gedämpfter Stimme wieder — „da suchte auch ich nach einem Halt und ich fand keinen. Wie aber des Herzens Bitterkeit bis zum letzten Tropfen den Tiefen sich entwunden, und alle Tropfen, erkaltend, fest an einander sich geschlossen hatten, da stand ich wieder aufrecht, wie an Felsen gestützt. . . Da wurde es wieder Tag — und glaube mir — die gesammelten Freudenthränen der ganzen Menschheit könnten diese Bitterkeit aus meinem Herzen nicht mehr wegschwemmen." —

— „Wohl — aber eine einz'ge Thräne, die dein Auge weinen könnte," erwiederte Trost und

schüttelte ernst das Haupt — „Agnes, gedenke einst dieser meiner Worte."

— „Die Ehrhards kommen nicht," sagte jetzt hereintretend Johanna, „hier ist ein Brief und ein Päckchen für dich, Agnes."

Agnes hatte das Schreiben erbrochen — „Sie kommen nicht," wiederholte sie mit klangloser Stimme.

— Der Doctor sah niedergeschlagen vor sich hin, sah fragend in Agnes' Gesicht — und Agnes blickte zum Fenster hinaus, als suche sie aus der Enge ins Weite zu schauen und dort eine Erklärung zu finden, die der Brief in ihrer Hand ihr schuldig blieb.

— „Was schreibt er denn?" fragte Trost mit sichtbarer Erregung, fast mit Ungeduld.

— „Alles und gar nichts: er könne nicht kommen, es sei ihm heute unmöglich — sonst nichts!" — So sprechend neigte sich Agnes zum Päckchen, welches Johanna auf den Tisch gelegt hatte. — „Hier ist ein neuer Wermuthstropfen für den Christbaum!" sagte sie mit Bitterkeit: „Schreibmaterialien für mich, und für dich, Vater Trost: das Werk, welches du neulich dir gewünscht hattest, von der Frau Professor! Oh die gute Seele! ist das nicht thöricht gehandelt? Denkt sie nicht daran, daß der Sohn ein Stück Gesundheit hingeben muß, um dieser Dinge willen."

— „Gieb mir das Buch her!“ — sagte lebhaft der alte Trost. „Diese Gaben sollen uns die theuersten sein, und keine Wermuthstropfen, Agnes! Nicht wahr, liebe Frau?“ setzte er nach kurzer Pause sanft und lächelnd hinzu, als besorge er, daß die Lebendigkeit mit der er gesprochen, den Schein des Unwillens getragen — „und auch du, Agnes, ihr werdet nicht eifersüchtig sein. Und jetzt“ — fuhr er ernst fort — „da Walther und seine Mutter nicht kommen können, wollen wir uns still darin ergeben, und keinen Trübsinn in uns dulden. — Hole Marie, gute Frau, und du, Agnes,“ sagte er wieder, als Johanna gegangen war — „du erfülle meine Bitte, die ich aus beregtem Herzen an dich richte.“ Jetzt stockte der alte Mann, er schien einen harten Kampf mit sich zu kämpfen und schloß mühsam mit gebrochener Stimme — „Für meine arme Marie — für deinen alternden Freund keinen Trübsinn — keine Bitterkeit mehr!“

— „Nein, nein, Vater Trost!“ rief Agnes, seine Hände ergreifend — „du wirst mit mir zufrieden sein!“

Wie ein Gedanke oft im Menschen alle andern beherrscht — so beherrschte jetzt des alten Hausherrn Gemüthsverfassung die Stimmung der ihn umgebenden Hausgenossen. — Schweigsam mit farblosen Wangen,

umschatteten Augen, aber mit friedlich sanftem Gesichtsausdruck bewegte sich Marie, die Lichter des Christbaumes anzündend. — Frau Johanna sprach viel mehr als es ihre Gewohnheit war, um heitere Laune an den Tag zu legen, und Agnes hielt erst inne mit Scherz und guten Einfällen, als alle Lichter angezündet und Trost wie mit einem betenden Gedanken sein Haupt neigte, dann Frau und Kind an sein Herz schloß, und Agnes mit dankerfülltem Blick die Hand reichte. —

Jetzt brachte Agnes den jauchzenden Friedel herein und Marie kniete neben dem Knaben nieder, sein Spielzeug mit ihm betrachtend, während die Anderen jeder einzelnen der unscheinbaren Gaben eine dankbare Beachtung schenkten. —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Doctor Bernhard.

Schon waren die Lichter des Christbaumes herunter gebrannt, als die Thürglocke gezogen wurde — ein Laut, der in Allen ängstlich wiederklang — und Bernhard trat in das hellerleuchtete Zimmer. Marie richtete sich empor und sprach ihren Dank aus mit zitternder, aber mit sanfter Stimme, dann wendete sie sich zum Vater mit einem Ausdruck im Blick, der den schwarzen Augen deutlich sagte: „Mehr kann ich nicht."

— „Ich hoffe, Sie werden diese Mappe für Ihre Zeichnungen brauchen können?" sagte Bernhard, — mit diesen Worten den Versuch machend, diese Augen zurück zu wenden, die mit dem dunklen Pinselstrich umwölbt, ihn so unwiderstehlich anzogen. Marie antwortete nicht. — „Es war sehr freundlich von Ihnen,

lieber Bernhard, an Marie zu denken" — nahm Trost das Wort, „und gewiß werden die Zeichnungen hinein passen. Wir geben uns ja noch nicht ab mit dem Schaffen größerer Bilder; doch nun kommen Sie, lieber College, und sehen Sie sich einmal dieses Buch an."

— „Für mich werde ich dann später um Ohr und Auge bitten" — rief Agnes mit schelmischen Mienen.

Der Unmuth brannte in Bernhard, und während sein Gesicht dem leblosen Marmor immer ähnlicher wurde, leuchtete sein Blick wie Feuergluth aus tiefschwarzer Nacht. — Immer wieder senkte sich dieser Blick auf den kleinen Friedel herab und folgte dessen Bewegungen: es waren Gedanken des Hasses, die das rosige Gesicht des Knaben umflatterten; es waren Gifttropfen, die auf das braunlockige Köpfchen herabfielen. Das Kind wich nicht von Marie; — im Rausche der Freude strich es bald das weiche Haar aus ihrem Gesichte, bald küßte es ihre Augen und Wangen, bald brachte es seine Puppen und legte sie zum Ausruhen in ihren Schooß.

Die Lichter auf dem Baume waren alle erloschen wie alle Jahre und an allen Orten, wo ein Christbaum gestanden, dessen Hauch gleich einer heiligen Sage die Welt in einer flüchtigen Stunde durchzieht und an tausenden von Herzen weihevoll und mahnend vorübergeht.

Marie hatte sich entfernt, sie fühlte sich jetzt geborgen in den schützenden Wänden der Kinderstube; Johanna

ordnete den Theetisch, während ihr Mann, wie er es alle Tage zu thun pflegte, im Speisezimmer auf und abging.

Bernhard und Agnes saßen allein am Kamin, dessen nur matt spielende Flamme phantastische Lichter und Schatten durch das Gezweig des nun lichtlosen Christbaumes an den Wänden zeichnete und verglimmen ließ.

— „Warum ist Ehrhard nicht gekommen, der doch erwartet wurde?" fragte jetzt Bernhard und dachte an den dunklen Pinselstrich, über tiefblauen Augen sich zeichnend, der heute durch eine besondere Spannung ihm einen Schmerz verrathen hatte.

— Der arme Mann wird wohl an gebrochenem Herzen sterben", erwiederte Agnes.

— „Daran stirbt es sich nicht so leicht," versetzte Bernhard. „Noth und Sorge zerreißen nicht die Fäden des Lebens, sie machen sie nur etwas schlaff."

— „Aber Herzeleid?"

— „Herzeleid? was wollen Sie damit sagen?"

— „Sie, großer Menschenkenner, wie sollten Sie das noch nicht wissen! Ich meine, die alte, ewig neu bleibende Geschichte, wie unser Heine sagt."

— „Ach so!" hob Bernhard an, während es in seiner Brust zu klopfen begann. „Die Lage seiner Mutter macht ihm jetzt auch Herzeleid: Ehrhard ist ein guter, sehr guter Sohn — Sie hätten dieses eben so gut meinen können."

„Der Mutter Lage macht ihm gewiß Herzeleid, aber ich glaube doch, das schneidet nicht so tief!“ sagte Agnes. „Auch gebe ich eine Hoffnung auf, die wie ein Balsam für meine Seele war, — und ich glaube — Er thut es auch!“

— „Hoffnung muß man niemals aufgeben,“ entgegnete Bernhard, das Haupt erhebend. „Ein Frauenherz birgt alle erdenkliche Wiedersprüche, es hält schwer, dem Zusammenklang der Schwingungen ihrer Gefühlssaiten zu folgen, aber die Dissonanzen sind oft nur Harmonie, die unserem Mannesherzen gleich einem ungeübten Ohr, zu fassen und zu verstehen schwer fällt.“

— „Oh all die Poesie, die ich in dieses Wesen hineingelegt hatte!“ rief Agnes aus. „Sie ist zum grauen Spinngewebe geworden, in das mein Herz wie die harmlose Fliege seine Flügel verstrickt hat. Ja, diese Art von Seelen, wir vermögen sie doch nicht recht zu verstehen, sie scheinen beinahe aus anderem Stoffe gebildet zu sein.“ — „Oder auch verbildet, durch die Verhältnisse, die sie hier umgeben,“ sagte Bernhard — und war es ein Widerschein des aufflackernden Feuers im Kamin, war es Freude und Hohn über seine Malice, in seinen Augen leuchtete es plötzlich hell auf.

Agnes schwieg, den Kopf gedankenvoll gesenkt; Bernhard schwieg auch, scheuend das Wort, das sein Nichtwissen verrathen konnte, und auf das Wort gespannt

und lauernd, das über Agnes Lippen kommen, und Ehrhard's Liebe verrathen sollte... „Sahen Sie heute Fräulein von Halleck?" hob Agnes endlich an. „Ich blieb stehen und sah ihr nach — wissen Sie es noch?"

— „Oh ich weiß wohl!" sagte Bernhard. „Sie war sehr blaß, schien sehr betroffen, Sie zu sehen — und ich dachte noch daran, doch — ich darf jenen Namen nicht aussprechen — Sie haben es verbeten."

„Was sagten Sie?" — fiel Agnes ihm ins Wort.

— „Noch nichts, Agnes!"

— „Aber was wollten Sie sagen?"

— „Wenn ich darf — nun — daß Baron Horstmar wieder guten Geschmack bewährt."

— „Und warum dachten Sie das?" fragte Agnes mit klangloser Stimme.

— „Warum? Ist Fräulein von Halleck nicht auch jung und schön? Es war ja Horstmar's Haus, aus dem sie heraustrat. — Er wohnt dort ganz allein; soll ich noch mehr sagen?"

— „Bernhard!" rief Agnes, seinen Arm erfassend. „Sind Sie ganz sicher, daß es sein Haus war?" Ein tiefer Schmerz wurde in dieser Frage laut.

In Bernhard stand einen Moment das Leben still.

„Wie?" sprach er tonlos: „und Ehrhards Liebe ist dieses Mädchen?" Agnes bedeckte das Gesicht mit ihren Händen und Bernhard blickte frohlockend empor.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Zu spät!

Die Weihnachtsglocken läuten, gläubige und ungläubige Christen strömen nach den Kirchen. — Doctor Trost, Johanna und Marie gehen zusammen nach dem Dom, — und ihnen entgegen kommt Bernhard gegangen. — Er grüßt ehrerbietig und geht vorüber, aber Mutter und Tochter haben beide den Gedanken, daß er anders gegrüßt, anders ausgesehen hat, als sonst. — Johanna denkt an den letzten Abend — und an Gottes Gnade, die wunderbar Herzen und Schicksale der Menschen lenkt — Marie fühlt beklommen, daß sie eine Sorge mehr in's Gotteshaus hineinträgt.

Bernhard geht unterdessen weiter, erreicht Horst-

mars Wohnung, durchschreitet ohne Anmeldung mehrere Gemächer, öffnet eine Thür, und steht vor Erwin, der nachläßig in einem Sessel lehnt. — Abseits an einem Tisch sitzt Verneck, mit Schreiben beschäftigt.

— „Schon so früh!“ sagte Erwin, unbeweglich bleibend — und nur mit diesen Worten den Hereingetretenen begrüßend. — Verneck reichte schweigend Bernhard die Hand, und neigte sich dann wieder über die vor ihm liegende Arbeit.

Es waren offenbar ganz unerwartete Eindrücke, die der schwarzäugige Mann empfangen hatte. Vernecks Anwesenheit — und schweigsamer Gruß, und ein eigener Ausdruck, der ihm in Horstmar's Auge begegnet, hatten ihn einen Augenblick verwirrt, aber Bernhard war schnell Herr seiner selbst geworden, und nachdem sein Blick von Verneck und den auf dem Tische liegenden Papieren — mit einem gewissen Ausdruck von Verständniß langsam zu Erwin hinübergestreift war, sagte er gelassen: „Ich komme dir ungelegen; wie ich sehe, hast du Geschäfte zu erledigen? Ich werde um einige Stunden wiederkommen.“

— „Ich habe allerdings Wichtiges zu erledigen,“ — entgegnete Erwin. „Doch da ich voraussetzen muß, daß dich etwas Besonderes hergeführt hat,

so bitte ich dich, es mir gleich mitzutheilen — denn später ist meine Zeit vollständig in Anspruch genommen."

Auf diese Antwort war Bernhard nicht vorbereitet gewesen. Ein Schimmer von Farbe durchlief sein Gesicht und gab seinem Auge einen anderen Glanz — die Lippen schlossen sich fest, wie wenn ein Gedanke sich bewegt hätte, der nicht laut werden darf. „Ich werde morgen kommen" — sagte er dann.

— „Morgen? Morgen bin ich nicht mehr hier!"

— „Und wo wirst du dann sein?"

— „Auf Reisen."

— „Auf Reisen?" — wiederholte Bernhard lächelnd.

— „Ich gehe nach Deutschland," sprach Erwin.

— „Und so urplötzlich hast du dich dazu entschlossen?"

— „Zu einem Entschluß bedarf's bei mir auch nur des Augenblicks. Ich bin, wie du weißt, ein Feind der Berechnungen, der langen Umwege, der zagenden Unentschlossenheit, die stets einen Keim des Bösen bergen."

— „So!" sagte Bernhard ironisch — — „Nun ich bin ganz anders geartet," fuhr er fort. „So

hätte ich seit gestern Morgen darauf gerechnet, dich heute gerade sehr wohl aufgelegt zu finden — und wäre deshalb gekommen, um dir eine Mittheilung zu machen, die — abermals in Folge einer Berechnung — dir, wie ich es dachte, sehr nützlich werden müßte. — Ich habe mich aber wohl getäuscht, denn du bist schlechter gelaunt denn je."

— „Du täuschest dich jetzt" — unterbrach ihn Erwin, während der Farbenwechsel auf seinem Gesichte Bernhard verrieth, daß er verstanden worden — „Meine Stimmung ist heute so gut — wie lange — lange nicht."

Verneck erhob jetzt zum ersten Mal den Kopf. Er sah auf Erwin, dann auf Bernhard — und neigte sich wieder auf das vor ihm liegende Schriftstück. — Es hatte eine tiefe Wahrheit in diesen Worten gelegen, die Erwin eben gesprochen; der Klang der Stimme, das Auge — der ganze Mensch hatten es bezeugt und in Bernhard begann es zu kochen. Erwin, dem Martha folgen würde, sah er glücklich, in einem anderen Lande — er sah die Zeit die Furchen des Grames auf Ehrhards Zügen verwischen — und das Lächeln der Liebe ein Gesicht so anziehend machen, daß er es lieber im Sarge als in Ehrhards Armen sehen wollte.

— „Warum berührt dich meine Reise so unan-

genehm?" sagte jetzt Erwin, einen eigenthümlichen Blick auf Bernhard heftend. — „Als ich vor jenen Jahren zurück dir eine ähnliche Mittheilung machte, war es dir auch nicht recht. Hast du etwa wieder Sorge für mich? Ist es wie damals — eine Rechnung, die ich plötzlich durchstreiche, ehe du die Summe zusammen gezogen?"

Bernhard schwieg einen Moment — gleichsam um sein Auge sprechen zu lassen, und erwiederte dann mit kalter Ruhe: „Ich denke, Horstmar, daß meine Voraussicht — damals — eine sehr richtige gewesen, und daß du die Summe der Folgen, die dein rascher Entschluß dir zugezogen hat, schwer und bitter genug zu bezahlen bekommen."

— „Ich bitte dich, nicht zu vergessen, wen du vor dir hast" — sagte Erwin mit erhobener Stimme — „und dir ferner Folgendes zu merken! Wenn die Baronin Horstmar meiner nicht werth gewesen wäre, auch dann würde ich nicht dulden, daß man ihr Ehrerbietung schuldig bliebe. — Aber als letztes Wort sei dir gesagt, daß ich Ihrer nicht werth gewesen bin."

Von Bernhard sich abwendend und mit einer gewissen Bitterkeit setzte er hinzu:

„Edith Horstmar ist ein Engel, — eine Heilige, der alle edlen Herzen dienen."

Verneck's Feder stand still, sein kluges Auge war auf Bernhard gerichtet. — War es dieser Blick, der Gelassenheit gefordert, oder die Scheu, entfesselter Leidenschaftlichkeit die Stirn bieten zu müssen, oder der dämonische Gedanke, daß der Hohn bisweilen tiefer als die schärfste Waffe verletzt — aber Bernhard verneigte sich tief, während seine bleichgewordnen Lippen die Worte sprachen — „Es freut mich, daß du zu dieser Einsicht gekommen bist, und, was ich gesagt, nehme ich jetzt gern zurück."

Auf dem weichen Teppich, der den Boden deckte, blieben seine Schritte lautlos. Er war schon im Nebenzimmer, als Erwin bemerkte, daß er gegangen sei.

— „Gemeine — unverschämte Creatur!" rief er aus.

— „Du hast ihn übel behandelt, Horstmar," sagte Verneck.

— „Willst du ihn vertheidigen?" versetzte Erwin, während Zorn in seinem Auge blitzte, Verachtung um seine Lippen zuckte.

— „Ich kenne ihn nicht genug, um seine Vertheidigung übernehmen zu können," erwiederte Verneck begütigend. „Aber er ist dein langjähriger Bekannter gewesen, ein Mensch, zu dem du doch in nähere Beziehungen getreten bist."

— „Ein Mensch," unterbrach ihn Erwin — „dem ich aus Mitgefühl die Hand gereicht habe, um ihm aus drückender Noth herauszuhelfen, und der sich an mich doch nur geschlossen hat, um mein Vermögen und meinen Namen für sich auszubeuten." —

— „Bist du dessen so gewiß?"

— „So gewiß, wie daß ich jetzt zum letzten Mal mit ihm gesprochen." — Erwin schwieg eine Weile, und begann dann mit tiefem Ernst: „Zufall nennen es Einige — Vorsehung Andere — wie ich es bezeichnen soll, weiß ich jetzt nicht — jedenfalls ist es etwas Geheimnißvolles, ein unfaßbares Etwas, das nicht allein in uns selbst — zur rechten Stunde gewisse Abschlüsse vollziehen läßt, aber auch von Außen her mancherlei Fäden uns zuführt, damit wir sie betrachten, zerreißen, oder einen bedeutsamen Knoten daran knüpfen. Einen Faden habe ich heute zerrissen — und mit Recht!"

Verneck hatte die Augen gesenkt und saß regungslos.

— „Ich habe Bernhard niemals meines Vertrauens gewürdigt," hob Erwin nach einer Pause wieder an — „und lieb gewinnen konnte ich ihn gleichfalls nie. — Er war blutarm, ich habe mich seiner angenommen, und auch darum seine Nähe geduldet. — Er hat Verstand, eiserne Ausdauer, und

große Arbeitsfähigkeit — das habe ich an ihm geschätzt, aber der gemeine Charakter hat mich stets angewidert. Er ist zu feig, um sie mit seinem innern Sein in entsprechender Weise ans Tageslicht zu wagen, aber zu jeder Schändlichkeit dennoch fähig — wenn das Dunkel sie deckt — oder fremde Gesinnung ihn schützt. In letzter Zeit habe ich ihm meine Nichtachtung oft genug bewiesen, und seine Nachrechnungen bezahlt, wie die Anforderungen eines Schurken, den man los sein will; wundern muß es mich, daß er mich dennoch wieder aufgesucht — doch genug von ihm! Bist du bald fertig?" —

— „Ich bin es," sagte Verneck. — „Ueberlies es selbst."

Erwin nahm ein Papier vom Tische, Verneck stand auf und trat ans Fenster. — Mit ernstem gedankenvollem Ausdruck schaute er hinaus und fröstelte, obwohl ein heller Sonnenstrahl über ihn hinweg ins Zimmer fiel, und ein brennender Kamin Wärme um ihn her verbreitete. — Er hörte nicht die laute Bewegung auf der Straße, — aber jede Bewegung des Papiers in Erwins Hand . . . Er wußte es, als dieser zu Ende gelesen und die Feder genommen, um seine Namensunterschrift zu machen. Jetzt wandte er sich um und trat an den Tisch zurück.

— „Hier ist es," sagte Erwin und Verneck's

Auge auf seine Schriftzüge lenkend — fügte er mit einem Lächeln hinzu — „Da steht und wird bleiben „Erwin Horstmar." — Von diesem, der dir jetzt die Hand mit Dank reicht, wird bald nicht so viel auf dem Erdenboden sein, als jene Stäubchen, die das Sonnenlicht uns aufdeckt, und wenn die Welt mit allen ihren Thränen mich zurückriefe — und Alles, was athmet, für mich das Leben hingäbe — Vergeblich! dieses Ich ist dahin!"

Verneck hielt Erwins Hand fest in der seinen, die Augen waren ihm feucht — und mühsam gewann er die Sprache wieder. — „Das kann und muß sich jeder von uns sagen," erwiederte er. „Doch du thust Unrecht, das Ungewisse in Gewißheit zu verwandeln. Es ist eben so leicht möglich, daß dein Gegner fehlschießt und du bald wieder hier bist."

— „Gewiß nicht!" sagte Erwin. „Es ist nicht meine Phantasie, welche mit trüben Farben malt — es ist ein eigener Widerspruch in meinem ganzen Sein. Es ist das Leben, das sich vom Leben löst, weil es einmal so sein muß. — Alles, was das Herz an diese Welt fesselt, spricht lauter und deutlicher — denn je — das Blut in den Adern rinnt heiß und frisch — als sollte es wenig rinnen; der Geist bewegt die Schwingen, als fühle er eben erst — wie weit sie tragen — und dennoch! ein dunkler

Strich — so schwarz — wie nur der Tod sein kann — überall — und immer wieder! — Er ruht auf dem Herzen, und jeder Schlag muß ihn fühlen — er hat sich in das Auge hineingeschlichen — und wohin dieses sich auch wendet — er ist immer da. — Das Blut fühlt ihn auch — seine Wellen drängen sich die eine auf die andere — als wollten sie den dunklen Gast hinausstoßen... Vergeblich! Er bleibt! — und was das Herz fühlt, das ist sein eigenes Stillstehen, was das Auge sieht — das ist die ewige Nacht, und was das Blut schneller treibt — das ist die Ahnung seines Erkaltens!" —

Erwin schauerte zusammen, und sich rasch abwendend ging er mit gesenktem Kopfe einige Mal durch's Zimmer. Dann blieb er wieder vor Verneck stehen. „Wir haben keine Zeit zu verlieren," sagte er mit weicher, aber fester Stimme. „Nimm das Paquet für meinen Schwiegervater — und den sogenannten letzten Willen, bringe sie in Sicherheit, und komme dann wieder, um mich abzuholen."

— „Um zwei Uhr werde ich hier sein!" — entgegnete Verneck, die Papiere zu sich steckend. —

Die Sonne neigt sich zum Horizont herab; vergoldend fallen ihre Strahlen auf das reich mit Silber verzierte Angespann eines Schlittens, der vor Horstmar's Hause steht, — sie fallen auf die dunkelblaue

Decke, die sich noch über den Sitz legt und weben hinein des Himmels lichtes Blau. Erwin und Verneck treten jetzt aus dem Hause, sie nehmen neben einander Platz und die Thüre schließt sich, schwer und dumpf — für Erwins Ohr.

Der Schlitten hat bald die Stadt hinter sich gelassen und gleitet an den Gartenanlagen vorüber. Jetzt erhebt Erwin das Auge — zu den Fenstern eines Hauses, und obwohl die Pferde vorüber eilen — so sieht er doch eine Fülle blonder Locken, ein feines Angesicht so zart und ernst, als hätte tiefes Leid ein Kindesantlitz angehaucht und dort seinen Ausdruck gelassen, und er sieht eine kleine, feine Hand, die einem Knaben das Haar aus der Stirne streicht, wie wenn die Mutter besser in dessen Augen schauen wolle, und diese Augen sind so dunkel — und so feurig — sie glänzen von Oben herab — bis in das Herz des Vaters hinein, der mit klopfendem Herzen die Hand an seine Mütze führt — und mit entblößtem Haupte sich neigt — vor dem lachenden Kinde, und der sanften Mutter, die ihn auch erkannt. — Aber sie — sie war nicht da, die jetzt vor seine Seele tritt. — Ob sie wohl weint — und an ihn denkt? Ob sie wohl Thränen für ihn haben wird — wenn sie, die arme Edith in ihren Armen

stützend — diese zu trösten — und zu beruhigen versuchen wird? — So dachte Erwin — und der Schlitten flog weiter! —

Aber jetzt plötzlich wankt die Empfindung, die kalt beherrscht der dunklen Stunde ruhig zuströmt ... Der Schlitten flog weiter, — aber Erwins Herz reißt ihn zurück — zurück zu seinem Weibe, zurück zu seinem Kinde. — Noch einmal will er Edith in seinen Armen halten, noch einmal die Wonne des Lebens kosten — noch einmal seinem Knaben in die Augen schauen. — Der Muth wird ihm darum nicht brechen, aber es wird ihm wohl werden um's Herz! Der Schlitten gleitet immer weiter — Erwin greift nicht in die Leine, aber vor seinen Augen wird es dunkel. — O welch' ein eitler Knabenwahn! Dem Tode sah er trotzig — ohne Scheu in's Angesicht — und den Mann, der ihm Achtung abgezwungen, wollte er fliehen! nicht vor ihn hintreten mit einem Schuldbewußtsein und Versöhnung ihm bieten! An Edith — der Schuldlosen, der Armen — würde jetzt die Schwäche sich rächen — Ediths Traum noch herber werden! — Oh Edith! — arme Edith! —

Die Leidenschaft in Erwin, von der er Kraft erborgt, wird matt — sie wird farblos — wie die Zukunft, die er vor sich sieht — „Zurück — zurück um Edith und ihren Vater zu versöhnen — um die

letzte Wärme seines Lebens an ihrem Herzen zu lassen!"

Erwin hört die Pfeife des Kessels, die Locomotive rollt schon heran um sich vor den Zug zu spannen, sein Schlitten steht still. — Zu spät! — zu spät! — und Erwin hat es überwunden. —

— Im Wartesaal auf einer Bank sitzt Dr. Trost und mustert mit gespanntem, sorgenvollem Blick die sich sammelnden Reisenden. — Jetzt tritt Erwins hohe Gestalt herein — und der alte Mann erhebt sich und geht ihm entgegen — „Herr Baron — erkennen mich vielleicht nicht?" — beginnt er mit stockender Stimme. Erwin stutzt — fährt mit der Hand über die Augen — „Dr. Trost? ich habe Sie in Dornfeld gesehen."

— „Ja, Herr Baron! Vergeben Sie mir, wenn ich mich jetzt zu Ihnen dränge. Es geschieht für einen Anderen. — Vor einer Stunde erst — habe ich erfahren — daß Sie die Geschäfte von Frau von Halleck geleitet, und daß Sie in's Ausland reisen. — Gewiß — ich würde jetzt im letzten Augenblicke nicht gekommen sein, wenn es nicht gälte — einem Menschen — zu helfen." — —

Der helle Klang der Glocke läßt sich zum ersten Male hören — und aus der Menge, die sich jetzt zur Thür bewegt, tritt Verneck heran — und meldet

Erwin, daß Alles besorgt sei. — — „Ich bitte, Herr Doctor — sagen Sie mir rasch Ihr Anliegen," spricht Erwin mit bebender Stimme und bleichen Lippen.

— „Hier — hier ist ein Schuldschein." — Die Hand, die ihn reicht, zittert wie ein dürres Blatt: „Sagen Sie nur, Herr Baron — an wen ich mich zu wenden haben werde?" —

Erwin hat in das offene Papier hineingesehen — — „Ehrhard! doch nicht die Mutter von Walther Ehrhard?"

— „Dieselbe, Herr Baron!"

— „Oh mein Gott!" ruft Erwin aus, „warum sind Sie nicht früher zu mir gekommen?"

— Er geht rasch einem Tische zu — nimmt Blatt und Bleistift aus seiner Brieftasche, schreibt mit fliegender Hand — und die Glocke ruft zum zweiten Mal. —

— „Hier, Verneck — siehe zu, daß es leserlich bleibt, und gieb es eigenhändig ab. — Ich habe gethan — was für den Augenblick möglich war" — fährt Erwin fort, zu Trost sich wendend — „Ich hoffe, daß Alles bezahlt wird — leben Sie wohl, grüßen Sie Ehrhard recht, recht herzlich von mir!" —

Erwin ist fort — Verneck mit ihm. Der alte Trost stützt sich auf die Lehne einer Bank und senkt

die trüb gewordenen Augen — da hört er die Glocke zum dritten Mal rufen — und das dumpfe Getöse des fortrollenden Zuges. —

Nein, sie war nicht da gewesen; sie hatte ihn nicht gesehen! Mit gebrochenem Muth war Martha von Erwin heimgekehrt; zum ersten Mal war sie irre geworden an sich selbst — und an Allem! — Sie schreckt zurück vor der Bewegung des Lebens, aber in der Stille ergreift sie namenlose Angst — und fliehen möchte sie wieder, wo das Leben betäubend rauscht. Sie flieht die Helle — und sie flieht das Dunkel, sie fürchtet das Auge der Menschen, und vor dem eigenen Blick belebt sich immer wieder ein Bildniß, dem sie noch mehr entrinnen will. — Der Ruf der Pflichten ist jetzt leerer Schall geworden, — dahin ist der Friede eines guten Gewissens! Böse Geister durchziehen ihr Herz! — Reue wälzt sich stöhnend ihnen nach und ruft jammernd aus: „Was hast du gethan?“ versenkt sich dann wie erstarrend in jene Stunden, die kein Sehnen zurückbringt, — und das Bewußtsein einer Schuld wird immer schwerer, immer greller, wächst riesenhaft, bis es nicht mehr zu fassen ist — und die Gedanken sich verwirren. Sie schreibt an Walldorf: sie sagt ihm die schreckliche Kunde — sie bricht das Ver-

sprechen, welches sie Erwin gegeben — und dann wieder vernichtet sie das Blatt. — Es kann ja nichts mehr helfen — nur neue Qualen geben! —

Ein langer, gedehnter schrillender Laut zieht durch die Luft und schreckt Martha auf, aus dem Schlummer der Erschöpfung. Es ist der Frühzug, der forteilt, viel rascher noch eilen jetzt wieder Martha's Gedanken, — kurze Pausen, — zu kurz, um einen Entschluß im Herzen loszulösen — dann fort und immer fort einer bangen Stunde entgegen, die kommen wird, und wo die Glocke schlagen wird, die den Abgang des Abendzuges verkünden muß.

Die Sonne neigt sich zum Horizont herab — vergoldend fallen ihre Strahlen auch in ein Fenster des Walldorffschen Hauses und Edith verläßt es so plötzlich. Ihr ist so wonnig, aber ach! auch so weh um's Herz geworden! Sie hat ihn gesehen — sein Blick war so gut — und so sanft — in Ediths Herz zieht Hoffnung ein — doppeltes Leben, auch doppeltes Weh. Sie hört nicht den gellenden Ton, der jetzt wieder die Luft durchdringt — dankend, zagend, steht Ediths Seele vor Gott — während Martha im Nebenzimmer zu beten versucht. —

— — — — — — — — —

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Vater und Tochter.

Es war Sonntag — Ule's „Buch der Natur" lag wieder aufgeschlagen auf dem kleinen Tische am Fenster, und Tante Frieda saß wieder davor. Die kleinen unstäten Augen waren mit einer gewissen Anstrengung auf die Blätter geheftet, so als ob die alte Frau nicht mit dem Verstande allein, aber auch mit ihren Sehnerven — aus jenen Blüthen der Wissenschaft die Wahrheit einsog, — um gleich der Biene, welche den Honigseim in die Wachszelle trägt, den Nahrungsstoff für ihren unsterblichen Geist in die Hirnkammer zu bringen. —

Kurt und Heinz spielten am Kindertisch und Adolf Verneck las die Zeitung, ein wachsames Auge für seine Kleinen behaltend. Diese und der Cana-

rienvogel in seinem Käfig waren sehr munter, und sehr laut, und Verneck bemerkte erst ein vor ihn hingelegtes Telegramm, als das Dienstmädchen, welches es gebracht, ihn darauf aufmerksam machte.

Hastig griff er darnach und riß den Umschlag auf. — Die Augen von Tante Frieda ruhten jetzt mit gespannter Erwartung auf den Zügen ihres Neffen. „Adolf! von wem ist das Telegramm?" wagte sie endlich zu fragen.

— „Von Erwin's Vetter."

— „Doch nicht todt?" stammelte die alte Frau mit versagender Stimme. —

— „Das nicht! er lebt — ist aber schwer verwundet."

— „Oh Gott! Oh Gott!" stöhnte Tante Frieda ihr Gesicht in den Händen bergend und mit klagenden Lauten das graue Haupt hin und herwiegend — „Mein Fritz! mein armer Fritz!"

Verneck saß unbeweglich, ernst — gedankenvoll da. —

— „Adolf! wer pflegt ihn?" fragte die Tante wieder. —

— „Der Arzt und sein Vetter." —

— „Mein Fritz! — mein armer Fritz!" rief abermals die alte Frau.

Die Kinder und der Canarienvogel, von ernsten

Dingen nichts ahnend, waren sehr laut und sehr munter, und Tante Frieda fühlte sich bald gedrungen, den kleinen Kurt zu berufen, und das Vogelbauer mit einem dunklen Tuche zu verhängen.

— „Warum das?" fragte Kurt.

— „Lasse die Kinder nur lachen, und den Vogel singen," sagte jetzt Verneck, sich umwendend. Die alte Frau zog das Tuch wieder ab, und ging lautlos auf ihren Platz zurück. —

Vogelgesang, muntere Stimmen schallten im Zimmer, während Neffe und Tante schweigsam jedes für sich den eigenen Betrachtungen nachhingen. Da erhob sich Verneck, der Adda kommen hörte, und ging dieser entgegen. Bald sah Tante Frieda beide hereintreten, Adda stützte den hübschen Lockenkopf an die Schulter des Gatten, der sie umschlungen hielt. — Was sich liebt, drückt sich fest aneinander, wenn die Gestalt des Todes hervortritt und an das Ablösen mahnt . . . Adda nahm das inhaltschwere Blatt vom Tische und während sie die ersten Worte las: „Schwer verwundet — fast hoffnungslos" — wurden ihre Augen wieder feucht.

— „Ich muß das Ende der Kirchenzeit abwarten, um zum Grafen zu gehen," hob jetzt Verneck an — während er und Adda sich nebeneinander auf das Sopha setzten. —

— „Dieser kurze Aufschub ist mir lieb — denn es ist ein peinlicher Auftrag, der mir geworden ist. Mit dieser Nachricht" — fuhr er nach kurzer Pause fort — „verbindet sich noch eine Erklärung, die schmerzlich genug für Vater und Tochter sein wird und Martha's Stellung unhaltbar macht."

— „Was meinst du damit?" — fragte Adda.

— „Horstmar hat seinem Schwiegervater, und seiner Frau geschrieben und diese Briefe enthalten ein offenes Bekenntniß. — Auf die Bemerkung, die ich machte, daß diese Aufrichtigkeit Martha sehr schaden könnte, — meinte er, daß ich mich täusche — und ich schwieg, denn der Augenblick war nicht dazu geeignet, seine idealistischen Ideen zu bekämpfen; — wir waren schon auf dem Wege zum Bahnhof."

— „Arme, arme Frau!" — rief Adda aus.

— „Martha ist auch sehr zu beklagen" — versetzte Verneck. — Beide schweigen eine Weile. — „Wir müssen sie aufnehmen" — sagte dann plötzlich Adda. „Du mußt ihr den Vorschlag machen, bei uns zu bleiben, bis ihre Mutter wiederkehrt: es wäre mir so lieb ihr einen Beweis zu geben, daß wir ihr von Herzen gut sind."

— „Und du wirst nicht eifersüchtig werden?" fragte lächelnd und sie küssend Verneck.

— „Schäme dich doch!" erwiederte Adda, sich

zurückziehend. — „Ich denke, du wirst es nicht wie Horstmar machen?“

— „Wer weiß!“

— „Ihr Männer tauget in gewissen Dingen doch alle nicht viel!“ sagte Adda kopfschüttelnd, und einem zweiten Kusse entschieden ausweichend. —

Mann und Frau führten jetzt mit den Augen ein stummes Zwiegespräch — und ein dumpfer Ton am Fenster verhallte unbeachtet, wie das Trillern des Vogels. — Tante Frieda stand auf — und ihre gebeugte schmächtige Gestalt glitt rasch durch das Zimmer im Augenblicke, wo Adda ihre Lippen bereitwillig schloß um den Kuß zu empfangen, welcher das erfolgte Einverständniß besiegeln sollte.

— „Es scheint, — ich habe die Alte gekränkt!“ sagte jetzt Adda, der sich Entfernenden mit dem Auge folgend.

— „Warum führst du auch jetzt solche Reden?“ erwiederte Verneck, indem er sich gerade umwandte und in Zügen und Stellung den Ausdruck eines tiefen Ernstes wieder aufnahm. Auch Adda's Gemüth öffnete sich von neuem für Theilnahme und Mitgefühl — und während Mann und Frau die Folgen besprachen, die Horstmars wahrscheinliches Ableben nach sich ziehen mußte, saß die alte Tante Frieda vor einem altmodischen Kasten, der ihre

Kostbarkeiten barg. — Sie hatte Erwins Bild daraus hervorgezogen, — Erwin als Knabe, — wie sie ihn oft gesehen, im alten Schulhause, wo sie bei Adolfs Mutter gelebt und den kleinen Haushalt besorgt hatte. Zahllose Freundlichkeiten, zahllose Liebesdienste, die sie selbst und ihr Fritz als Kind von Horstmar empfangen, wurden jetzt in ihrer Erinnerung lebendig. — Viele sonnenhelle, viele stürmische dunkle Tage, an denen der junge Majoratsherr von der Jagd heimkehrend bei Tante Frieda verbracht hatte um ihr das erlegte Wild zu geben — und wo sein Anblick, der Klang seiner Stimme ihr Herz und das Herz ihres Kindes erwärmt und erfreut hatten.

Obwohl die alte Frau seit fünf Jahren schon bei ihrem Neffen lebte und diesem zu Liebe den Haushalt ihres Seelenlebens in Ermangelung eines Andern zu ordnen bemüht war, viel Neues hineinzubringen und viel Abgenutztes hinaus zu weisen, sich bestrebt hatte — so verfiel sie doch jetzt wieder in eine frühere Gewohnheit, den alten Kram der Erinnerungen mit dem Hauche ihrer Liebe aufzufrischen. — Zuletzt vermochte sie nicht mehr ihren Fritz von Erwin zu trennen — und Gedanken der Sorge um ihr entferntes Kind wurden so groß und tief, daß sie auch wieder in einen alten Zustand gerieth, und zu weinen begann, als hätte sie Jahre-

lang angesammelte Thränen aus ihrem Herzen jetzt herauszuweinen. —

Derweile hatte sich Verneck zu seinem schweren Gange umgekleidet. — Er steckte jetzt das versiegelte Paquet, welches Erwin ihm zur Uebergabe an Walldorf anvertraut, und das inhaltschwere Telegramm zu sich und verließ sein Haus. —

Verneck hatte zwar den Grafen schon früher gesehen, war aber nie in persönliche Berührung mit ihm gekommen. Seine Anstellung in der Residenz hatte er ihm zwar zu verdanken gehabt, — aber diese Vergünstigung war ihm nur zu Theil geworden durch die Vermittelung Erwins, der mit einem in der Provinz lebenden Verwandten des Grafen befreundet war. Verneck war ein Mann, der mitten in der Strömung der Neuzeit dastand — ihm erschien keine Kluft zu tief, keine Höhe unerreichbar; er sah von Oben herab auf jenes alte, stellenweise schon zerrissene und dennoch immer stark bleibende Netz von Satzungen, das gleichsam einen Theil des Erdbodens überzieht, zum steten Hemmniß für das hastige Vorwärtsdrängen der Zeit.

Aber Verneck war wie viele Genossen noch unbeholfen und befangen auf dem Schachbrett des socialen Lebens; und ob er sich auch erhaben fühlte über die Größen, die sich darauf bewegten, es war

ihm nicht behaglich ihnen gegenüber zu stehen. Nicht allein die Trauerbotschaft, die er zu überbringen hatte, und nicht die Erfüllung eines in sehr ernster Stunde ihm gewordenen Auftrags beschleunigte jetzt seinen Athem, als er sich bei dem Grafen melden ließ; es war auch das ihm bevorstehende Zwiegespräch mit einem Manne, der eine der hervorragendsten Stellungen im Reiche bekleidet hatte, die ihn zagen machte. —

Als Verneck eintrat, erhob sich Walldorf, der an seinem Schreibtische gesessen und trat ihm ein paar Schritte entgegen. — „Sie zählten, wie ich mich zu entsinnen glaube, in den Reihen unserer Justizbeamten in der Residenz?“ hob er an.

— „Vor vier Jahren, Excellenz!“

— „Und Sie sehnen sich nicht in die kalte Hauptstadt zurück?“ fuhr Walldorf fort mit einem Lächeln, das die ernsten Züge erhellte, und bestimmt zu sein schien, dem bleichen und merklich befangenen Beamten, der vor ihm stand, aus der gezwungenen Haltung herauszuhelfen.

— „Familienverhältnisse riefen mich zurück,“ erwiederte Verneck — „und haben mich gezwungen, eine bleibende Stellung hier im Lande zu suchen.“

— „Die Sie auch gefunden haben?“

— „Ja, Excellenz! Doch nicht als Beamter, nicht

in geschäftlicher Eigenschaft sehe ich mich heute veranlaßt vor Ihnen zu erscheinen. — Baron Horstmar" — der Graf wechselte die Farbe — „hat ein Duell gehabt", — fuhr Verneck fort.

— „Und ist geblieben?" — unterbrach ihn Walldorf.

— „Nein, Excellenz! nur schwer verwundet. — Hier ist ein Telegramm, das ich so eben erhalten, von seinem Vetter, dem Baron Torner, der Secundant gewesen" — Walldorf, der jetzt mit völlig entfärbtem Geschichte dastand, nahm das Blatt; — er las und reichte es dann zurück. —

— „Haben Sie mir noch etwas zu sagen?" fragte er.

— „Hier sind Briefe, Excellenz!" — erwiederte Verneck, ein versiegeltes Paquet dem Grafen hinhaltend, „die Baron Horstmar — vor seiner Abreise — mir zur Uebergabe eingehändigt hatte." —

— Walldorf nahm das Paquet, — trat an den Tisch zurück — und legte es hin.

— „Wäre das — Alles?"

— „Alles — Excellenz!"

— „Sie haben einen traurigen Auftrag zu erfüllen gehabt —" sprach jetzt der Graf, — „es hat nicht in meiner Macht gestanden, Ihnen diese Ver-

pflichtung abzunehmen" — setzte er hinzu, Verneck die Hand reichend.

Dieser entfernte sich, — aber die Wehmuth, die aus Walldorfs Worten herausgesprochen hatte, der Klang seiner Stimme, gebrochen und dennoch fest, und der Blick, dem Verneck begegnet war, die nahm er mit sich fort — und lange hat er sie nicht vergessen können. —

Während Walldorf, in seinem Zimmer eingeschlossen, Erwins Briefe las, saßen Martha und Edith in einem hellen Gemache, beide beschäftigt mit der Stickerei eines Teppichs, den Edith mit einem besonderen Gedanken begonnen — und bald zu vollenden bemüht war.

— „In dem Erkennen eigener Schuld liegt auch eine wunderbare Lebenskraft," sagte plötzlich Edith mit ihrer Arbeit innehaltend. — „Wenn die Fähigkeit zu dieser Erkenntniß mir gefehlt hätte, ich glaube, ich wäre todt — oder — wäre wahnsinnig geworden. — Der Drang, das Verschuldete gut zu machen, welcher eine natürliche Folge dieser Einsicht ist, hat stets in meinem Leben der Sorge und dem Schmerz entgegengewirkt, so daß diese mich nie ganz niederdrücken konnten."

— „Ich fasse vollkommen, was Sie sagen", er-

wiederte Martha — „aber aus Ihrem Munde Solches zu hören, kommt mir doch unerwartet."

— „Und warum denn, Martha?"

— „Weil Sie, Edith! sich keiner Schuld bewußt sein können."

— „Oh mein Gott! und wie oft in diesen letzten Tagen wieder habe ich meinem armen Vater das Herz so schwer gemacht! Ich bin auch meinem Kinde viel schuldig geblieben, — wie manche Gedanken sind mir fern gewesen, die Raum und Leben in mir hätten behaupten und gewinnen müssen." — Edith hielt einen Augenblick inne, und fuhr dann fort — „Erst gestern Abend — mein Vater sah so unaussprechlich müde aus: ich wurde mir bewußt, woher es kam, da habe ich mir und ihm gelobt — willig mein Schicksal wieder Gottes Fügung anzuvertrauen, — das Hoffen, wie das Bangen zu bekämpfen. Da fühlte ich, wie die eigene Ermattung plötzlich schwand, und ich sehnte mich nach diesem neuen Tage, wie nach der Stunde, die uns Erfüllung eines heißen Wunsches bringt." — Aus Martha's Augen fielen große Thränen auf die Stickerei in ihrer Hand, — unsicher geworden stockte ihre Nadel. Für Erwin's Leben hoffte sie jetzt mit Zuversicht, denn es waren der Tage schon so viele vergangen und noch war keine Nachricht gekommen; — aber

aus den Tiefen ihres Herzens fühlte sie es dennoch herandrängen: Auch sie hatte Vieles gut zu machen — auch sie fühlte die Sehnsucht, eine Trauer mildern zu dürfen.

Edith sah die Thräne — und erschreckt neigte sie sich wieder über ihre Arbeit: — „Vergeben Sie mir", begann sie von Neuem, als sie hörte, daß Martha's Nadel nun wieder gleichmäßig die Stickerei durchzog. — „Ich gedachte eines so hellen Lächelns meines Vaters, das ich heute gesehen, als ich bei ihm saß und das führte mich zu der Betrachtung, die ich unvorsichtig ausgesprochen habe." —

— „Ich muß Ihnen ganz unverständlich erscheinen" — sagte jetzt Martha, ihre großen ernsten Augen, die so tief und dunkel umschattet waren, ruhig zu Edith erhebend.

— „Durchaus nicht — mir ist das Eine klar geworden, und dieses Eine erklärt mir Alles."

— „Was wollen Sie damit sagen — Edith?" —

— „Daß Ihnen noch der Einklang fehlt, der unser Thun und Fühlen zusammenstimmt, selbst wenn das eigene Herz sich ganz verleugnet, und dabei auch langsam verblutet" — setzte Edith leiser hinzu und senkte wieder die Augen. —

— „Mir fehlt dieser Einklang" — erwiederte Martha — „aber es ist eine ungewöhnliche Ver-

kettung der Verhältnisse, die mich in diesen Zustand versetzt hat. — Seit lange schon ist jenem Worte, das frei und ganz aus meinem Herzen drang, der Stempel des Unrechts aufgedrückt. — Für mich haben jene Verhältnisse Formen geschaffen, in welche allein ich meine Gefühle zu legen berechtigt gewesen; — was nicht hineinpaßte, mußte zurückbleiben. — Das hat mein inneres Leben eingezwängt, — mein Herz erschüttert und selbst Entschlüsse und Ueberzeugungen zum Wanken gebracht."

— „Liebe Martha!" — begann Edith bewegt — „Ist es das Licht des Gottvertrauens, das heute meine Seele erhebt, ist es das Lächeln meines Vaters, das mich dankbar stimmt, — aber ich blicke heute ruhiger als seit lange in meine Zukunft, fast mit einer gewissen, wohlthuenden Zuversicht und auch für Sie, Martha, kommt über mich die Ueberzeugung, daß Sie bald ruhiger sein werden. Gott wird in Ihrem Herzen jene Kraft entwickeln, die Freiheit erringt, und dem Unrecht doch fern bleiben kann."

Edith horchte plötzlich auf: sie sah ihren Knaben von Katy gefolgt herbeigelaufen kommen, der sie zum Großvater rief. — Schnell erhob sie sich und eilte nach dem Zimmer des Grafen. — Sie bemerkte hereintretend den ungewöhnlichen Ernst, der auf seinen Zügen lag, und sah ihn befremdet und fragend an.

— „Edith!“ hob Walldorf an, die Hand der Tochter in die seinige nehmend: „Du hast gestern, als wir uns trennten, den festen Vorsatz ausgesprochen, dein Schicksal willig der Fügung des Allmächtigen zu vertrauen.“

— „Papa!“ — unterbrach ihn Edith — mit erbleichendem Angesicht. „Warst du denn heute nicht mit mir zufrieden? Warum mahnst du mich jetzt daran?“

— „Weil ich dir etwas mitzutheilen habe und bevor ich es thue, dich bitten will, an diesem Vorsatz fest zu halten.“ —

— „Oh Gott!“ sagte Edith zitternd, und ihre Hände faltend — „Sprich es nur aus.“

— „Erwin ist krank, Er ist verwundet worden.“ — Arme Edith! was hilft dein Gottvertrauen? — Ein Schrei durchdringt den Raum — Graf Walldorf hielt fest in seinen Armen die zusammenbrechende Gestalt seines Kindes. — „Er lebt, Edith!“ sprach er mühsam — „Er kann genesen — bei Gott ist Alles möglich.“ —

— „Wo ist er?“ rief Edith, sich aufrichtend und flehend zum Vater emporblickend. — „Eine Tagereise nur — und wir sind bei ihm. — Edith! höre mich an.“ Sie stützte sich schluchzend an seine Brust.

— „Erwin hat sich einem Duell nicht entziehen

können. Ihm gehörte der erste Schuß — und er hat absichtlich fehlgeschossen: die Kugel des Gegners hat ihn getroffen. — Der Arzt und sein Vetter — pflegen ihn — und ich bringe dich zu ihm. — Erwin hat dir und mir geschrieben, bevor er nach Königsberg abreiste, wo das Duell stattgefunden hat."

— „Oh mein Gott!" schluchzte Edith — „Es war sein Abschiedsblick, den ich gesehen!" — Der Vater hielt einen Augenblick inne und begann dann wieder — „Du mußt einen Entschluß fassen — Edith — soll ich für dich lesen?" —

— „Nein, mein Papa — gieb mir den Brief und lasse mich allein". — Walldorf trat an den Tisch, reichte Edith einen Brief hin — und zog sich in das Nebenzimmer zurück, die Thüre hinter sich schließend. — Sie sah die wohlbekannte Handschrift, sie sah die Hand, welche diese Worte: „Für Edith" — geschrieben hatte — und sie weinte laut. Dann erbrach sie das Siegel und las. — Es war eine Bitte um Vergebung. — Wieder wälzte ein neuer Thränenstrom, was das Herz nicht tragen konnte; und dann las sie weiter. — Es war ein Zeugniß seines Herzens, daß sie ihm niemals wehe gethan.

Jetzt bricht Edith ganz zusammen. Das Blatt ist ihren Händen entfallen, sie liegt auf den Knien, und laut und immer lauter wird ihr Klagen. —

Der Vater im Nebenzimmer kann diese Stimmen kaum mehr ertragen; Thränen rinnen auch über sein Gesicht und seine Glieder erzittern, — aber er läßt sie noch allein. — Da wird es stiller, und endlich — so still, als habe Edith zu athmen aufgehört. — Walldorf öffnete die Thür — er sah Edith stehen — das inhaltsschwere Blatt lag auf dem Tische, das Auge starr vor sich gerichtet, — der Blick so todt, die Gestalt so regungslos — wie wenn das Leben in ihr stillstehe. — Er tritt an sie heran — und sie spricht tonlos — „Ich bleibe hier." — „Bei dir!" — rief sie dann aus mit einem Aufschrei des Herzens — und sank an seine Brust. —

Der Vater drückt sie fest — und fester an sich — „Edith!" sagte er dann langsam und weich — „Könntest du ihm etwas nicht vergeben mögen?" —

Sie schüttelte leise mit dem Kopf. —

— „Du wirst zu ihm, Edith! — Gewiß — du wirst es thun." —

— „Er will es nicht!" drang es mit Mühe aus ihrer Brust. — Ja, diese letzte Bitte, die hat den Schmerz in Eis gehüllt; er brennt im Herzen — aber er findet keinen Ausgang mehr. — Die Thränen fließen nicht — das Herz schlägt schwer und dumpf.

„Bei ihrem Kinde soll sie bleiben" — bis der Herr über Tod und Leben auch sein Schicksal ent-

schieden. — Arme Edith! — ihr ist, als hätte sie das letzte Recht an ihm verloren — das Recht der Thränen und der Klagen. — Er will sie nicht! In die fühllose Menge hat er sie hineingewiesen — da muß ihre Stimme verstummen, da muß sie das Angesicht bergen. —

Walldorf, dem Erwin geschrieben hatte, wie er Edith mit den Enthüllungen verschont, die der Brief an ihn enthalten, bemühte sich, die Tochter darauf hinzuweisen, daß Erwins Stimmung und Anschauungen jetzt andere geworden sein könnten — aber Edith war nicht zu überzeugen. — Sie verlangte nach ihrem Zimmer gebracht zu werden — hier war es ihr so eng, so erdrückend eng geworden, daß sie es nicht ertragen konnte.

Walldorf führte sie — es war jetzt nicht die Tochter, es war Erwins Gattin, die sein Arm besorglich stützte und diese Frau bedurfte der Schonung der selbstvergessenen Liebe. Martha sah sie kommen, begegnete dem Auge des Grafen, — und dieses — sagte ihr Alles. Sie fragte sich in diesem Augenblicke nicht, ob Erwin noch lebe, ob er todt sei — sie wußte nur, daß sie jetzt für Edith leben mußte — und als Walldorf das Zimmer verließ, wohin Martha ihnen gefolgt war, sagte ihm ihr Blick, daß

er sich entfernen und ihr die Sorge um die Tochter überlassen könne. —

Eine Stunde war vergangen — Ediths Auge war noch immer thränenlos, die Brust noch festgeschnürt. — Sie suchte ein Bild des verwundeten Erwin zu gewinnen — und festzuhalten, — aber sie vermochte es nicht. — Das zurückgescheuchte Gefühl hatte den Gedanken Farbe und Wärme genommen; — und nur das Bild einer erstarrenden abwehrenden Hand, das Bild eines brechenden und sich abwendenden Auges war es, was sich in ihr gefesselt erhielt. Auch in diesen Räumen duldete es sie nicht länger; — sie trat hinaus und sah sich Martha gegenüber.

Dieses Angesicht brachte ihr jetzt — die Morgenstunde dieses Tages wieder nahe — mit des Vaters freundlichem Lächeln, — mit der eigenen friedlichen Zuversicht — und das Herz wurde ihr weiter. — „Martha!“ — sagte sie schluchzend und sich ihr in die Arme stürzend: „Er ist verwundet, vielleicht unrettbar, und ist allein.“

— „Ich werde bei Ihrem Kinde bleiben“ — sprach Martha mit erstickter Stimme; — „ich werde Ihr Kind nicht aus den Augen lassen, — und Sie und Ihr Vater“ — —

— „Er wünscht nicht, daß ich komme!“ — „Dann lassen Sie mich reisen!“ — rief Martha aus. —

„Er weiß nicht, daß Sie kommen möchten — er wird Sie rufen, wenn er es hört, wenn ich es ihm sage; — auf jeden seiner Athemzüge will ich wachen, bis Sie kommen."

— Edith war auf einen Stuhl gesunken — sie hatte ihr Gesicht mit den Händen bedeckt, sie weinte laut. —

— „Edith! — Edith! — lassen Sie mich hin — er wird Gott danken, daß Sie kommen." — Mit überströmenden Augen kniete Martha nieder — und stützte ihre Stirne auf Edith's Knie. — Sie fühlte, wie sie bereitwillig auf immer eigenes Glück zu Ediths Füßen niederlegen wolle. — „Lassen Sie mich hin, Edith!" — wiederholte sie mit versagender Stimme, — „überlegen Sie nicht ... Schicken Sie mich zu ihm!"

„Sprechen Sie mit meinem Vater, Martha, — „Gott segne Sie!" — —

Am Abend desselben Tages reiste Martha allein nach Königsberg ab; — und vierundzwanzig Stunden später wurde dem Grafen Walldorf ein Telegramm gebracht, das Horstmar's Bitte enthielt — er möge mit der Tochter kommen! —

— — — — — — — — —

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Entschlüsse.

Doctor Trost hatte die Stadt verlassen, um einen Kranken zu besuchen; seine Frau war auf den ganzen Tag zu einer Freundin gegangen — und Marie, die lieber zu Hause hatte bleiben wollen, war mit Friedel allein. — Ihr war es jetzt so unruhig zu Muthe, daß sie viel lieber bei der redseligen Freundin ihrer Mutter gewesen wäre — obgleich sie diese sonst nicht mochte. Ihr war so bange zu Muthe, daß sie den kleinen Friedel auf den Schooß genommen, mit klopfendem Herzen vielerlei Fragen an ihn stellte, ihm zuhörte, und ihm immer in die Augen blickte, als hoffte sie, daß die dunklen Gedanken, die durch ihre Seele stürmten, vor diesen Kinderaugen fliehen würden. Marie hatte Agnes — mit ungewöhnlich er-

regtem Wesen — und auffallend müde heimkehren gesehen — und sie wußte, daß Agnes, als sie die Abwesenheit des Vaters erfahren, die Treppe hinunter zu Bernhard gegangen war, und Marie konnte nicht anders, als beständig — an Bernhard und an Agnes denken — und an die Worte, die sie mit einander wechseln mochten, und welche sie gern hätte ahnen, aber doch nicht hören mögen, denn sie fürchtete jeden Lichtstrahl, der auch Bernhard gleichzeitig beleuchten konnte.

Während Marie den schwarzäugigen Mann, der ihr stets so bange machte, zu vergessen suchte, und an Agnes' Herz, das wie das ihrige auch für einen andern als Bernhard warm und lebendig fühlte, festzuhalten sich bemühte — waren die Worte, die jene beiden mit einander gewechselt hatten, verstummt. — Gedankenvoll saßen Bernhard und Agnes sich gegenüber. — Endlich brach Bernhard das düstere Schweigen. —

— „Lassen Sie es dabei bewenden" — sagte er. „Warten Sie die Nachricht ab, die ich Ihnen von Verneck bringe — das nächste Telegramm wird entscheidend sein."

— „Jetzt bin ich noch frei," erwiederte Agnes, den Kopf wie muthlos und erschöpft in ihre Hand

stützend. „Jetzt wird Niemand fragen, wo ich bin, und vielleicht finde ich ihn noch am Leben."

— „Ich glaube, daß er bereits eine Leiche ist" — versetzte Bernhard — „und wozu dann die kostspielige Reise? — Sie haben seine Wittwe näher. — Ich muß wiederholen, Agnes, was ich Ihnen schon gesagt" — fuhr er nach kurzem Schweigen fort — „Es wäre Alles längst in Ordnung, wenn ich früher um Alles gewußt, wenn Sie zu mir das Vertrauen gehabt, das Sie haben konnten. Viele Leiden wären schon beseitigt."

— „Hatte ich ein Recht, mit Ihnen über Ehrhard's und Martha's Gefühle zu sprechen? Hatte ich ein Recht, Ihnen jenes andere dunkle Geheimniß zu vertrauen?"

— „Sie haben es doch gethan," fiel Bernhard ein, während in seinen Zügen sich eine finstere Freude malte. „Schmerz und Noth haben Sie sprechen lassen. Zu spät! Wenn ruhige Ueberlegung, unbedingtes Vertrauen zu einem Freunde, der helfen konnte, und immer helfen will — Sie früher über jene Bedenken hinweggeführt hätte, die wahrlich — gleich gewissen Pflanzen, welche nur an Hecken wuchern — an den Grenzen fortleben, die gewisse Vorurtheile ziehen, — dann wäre es um Vieles besser gewesen! Doch nun genug davon! Glauben Sie mir jetzt:

warten Sie ab — die Wittwe bleibt uns sicher — und der Gang kostet nichts — als etwas Ueberwindung." —

Agnes schwieg — schlaff und düster saß sie da.

„Wie wird es nun mit Ehrhard werden?" hob Bernhard wieder an, wie um Agnes auf andere Gedanken zu bringen. „Wird er die Hauslehrer-Stelle annehmen?"

— „Das weiß ich nicht" — erwiederte Agnes ohne aufzusehen. „Die Geldnoth ist für den Augenblick beseitigt" — fügte sie ausdruckslos hinzu — „die Renten und mehr als diese betrugen — sind bezahlt."

— „Was?" sagte Bernhard betroffen — „Und wer hat diese Zahlung gemacht?" —

— „Martha." — —

— „Und Ehrhard hat diese Zahlung entgegengenommen?" —

— Agnes schwieg. — „Meine Theilnahme für Ehrhard war schon eine geringe geworden" — sagte Bernhard mit unverhohlenem Unwillen. „Er hatte die Mutter und des Mannes Pflichten um seiner Liebe willen vergessen, aber jetzt verdamme ich ihn vollends: er ist ein Schwächling an Leib und Seele."

— „Sie thun ihm Unrecht!" rief Agnes aus und helle Thränen glänzten in ihrem Auge. — „Ich

und Vater Trost — wir kennen ihn besser." —

Bernhard war aufgestanden. Er schritt einige Mal durch das Zimmer und blieb dann wieder vor Agnes stehen: „Ich kenne ihn nicht so genau wie Sie," begann er wieder. „Vielleicht kenne ich ihn dennoch besser — und es würde wie Schuppen von Ihren Augen fallen, wenn ich nur sprechen wollte — ich will es nur noch nicht."

— „Oh Gott!" sagte Agnes und schüttelte traurig den Kopf. „Was können Sie mir von ihm sagen? — Ich bin heute so muthlos — so durch und durch müde, daß es mir selbst an dem Willen, an dem Schwung gebricht, ihn zu vertheidigen, ihn zu zeichnen, wie ich ihn heute noch gesehen und gefunden habe."

— „Waren Sie denn heute auch bei Ehrhards?" fragte Bernhard.

— „Gewiß war ich dort. — Als ich Martha bei Walldorfs nicht fand, die Nachricht erhielt, daß sie gestern Abend nach Königsberg gegangen — da wichen die eig'nen Sorgen in den Hintergrund; mir war um's Herz, als sinke ich in die Erde, als müßte auch mein Körper an dieser Schwelle sich brechen — und da liegen bleiben, ein sichtbares Opfer der Gewissenlosigkeit und Treulosigkeit der Menschen. Aber ich dachte an ihn, an das übervolle Maaß der

Sorge in seinem Hause. Ich raffte mich wieder auf und ging zu ihm. Ich erschrack über den Ausdruck seines Gesichts; das Auge, die Wangen — so hohl und so farblos; mir fehlte jedes Wort um den Anfang zu machen. Schweigend folgte ich ihm und er führte mich zu seiner Mutter. — Als diese einige gleichgiltige Worte mit mir gesprochen, bat sie mich, von der Summe, die Martha für sie bestimmt hätte und welche noch immer in meiner Verwahrung geblieben war, so viel abzunehmen, als sie zu des Sohnes Reise von Trost erhalten, dieses dem Doctor einzuhändigen, und das Bleibende ihr morgen zu bringen. Er stand dabei und schwieg; — aber in seinem ganzen Wesen lag etwas, das mir tief ins Herz schnitt, eine jede Erwiederung unmöglich machte. Ich nahm die Ueberzeugung mit mir, daß er durch Trost von dem Duell erfahren, durch ihn auch über die bewußte Zusicherung der Schuldzahlung für Martha's Mutter in Kenntniß gesetzt sei, — und auch schon um Martha's Abreise wußte."

— „Ich fühle und denke anders, als Ihr Ehrhard" — hob jetzt Bernhard an. — „Mein Blut kocht bei dem Gedanken, Geld entgegen zu nehmen von einem Mädchen, das die Treue mir gebrochen hätte."

— „Was Frau von Halleck schuldet, schuldet

sie der Frau Ehrhard, nicht dem Sohne" — sagte Agnes. —

— „Gleichviel!" fiel Bernhard heftig ein —

— „Nein, das ist nicht gleichviel," versetzte Agnes — „und dann, wer weiß — vielleicht sträubt er sich noch gegen die Ueberzeugung, daß er sie verdammen muß, vielleicht denkt er" —

— „Was kann er denken?" unterbrach sie Bernhard mit steigendem Unwillen. —

— „Ich — habe Martha von Halleck aufgegeben," begann Agnes, während Glanz ihrem Auge und Lebendigkeit ihrer Sprache zurückkehrten. „Zwischen mir und Martha von Halleck ist das Band auf immer zerrissen, für mich ragt sie in keiner Weise aus jener Gesellschaft hervor, der sie durch ihre Geburt angehört, und die ich mehr denn je — jetzt — hasse und nach meinen Begriffen widerwärtig finde."

— „Dann, Agnes!" — fiel ihr Bernhard ins Wort — „dann werfen Sie auch ein Schärflein dieses Hasses und dieser Abneigung dem Ehrhard zu." So sprechend wendete er sich um, nahm aus dem Fach eines Schreibtisches einen Brief und reichte ihn Agnes hin.

— „Was soll ich damit? — von wem ist dieser Brief?" fragte Agnes, ängstlich und betroffen Bernhard anstarrend.

— „Lesen Sie nur!“ — sagte Bernhard. —

Mit zitternder Hand hielt Agnes das Blatt; Bernhard stand vor ihr, die schwarzen Augen fest auf ihre Züge geheftet, und sagte langsam: „Diesen Brief fand ich in dem verödeten Hause, unerbrochen auf einem Tische im Vorzimmer liegen — eine Stunde nach Horstmars Abreise.“ — Wieder schwiegen — Bernhard und Agnes; — diese wie erdrückt durch die Last ihres Kummers, jener wühlend in den Tiefen des Verstandes, der dem Menschen zu jeglichem Zwecke stets Mittel feil bietet, die Bestimmung des Preises dem Käufer überlassend. —

Marie beschäftigte sich derweile noch immer mit dem kleinen Friedel — und dachte immer noch an die Worte, die Bernhard und Agnes mit einander sprechen mußten — da hörte sie plötzlich Schritte. Erschreckt erinnerte sie sich, die Thür unverschlossen gelassen zu haben, als Agnes hinausgegangen. — Sie hörte diese Schritte zu dem Zimmer des Vaters sich wenden, ängstlich ging sie an die Thüre: vor ihr stand Walther Ehrhard.

— „Ist Ihr Vater zu Hause?“ fragte dieser. —

— „Nein“ — sagte sie leise. Walther schien sich entfernen zu wollen, aber er zögerte wieder und fragte dann, ob sie ihn bald erwarte.

— „Er muß jeden Augenblick kommen.“ — Marie

war so blaß und sah ihn an, ängstlich und doch bittend, als fürchte sie sein Gehen. — Aus seinem abgehärmten Gesichte blickten die blauen Augen sanft und weich zu ihr herab, wie wenn er gern ihr etwas Liebes thun oder sagen möchte. — So standen sie beide einen Augenblick, jeder das Bild des Andern gleichsam mit dem Herzen aufnehmend und jeder scheu und zagend.

— „Ich werde derweile zu Bernhard hinunter gehen," sagte dann Walther, sich verneigend — „und es thut mir wirklich leid," setzte er hinzu — „wenn mein unerwartetes Eintreten Sie gestört oder erschreckt haben sollte." — Marie starrte in den leer gewordenen Raum hinein, als fragte sie diesen, wo jetzt der Traum geblieben, den sie noch wie eine mährchenhafte Welt in ihrer Seele fühlte.

Was je die Erde Schönstes und Edles getragen, das hatte hier vor ihr gestanden. — Diese Augen mit dem tiefen weichen Ausdruck, die waren es gewesen, die einst — sie erblickt hatten, als hilflos sie dem Abgrunde zutrieb — dieser Mann hatte sie gerettet. — Ihm war ihr Leben verpflichtet, so lange, ja so lange, bis Gott es stille stehen hieß. —

Marie kehrte mit gesenktem Kopfe zu Friedel zurück, aber sie sah dem Kinde nicht mehr in die Augen. Sie hörte es nicht mehr, sie sprach nicht

mehr mit ihm. — Da kamen wieder Schritte, sie erkannte des Vaters Stimme und Ehrhard war mit ihm, sie hörte, wie beide nach dem Zimmer des Doctors gingen, sie hörte die Thüre sich hinter ihnen schließen.

— „Nun, Ehrhard!" sprach der alte Trost — „Du hattest mein Haus ganz vergessen, und gewiß, es freut mich, freut mich herzlich, dich wieder hier zu sehen; nun, was giebt es, was hast du mir zu sagen?" —

— „Ich will dich um ein Empfehlungsschreiben bitten," — erwiederte Walther.

— „Gewiß an den Baron Gronau?"

— „Ja, Vater Trost! Ich habe mich entschlossen." — —

— „Pastor Volrad hat auch an mich geschrieben," begann der Doctor mit einem tiefen Athemzug. „Du weißt," fuhr er nach kurzer Pause fort — „daß ich nicht anders kann, als offen meine Meinung sagen. Du thust sehr recht daran, auf den Vorschlag des Pastors einzugehen. Mir thut es leid, ganz unaussprechlich leid, daß du wieder von uns gehst — aber du thust recht daran." — So sehr der alte Mann sich auch bemühte, Frische und Festigkeit in der Stimme zu bewahren, die Bewegung seines Innern klang dennoch deutlich aus seinen

Worten durch. Doctor Trost schien sich selbst für seine Schwäche zur Rede zu stellen, er richtete den Kopf, der einen Moment wie unter einem schweren Drucke sich gesenkt hatte, wieder kräftig empor und hob von Neuem an: „Ja — du handelst ganz richtig; Privatstunden sind ein unsicheres Brod. Um's Jahr findet sich hier, wir wollen es hoffen, ein weiteres Feld für deine Thätigkeit. Ein Jahr ist bald vorüber, doch du wirst jetzt der Geldmittel bedürfen, du wirst dich hin begeben müssen — die Baronin will die Sache selbst besprechen und in Ordnung bringen." —

— „Morgen will ich fahren" — sagte Walther.

— „Nimm bei mir, was du brauchst," fiel ihm Trost in's Wort. „Wir Aerzte sind ja nie so gut bei Casse, als eben jetzt — nach Neujahr." —

— „Vater Trost," unterbrach ihn Walther — „die Mutter hat Agnes beauftragt, den Betrag der Anleihe, die sie bei dir gemacht, dir einzuhändigen. Auch fehlt es ihr nicht an dem Nöthigen, um nach dem Pastorat überzusiedeln."

— „Wie ist sie zu dem Gelde gekommen?" — fragte Trost.

— „Fräulein von Halleck hatte an Agnes eine Theilzahlung für die Mutter eingehändigt; — sie würde auch gerne meine Schuld tilgen wollen," fuhr

Walther fort — „aber dieses Geld ist nicht mein Erworbenes, und ich weiß, daß du gern warten wirst."

— „Das mußt du wissen!" — sagte Trost bewegt. „Es ist mir eine Herzensfreude gewesen, dir haben helfen zu können, und du sollst an keine Rückzahlung denken, bevor deine Verhältnisse sich ganz geordnet. — Also zu morgen brauchst du schon mein Schreiben," fuhr er abbrechend fort. „Ich kenne Herrn von Gronau sehr gut — ein ehrenhafter Charakter; die Frau ist gut und fein gebildet — du wirst dich dort zu Hause fühlen, und verdiente Anerkennung finden — was immer wohl thut."

— „Der Pastor schreibt mir, daß ich eilen soll," sagte Walther. „Mehrere Hauslehrer sind empfohlen worden. Der Wunsch der Baronin, den Mann erst persönlich kennen zu lernen, dem sie die Erziehung ihres Sohnes anvertraut, bietet indessen einige Schwierigkeiten und so ist bis hiezu kein Entschluß gefaßt worden; aber Volrad meint, daß er täglich zu erwarten steht."

— „Nun, ich werde — dich zu keinem Aufschub verleiten," versetzte Trost. „Tinte, Feder und Papier sind ja da, du sollst mein Schreiben gleich bekommen." — Der Doctor rückte seinen Stuhl näher an den Tisch und begann zu schreiben. — Walther

sah nicht in sein Gesicht und es war gut für ihn, daß er die Augen abgewendet. — Die Lippen des alten Mannes zuckten, seine Feder hielt inne, und zitterte, das Papier nicht berührend. War es nun, weil die Augen sich getrübt, oder weil das Herz so stürmisch sprach, daß die Worte, die es in die Wagschaale der Bedeutungen warf, ihr rechtes Gewicht nicht finden konnten — genug, warme überströmende Empfindung war sichtbar in den Zügen und in dem Wesen des Schreibenden. — „Hier ist der Brief" — sagte endlich Trost, nachdem er denselben versiegelt. „Eine gute Empfehlung, Ehrhard, und doch nicht ein Wort zu viel gesagt, du kannst sie mit gutem Gewissen abgeben, mit ganz gutem Gewissen."

— „Ich danke dir," sprach Walther — „und jetzt, ehe ich dich verlasse" — fuhr er mit unsicher werdender Stimme fort — „lasse mich es aussprechen, ich bin in der letzten Zeit seltener zu dir gekommen, aber — glaube meinen Worten — dein Haus ist dennoch der Ort, wo ich mich am wohlsten gefühlt habe. — Es ist eine Zufluchtstätte für mich gewesen und wäre es noch, wenn ich hier bliebe."

— „Es bedarf zwischen uns, Ehrhard, keiner Erklärung," erwiederte Trost. „Wie du auch handelst,

ich weiß es, deine Beweggründe können nicht anders als gute sein."

— „Nicht das — Vater Trost — aber Liebe, Dankbarkeit könnte ich dir niemals schuldig bleiben." — Mit diesen Worten drückte Walther des Doctors Hand — und hatte ihn verlassen. —

Mit klopfendem Herzen horchte wieder Marie auf die sich entfernenden Schritte, dann ging sie ans Fenster und sah hinaus. — Der rauhe stürmische Abend gewann für sie die Züge — eines erbarmungslosen Feindes, der jenem Jüngling mit den hohlen Wangen auf Schritt und Tritt tückisch folgte, um die Keime des Todes in seine Brust hinein zu hauchen. Die Menschen, welche wie Schattenbilder über die Straße gingen, wurden für sie gefühllose Wesen, die für das Schönste und Edelste kein Herz und keine Gedanken hatten; und selbst die stattlichen Häuser mit ihren erhellten Räumen schienen ihr auf den bleichen, von Sorge abgehärmten Mann höhnend herabzustarren.

Doctor Trost saß noch gedankenvoll an seinem Tisch und wollte sich eben erheben, um die Tochter aufzusuchen, als Agnes zu ihm hereintrat und sorgfältig die Thür hinter sich schloß. Sie hatten lange mit einander gesprochen; die Stimme des Doctors hatte sich einige Mal im Unwillen stark erhoben,

und einzelne Worte waren bis zu Marie gedrungen; obgleich ihr diese unverständlich geblieben, hatten sie dennoch ihr Herz gepackt und Gedanken ihr zugeführt, die sie noch niemals gehabt. —

Endlich blieb Dr. Trost vor Agnes stehen: „Du bist müde," sagte er, die Hand auf ihre Schulter legend. „Die besseren Gefühle sind in dir niedergedrückt und meine Worte verhallen vergeblich; wir wollen abbrechen — wir sind beide der Erholung bedürftig. Nimm aber mit dir und erwäge diese meine letzten Worte: Ueberlasse Gott, dem Allmächtigen und Allweisen die Gestaltung der Zukunft und hüte dich vor dem Unrecht. — Der Gedanke, der die Schuld in sich trägt, ist nur wie ein giftvoller Nebel, den das Herz aushaucht. Ein einziger Lichtstrahl reicht hin, ihn zu zertheilen — die That aber ist ein inhaltschweres Wort, welches der Mensch laut in die Welt hinausgerufen hat. Auf dem Boden seines Herzens bleibt es unvergänglich wie in Stein gegraben und mit tausendfältigen Stimmen schallt es aus der Außenwelt — immer wieder in dasselbe zurück." —

— — — — — — — — —

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Sühne.

Ungewöhnlich blau strahlte der Himmel auf Königsberg herab; die Kirchenglocken läuteten durch eine ruhige, und für die Jahreszeit milde Luft ihren Kirchenruf. —

Am Ende der Stadt, in den Räumen eines neuen freundlichen Hauses ist Sabbathstille; die Mitbewohner wissen es, dort drinnen ist ein schwer Kranker, ein zum Tode Verwundeter. —

Auf einem frei in's Zimmer gerückten Bette, den Oberkörper halb aufgerichtet, von Polstern gestützt, liegt Erwin da. — Die eine Hand, so eigenthümlich weiß, ruht auf der Decke, die andere stützt den Kopf und über sie herab fällt sein dunkles Haar. Sein Auge sieht traurig, aber ruhig aus, seine Lippen sind bleich, aber sanft geschlossen.

Das schneeweiße Leinenzeug, die Lage der Kissen, die faltenlose Decke bezeugen, daß an diesem Krankenlager die Sorgfalt des Mitgefühls wacht; das Zimmer ist groß und luftig — dunkle Vorhänge dämpfen mäßig das Licht. An einem der drei hohen Fenstern steht ein breiter Tisch, darauf Schreibzeug, ein Korb voll Leinwand, zugeschnittene Verbandstreifen, verschiedene Bestecke, Arzneigläser und Alles so geordnet, daß die pflegende Hand auf den ersten Blick das Nöthige findet. Am Bette steht ein weicher Sessel und Alles, was in diesem Gemach dem Auge noch begegnet, zeigt, daß ein sorgsamer Frauensinn hier waltet.

Sonntagsglocken läuten hell in der klaren Winterluft. — Erwin hört sie und Martha, die am Fenster sitzt, liest in seinen Zügen, daß er auf diese Töne achtet.

„Martha," sagte jetzt Erwin — wie aus einem halben Traum erwachend: „Wann ging das Telegramm ab?" —

— „Gestern Morgen." —

— „Kann Edith heute Abend hier sein?" —

— „Gewiß! — Ohne Zweifel!" —

— „Ich fürchte — sie kommt zu spät," seufzte Erwin. —

— „Sie sind viel besser heute," sagte Martha, die an das Bett getreten war. — „Der Arzt hat

es gefunden! Es ist der Nachlaß des Fiebers, der die Mattigkeit fühlbarer werden läßt; versuchen Sie zu schlafen."

— „Ich will es versuchen, und Sie, Martha, ruhen Sie auch — Sie werden noch der Kräfte nöthig haben, wenn Edith da ist, die arme Edith! der edle Walldorf!" — Martha warf einen langen prüfenden Blick auf den Kranken — sein Auge sah forschend in das ihrige; wie Gewißheit darin suchend über den Eindruck, den sie eben empfangen hatte. —

— „Versuchen Sie es," sagte sie wieder — „Vielleicht — schlafen Sie ein; denken Sie an den Ausspruch des Arztes, an die frohe Zuversicht Ihres Vetters: das Schlimmste ist schon überstanden! Die Kräfte kommen wieder — nur Ruhe — und Schlaf!" —

Erwin schloß die Augen, kein Hoffnungsstrahl belebte sein farbloses Gesicht, aber es glitt auch kein Zug bitterer Wehmuth über die Ruhe, die auf demselben sich gelagert.

Martha hat ihren Platz am großen Tische wieder eingenommen, sie hält einen Verbandstreifen in der Hand; sie näht mit matter Bewegung daran. Es ist wieder still im Zimmer, aber die Glocken läuten und Erwin achtet auf ihren Laut. Er denkt an die Menschen, die jetzt im Sonnenlichte ihre Schritte zu

den Kirchen lenken, — er fragt sich, wie viele von ihnen unter der Erde schon gebettet sein werden, wenn die Zeit die Schritte des Jahres abgezählt und dieser Sonntag wieder neu geboren zum Gotteshause ruft, die Arbeit ruhen läßt — und den Freuden des Lebens — einen frischen Anhauch von Berechtigung zuträgt. — Wie Erwin in Gedanken den Menschen folgt, und in die Kirchen hineinschaut, denkt er auch an die Töne der Orgel, welche jetzt die geheiligten Räume mit jener eigenen Wehmuth ausfüllen, die den Gesang tragend emporhebt, aber doch tief unter den Wolken schwebend erhält — wie daran mahnend, daß die Erde die Heimath ist der Klagen, der Bitten, der zagenden Hoffnungen. —

Erwin öffnet die Augen und blickt zum Fenster — ihm scheint die Tageshelle weh zu thun und er schließt sie wieder; aber, als ob ein Strahl des Lichts unter die Lider sich hineingeschlichen, — es ist ein heller Streif im Auge geblieben, — und dieser beginnt an zu wachsen, und bald umgiebt den ermattenden Kranken der sonnige Glanz eines Frühlingsmorgens. — Er sieht den See von Dornfeld so blau wie den Himmel, das Grün der Fluren im Thau erglänzen, den Wald seine Knospen erschließen, und hört die Lerche jubeln.

Ihm ist, als steige dieses Lied weit über die

Wolken hinauf, aber es packt ihn nicht am Herzen, wie es so oft der Frühling thut, wenn er dem Scheidenden zum letzten Mal entgegenstrahlt.

Erwin glaubt in dem Gesange der Lerche ein Loblied der Natur zu hören, in dem Glanze der Thautropfen Thränen des Dankes zu sehen, und ihm ist, als ziehe durch die Fluren der Heimath ein Rauschen, das wie Anbetung himmelan sich erhebt.

Er klammert sich an mit den matt werdenden Sinnen an dieses Bild, und diese Stimmen. Von ihnen will er in den Schlaf gewiegt werden, um die Fäden des Lebens zu kräftigen, damit sie nicht zu früh sich lösen — denn noch ein Wort will er sprechen, noch eine Hand an seine Lippen führen — noch eine andere in der seinigen drücken, noch ein Mal will er, daß sein Auge in einem anderen Auge ruhe und dann mitnehmen in die ewige Heimath, was dieses Auge ihm gesagt.

Es beginnt nebelhaft um ihn zu werden, die Farben der Phantasie erblassen und schwinden — sie verschwimmen und verwirren sich zu einem nebelhaften Unbegrenzt sein. Es ist das endlose Meer, das jetzt vor ihm liegt, wie er es sonst so oft betrachtet, mit seinen Wellen, die da immer kommen, als hätten sie stets dem Strande etwas zuzutragen.

Die Wellen kommen wieder auf ihn zu und

flüstern — und der nach Schlaf ringende Kranke hört ihnen zu, er hofft, daß die wohlbekannten Stimmen ihm den Schlummer bringen werden, nach welchem er sich sehnt. — Hat dieser Schlummer seinen Geist bereits zu beherrschen begonnen, ist es der lichte Streif im Auge, der wieder ein Bild gestaltet — oder ist es das warme Herz, das seinem Leben noch ein Mal Form und Farbe giebt? Die Wellen tragen ihm seine Kindheit zu — mit ihrem Wahn, mit ihrer weichen Empfindung, mit ihrer Sehnsucht nach Liebe — und eine Thräne fließt ungesehen, aus dem geschlossenen Auge auf die stützende Hand. Das Meer wird still, so still — als könnte nie mehr eine Woge die endlose Fläche bewegen, die das Sonnenlicht trinkt und wiederspiegelt, wie wenn sie Eins wäre mit dem Himmel, mit der Sonne, die der schaffende Urquell des Lebens ist. —

Erwin athmet tief auf, er fühlt einen Schmerz in seiner Wunde, aber er denkt an die Kräftigung des Schlafes und in derselben Lage geduldig verharrend bleibt er ruhig mit geschlossenen Augen. — Der Schmerz weicht langsam — und ist geschwunden — der schnellere Herzschlag ist wieder matt geworden, das Meer beginnt sich zu kräuseln und bald rauscht es brausend und tobend an ihn heran. — Erwin schaut ruhig in die schäumende Brandung, wie er

es sonst so oft gethan. — Er denkt, daß die sturmgehobenen Wellen ihm die Schmerzen, die Kämpfe seiner Jugend zutragen — aber er sieht ruhig hinein: er sieht sie Alle an dem Strande sich brechen; er sieht, wie eine nach der andern verrinnt, einen Streifen vergänglichen Schaumes auf der Düne zurücklassend. —

Martha hört die Athemzüge des Kranken tief und gleichmäßig werden, sie kommt zur Ueberzeugung, daß er schläft. — Hoffnung steigt als Gebet aus ihrem ängstlichklopfenden Herzen.

Eine Stunde ist verflossen — und noch eine — Max Torner ist ein Mal gekommen — sie hat ihn fortgewinkt — da glaubt sie zu bemerken, daß ein Traum den Kranken ängstige — sein Athem stockt, dann wird er fliegend — und hält abermals still. —

Es ist das nahende letzte Erwachen, das dem letzten Schlummer wieder Farbe geliehen hat.

Erwin sieht den Himmel so blau, so tiefblau, wie er ihn noch niemals geschaut hat — aber die Wellen beginnen so eigen zu versinken — tiefer und tiefer — und das Meer wird gleichsam vom Himmel eingegränzt, immer schmäler und schmäler — zuletzt — ein Streif, nur wenige Fuß breit — aber tief und schwarz — so schwarz — wie er noch keine Nacht geschaut hat.

Und er fühlt es — es zieht ihn gewaltig hinein — den Wellen nach, die Alle versunken sind. —

— „Martha!“ ruft er — und seine Stimme klingt wie ein Stöhnen. — Sie stand bei ihm. —

— „Martha!“ spricht er leise — „Sie kommt zu spät.“

— „Oh Horstmar! — lieber Horstmar! — sie ist bald da — verzagen Sie nicht, es ist nur Mattigkeit.“

— „Nein, Martha, mehr als das — geben Sie mir die Hand!“

Sie kniet an seinem Bette nieder — sie drückt ihre Lippen auf seine Hand. — Er ließ es geschehen. —

— „Martha — Sie werden glücklich sein — an Ehrhard's Seite — aber Edith! ich fürchte — sie vergißt mich nicht! — Martha — trösten Sie Edith!“ —

Leises Schluchzen — mühsames Athmen — und dann wird es so still: der Minutenzeiger schreitet zögernd, als fühle er die Schauer, die durch das stille Zimmer ziehen.

— „Sagen Sie — Walldorf — ich sterbe — überzeugt, daß er mir — vergeben!“ — Martha's Haupt senkt sich noch tiefer — die farblose Hand ist naß von Thränen, aber das leise Schluchzen hält

inne und die Zeit scheint still zu stehen. — „Rufen Sie Torner und — den Fritz — vergessen — Sie nicht!“ —

Torner steht schon da. Er blickt in Erwin's brechende Augen — und die kräftige Gestalt sinkt nieder — an Martha's Seite.

Es wird noch stiller im Raum — Erwin athmet nicht mehr. Der Vetter legt die Hand auf sein Herz — es schlägt nicht mehr! —

Der eilende Postzug, der auf der Nordbahn daher braust, führt Edith und Walldorf mit sich — die Minuten werden von Furcht und Hoffnung gezählt — jeder Halt wird zu Qual — und dem Schwinden des Tageslichts folgt ihr Auge — sich sehnend nach dem Dunkel der Nacht, wo der Zug in Königsberg stillhalten muß.

Der Tag neigte sich zu Ende — Martha tritt wieder herein — in das Zimmer, wo der Todte liegt. Sie kniet nieder an seinem Lager und drückt die Lippen und die überströmenden Augen auf die erkaltete Hand. — Versunken in ihre Trauer gewahrt sie nicht, wie eine Gestalt an die Thür herangetreten ist. — Es ist Agnes, die da steht, und sie mit stierem Blicke betrachtet. — Dieser Blick ist düster, glanzlos — aber inhaltsschwer, wie er sich so unverwandt auf die knieende Martha niedersenkt,

dann wendet sich Agnes ab, tritt zurück in das weite Vorgemach und sinkt dort erschöpft auf einen Sessel nieder.

Max Torner, der zum Empfange des Grafen Walldorf die letzten Vorbereitungen angeordnet, kam jetzt noch einmal zurück, ehe er zum Bahnhofe sich begab, wo er den Grafen erwarten wollte, und sah Agnes regungslos dasitzen. — Betroffen durch den harten und entschlossenen Gesichtsausdruck dieser fremdartigen Erscheinung, blieb er stehen, — ging dann auf sie zu — und fragte Agnes leise, was ihr Begehren sei.

— „Ich warte hier auf Fräulein von Halleck," erwiederte Agnes trocken. — Der Baron stutzte. „Fräulein von Halleck," sagte er dann noch leiser — „bedarf in diesem Augenblick der Ruhe und Schonung — hier liegt ein Todter ... Wenn Sie Fräulein von Halleck sprechen wollen, kann es morgen geschehen. Ich werde Ihnen Nachricht geben — wo wohnen Sie? — wie ist Ihr Name?"

— „Was ich Fräulein von Halleck schuldig bin, weiß ich selbst" — entgegnete Agnes mit funkelnden Augen und bebender Stimme. — „Ich wohne nirgends, — bin heute Mittag angekommen, — zu spät. — Vom Arzt, dem ich hier vor dem Hause begegnet, hörte ich, daß der Kranke bereits gestorben;

— ich reise diese Nacht." — — Agnes hatte die Stimme erhoben, wie wenn sie die Knieende aufschrecken wollte. Torner wendete das Auge zur Thüre und sah Martha in derselben stehen. Diese bedeutete ihm mit Blick und Handbewegung, daß er beim Todten bleiben sollte — und sagte dann zu Agnes sich wendend: „Folgen Sie mir." — Sie durchschritt zwei geräumige Zimmer, und blieb in einem dritten stehen. — Agnes war gefolgt mit zitternden Gliedern. — „Warum sind Sie hier?" fragte jetzt Martha, und Agnes sah Martha an — und mußte dann den Blick zu Boden senken. Aber da erhoben sich diese Augen gleich wieder und glänzten unheimlich. — „Ich bin zu spät gekommen," klang es gebrochen von ihren Lippen — „und dennoch: ich beklage es nicht — ich habe Sie gesehen."

— „Halten Sie ein!" — unterbrach sie Martha — „Keine Anklage hier! — keine Entheiligung dieser Stunde, dieses Orts! Was Sie auch sagen könnten, ich würde — schweigen. Sprechen Sie nicht — von mir. — Weshalb — sind Sie gekommen?"

— „Nicht zu Ihnen!" — erwiederte Agnes hart und fest. — „Ich hatte ein Wort Baron Horstmar zu sagen — und dachte jetzt, es Ihnen zu vertrauen, — doch wenn es Ihnen lieber ist, werde ich — auf seine Wittwe warten."

— „Um's Himmels willen nicht! Agnes — das erlaube ich nicht."

— „Wirklich? — Welches Recht haben Sie mich daran zu hindern?"

— „Oh Gott, Agnes! — haben Sie denn gar kein Herz, daß Sie so sprechen können?"

— „Sie wollten ja nichts hören!" — sagte Agnes. — Martha suchte, wie erschöpft, nach einem Halt. Durch den Schmerz überwunden, sank sie hin — und den Kopf in ihren Händen stützend, weinte sie laut. — Agnes betrachtete sie mit einem Gemisch kalter Verachtung und sich steigernder Erregung.

— „Ich habe auch ein Herz" — sprach sie endlich, langsam und schwer. — „Ich möchte auch weinen, aber mir fehlt die Zeit dazu. — Das können Sie wohl nicht verstehen. Mit meiner Arbeit, die nach meinem Herzen nicht fragt, muß ich ein Kind versorgen — hören Sie recht — ein Kind, das zum Vater jenen Todten hat, um den Sie weinen."

— „Sie — Agnes?" sagte Martha, die Sprecherin anstarrend.

— „Mich" — erwiederte diese stolz — „mich hätten weder Schönheit noch Reichthum je bestricken können; aber ich habe eine Schwester: diese wurde Mutter, als sie kaum neunzehn Jahre zählte. Diese

Schwester kennt ihr Kind nicht" — fuhr sie mit vibrirender Stimme fort — „sie ist schwindsüchtig — und muß dennoch arbeiten, um ihr Leben zu fristen."

— „Agnes!" sagte Martha, sich aufrichtend — und ihre Hand ergreifend — „Sie haben mein Wort, — für das Kind, für die Mutter wird Sorge getragen werden — aber gehen Sie jetzt. — Sie haben mein Wort."

— „Sie meinen — ich bin bezahlt!" — erwiederte Agnes, ihre Hand zurückziehend — und mit düsterem Blick Martha betrachtend. — „Ich könne jetzt ruhig meiner Wege gehen?" —

— „Agnes!" — rief Martha — und schaute wie hilflos um sich — „Was verlangen Sie noch von mir? Haben Sie Erbarmen, Agnes! — Auch berechtigter Groll — darf an einem Sterbelager nicht fortbestehen — Oh Agnes! Sie wissen nicht, was Sie thun — Sie wissen nicht, wie Unrecht Sie thun!"

Agnes stand zitternd, unentschlossen, sprachlos da. — Alle die Stunden mit finsterem Inhalt, die sie hergeführt hatten — sie schienen hier, auf diesem Boden, sie jetzt festhalten zu wollen, damit sie verwische, was sie — in diese Räume hinein getragen hatte. Die schweren Schläge in ihrer Brust schienen

sie hier — jetzt festhämmern und anschmieden zu wollen, daß sie nicht fortginge, bevor sie Thränen der Reue und Vergebung geweint — in den ewigen Strom der forteilenden Stunden, der einem ungekannten Ziele zutreibt.

— „Martha!" stammelte Agnes — „das Unglück hat Stimmen, die gewaltig sind — sie reißen fort — vielleicht zu Abgründen — vor denen auch dem Unglücklichen bangen kann." Sie stockte; von dem gramerfüllten Antlitz Martha's mußte sie das Auge abwenden, und dieses Auge wurde trübe — es wankte Alles um sie her; — sie fühlte, wie eine finstere centnerschwere Last — in ihrem Herzen sich umwälzen, und sie niederbeugen sollte vor dieser Gestalt mit dem tiefernsten Ausdruck der Trauer.

— „Martha!" sprach sie tonlos. „Es ist aus damit — ganz aus — ich fühle es. — Ich will ihm vergeben. — Ich will auch Ihnen vergeben — und Sie — vergeben Sie mir. — Wir haben abgerechnet — mit einander!" — Sie raffte ihre Kräfte zusammen — sie eilte hinaus. —

Die Nacht ist über Königsberg hereingebrochen. — Agnes sitzt wieder, allein, — unter fremden Gesichtern und der dahinrollende Zug — bringt sie der Heimath immer näher. Hatte sie denn nicht,

was sie gewollt? — War nicht das Kind versorgt? — War nicht die Mutter der Sorge um das tägliche Brod jetzt entrückt? und doch! wie zusammengesunken ist Agnes' Gestalt! wie gebrochen ihre Kraft — und die Stunden werden ihr so endlos — und so schwer, — schwerer — endloser als sie gewesen, da Groll, Schmerz, Liebe und Haß sie auf denselben Raumesstrecken gemessen, und gewogen hatten. —

Endlich steht der Zug am heimathlichen Bahnhofe still. Agnes blickt nicht um sich — in der Menschenmenge, die sie jetzt umgiebt — sie sucht nicht nach einem bekannten lieben Gesicht — sie eilt weiter, immer weiter, als würde sie von einer unsichtbaren Macht verfolgt und getrieben. — Sie hat das Haus erreicht, wo Doctor Trost wohnt — sie steigt zitternd, aber rasch — die Treppen hinan — und steht athemlos an der Thüre. — Noch ehe sie geschellt, öffnet sich diese — Dr. Trost weicht betroffen einen Schritt zurück — „Agnes!" — und mit feierlichem Ernst — blickt er in das Antlitz der Gekommenen.

— „Vater Trost! — Vergieb mir — Ina — Friedel — sind versorgt — und doch" —

— „Oh Agnes!" ruft der alte Mann aus mit tiefem Schmerzensausdruck — „Oh das schnöde Geld! Schwer hast du es erkauft!"

— „Still — still — Vater Trost!“ — Agnes hat seine Hände erfaßt — helle Thränen rinnen über ihr Angesicht, sie zieht ihn fort, zurück in sein Zimmer und schließt sich dort mit ihm ein. —

Neben Erwin's entseeltem Körper hatte Edith viele Stunden verbracht. Ueber dieses Lager hinaus hatte jetzt der Tod für sie Alles verschlungen. — Nur hier — hier — auf diesem Antlitze mit dem friedensreichen schönen Ausdrucke war Leben für sie.

Ruhig — still — schaute sie es an, als bewache sie inmitten eines Schiffbruchs, der alles Lebendige vernichtet, den schlummernden Geliebten, den der Tod ihr nicht mehr rauben kann.

Da kam die Stunde, wo Erwin in den Bleisarg gelegt — sein friedliches Angesicht zugedeckt werden sollte. — Edith hörte die schweren Tritte der Träger — und in ihrem Herzen einen Aufschrei — „Nie mehr!“ — Grausamer Gedanke, der vor — und hinter sich — eine Ewigkeit schaut, und überall, und immer wieder in jeder Menschenbrust mit diesem einen Worte laut wird — „Nie mehr!“ —

Walldorf stützte die Arme. —

— „Edith — meine Edith — wir sehen ihn

wieder!“ — sprach er mit versagender Stimme und hielt sein Kind an seinem Herzen fest. —

In die heimische Hauptstadt führte Graf Walldorf seine Tochter und seinen Enkel. Edith sollte jetzt den Ort nicht wiedersehen, an welchem sie den Gatten verlassen hatte. Auf telegraphischem Wege wurde Frau von Halleck benachrichtigt und gebeten, Martha bei Edith zu lassen, General von Friesen beauftragt, in R. die Häuslichkeit des Grafen aufzulösen.

— — — — — — — — —

Ererbt und Erworben.

Ererbt und Erworben.

Roman

aus dem baltischen Leben

von

Werner von der Düna.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Richter & Kappler.
1878.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Dreißigstes Kapitel. Der zerrissene Schuldschein . . 1
Einunddreißigstes Kapitel. Mutter und Tochter . . 42
Zweiunddreißigstes Kapitel. Verschiedene Standpunkte 72
Dreiunddreißigstes Kapitel. Doctor Trost 92
Vierunddreißigstes Kapitel. Bekenntnisse und Entschlüsse 113
Fünfunddreißigstes Kapitel. Magnete 128
Sechsunddreißigstes Kapitel. Durchkreuzte Pläne . . 150
Siebenunddreißigstes Kapitel. Die Macht des Augenblicks 170
Achtunddreißigstes Kapitel. Eine alte Geschichte . . 196
Neununddreißigstes Kapitel. Wiedersehen 222
Vierzigstes Kapitel. Ein fester Entschluß 240
Einundvierzigstes Kapitel. Gewonnene Einsicht . . . 255
Zweiundvierzigstes Kapitel. Ein schwerer Augenblick . 269
Schluß. 278

Dreißigstes Kapitel.

Der zerrissene Schuldschein.

An einem heiteren aber rauhen Apriltage 1874 saß in seinem Schreibzimmer vor dem hellbrennenden Kamine der Erbbesitzer von Steinfels, Baron August von Gronau. Er schaute in die Flammen hinein, und rieb sich fröstelnd die Hände. Ja in den morschen Wänden seines Hauses half auch das Feuern nicht viel — im verwitterten Holzwerk zitterten heute die Fenster, und durch zahllose Spalten blies der Wind mit kaltem Hauche in die Wohnräume hinein.

— Neben dem Gatten stand die Baronin, einen Brief in der Hand, den Ausdruck gespannter Erwartung im Auge.

— „Lieber August!" begann sie jetzt. „Ich habe die Bitte deiner Cousine reiflich überlegt, und

bin der Ansicht, daß wir nicht anders können, als zusagend antworten. — Ein Zimmer läßt sich überdies ganz ohne Schwierigkeiten abtreten." —

Gronau lächelte und sein Gesicht legte sich dabei in unzählige Falten, die beinahe eben so tief waren, wie die lange Schmarre, die quer über seine Wange lief.

— „Ein Zuwachs an Ausgaben kann uns dadurch nicht werden" — fuhr die Baronin fort — „Deine Cousine wünscht eben nur ein Obdach für die unglückliche Frau."

— „Das ist immer der Anfang," sagte Gronau während ein Ausdruck harmloser Ironie in seinem farblosen Gesicht sprechend hervortrat. „Ein Anfang — und vieles Andere kommt selbstverständlich hinterher."

— „Es kann nichts hinterher nachkommen" — erwiederte seine Frau mit großer Bestimmtheit. „Es handelt sich nicht um eine Versorgung — nur um Landluft und um Eindrücke, die wohlthuend einwirken sollen auf ein krankes Gemüth."

— „Aber doch ab und zu unterstützt werden müssen" — versetzte Gronau und blickte jetzt mit den großen blaßblauen Augen seiner Gattin fragend ins Gesicht.

— „Und wenn das auch geschehen würde," sprach

die Baronin ernst — „das sind so kleine Ausgaben, daß sie eines Bedenkens nicht werth sind — sie machen uns nicht arm."

— „Aber Feldmann? Aber die schlechte Wirthschaft? — die thun es! Nicht wahr? die sind an dem Geldmangel schuld?"

— „Gewiß, August!"

— Auch daran, daß wir für einen einzigen Knaben einen so theuren Hauslehrer halten? daß wir ein Schulhaus zu bauen begonnen, den Arzt für die Gemeinde besolden und vor den Gebiets-Armen uns nicht bergen können?"

— „Mir ist nach Scherzen nicht zu Muthe" — sagte die Baronin.

— „Mir auch nicht, mein Herz! — Ein leerer Beutel ist ein häßliches Ding!"

— „Ich, lieber August, vergesse niemals die Sorgen" — hob die Baronin feierlich und vorwurfsvoll an. „Ich denke beständig daran, daß wir nächstens wieder Geld aufnehmen müssen, um unsere Zahlungen zu leisten. — Mir rauben diese Sorgen den Schlaf, aber ich müßte blind sein, um nicht einzusehen, daß es nicht die Ausgaben, sondern die fehlenden Einnahmen sind" — —

— „Die uns ruiniren" — unterbrach sie Gronau. „Das Sprichwort sagt," fuhr er gelassen

fort — „daß man sich nach seiner Decke strecken muß — thun wir das? — Merkt man das unserem Haushalt an, daß wir ruinirte Leute sind?"

„Auf dem Lande, August, kann man sich nicht den Anforderungen entziehen, die Gastfreundschaft und Mildthätigkeit stellen."

— „Und im Auslande? als wir in Dresden lebten, war es anders?" fragte der Hausherr lächelnd.

— „Es waren auch nur Landsleute — alte Freunde, die man aufnehmen mußte."

— „Versteht sich! und gastfreundlich bewirthen, ganz so wie auf seinem Erbgute in Kurland."

Die Augen der Baronin färbten sich dunkel. — „Gastfreundschaft will jetzt auch modernisirt werden," — fuhr Gronau fort und blickte treuherzig auf seine Frau — „Das müssen wir lernen auf unsere alten Tage, denn auf die alte Art geht es jetzt nicht — man verlebt mehr als man hat." — —

— „Aber nicht mehr, als man haben könnte" — sagte die Baronin mit wachsender Empfindlichkeit. — „Deine Gelassenheit und deine gute Laune sind mir unfaßlich, lieber August. Ich denke, daß Pauls Zukunft" — sie brach plötzlich ab mit thränenvollen Augen. — Alle die Fältchen auf dem Gesichte des Hausherrn waren jetzt geebnet — die

schmächtige Gestalt schien zusammenzuschrumpfen, wie durch einen plötzlichen Einfluß von Kälte; er blickte schweigend in das Feuer hinein.

— „Aber die alte Cousine" — hob er nach kurzer Pause, ohne sich umzuwenden, wieder an. „Wirst Du ihr nicht antworten?"

— „Das weiß ich nicht" — sagte die Baronin sehr kurz.

— „Nun wenn nicht heute — so doch morgen. Die alte Dame wird leicht ungeduldig, und könnte sich am Ende an andere Leute wenden."

— „Ich hätte nichts dawider," sprach die Hausfrau. „Das Vergnügen zu helfen, hast du mir schon verdorben."

Der Klang der Stimme verrieth ein Vollsein des Herzens. Gronau sah seine Frau nicht an, aber er fuhr jetzt mit beiden Händen in sein stets auf das Sorgfältigste gescheitelte und geordnete Haar. — „Wahrhaftig!" rief er aus. „An den Nagel will ich die ganze Wirthschaft hängen, fortziehen in die Stadt und wenn Feldmann heute den Weg alles Fleisches ginge, wäre ich froh — nur um die ewigen Streitigkeiten los zu sein."

Die Baronin stand da — mit schimmernden Augen, aber ein Lächeln voll Herzensgüte war jetzt auf ihre Lippen gekommen. Sie sagte kopfschüt-

telnd: „den Gefallen thut dir Feldmann sicherlich nicht, — der Mann hat eine eisenfeste Gesundheit."

— „Wer weiß? Herzchen!" erwiederte Gronau und machte wieder ein krauses Gesicht. „Der Alte hat jetzt Sorgen, die Caution eines Todten — scheint ihm nicht sicher genug."

— „Alter Geizhals!" — sagte die Baronin mit scharfer Betonung und lächelte fort, — indem sie mit den klar gewordenen Augen der Handbewegung des Gatten folgte, der jetzt mit vergnügter Miene glättend und ordnend über sein dunkles Haar strich. Die kleine Wolke am häuslichen Himmel war vorüber, die Gedanken der Geldsorge hatten sich verzogen, der Hausherr legte wieder neues Brennmaterial in den Kamin und berechnete mit wohlthuender Zuversicht, wie die Kälte des Zimmers bald weichen müßte; die Hausfrau schrieb mit warmem Herzen an ihrer zusagenden Antwort, als der Klang eines Hornes Gäste anmeldete. — Im nächsten Augenblick fuhr ein Wagen in den Hof herein. —

— „Max Torner und Neuenburg!" — rief der Baron und eilte den Ankommenden entgegen. Die lauten Begrüßungen und schallendes Gelächter drangen bis in das Schulzimmer, wo der zwölfjährige

zukünftige Erbherr von Steinfels griechische Vocabeln lernte.

— „Wie freue ich mich, Herr Ehrhard, daß Sie den Baron Max von Torner sehen werden," rief Paul in die Hände klatschend und mit den Füßen unter dem Tische stampfend. „Von allen Herren, die zum Papa kommen, liebe ich ihn am meisten."

— „Er hat ein sehr gutes Gesicht," sagte Walther.

— „Der beste Schütze — Herr Ehrhard! — fehlt niemals. Er sitzt zu Pferde, so schön, wie ich keinen andern gesehen — das wildeste Thier ist fromm, wenn er im Sattel ist. — Ich muß auch so werden wie Max Torner!" rief Paul und schlug kräftig mit der Hand auf den Tisch.

— „Ein guter Schütze — und ein guter Reiter wirst du gewiß werden" — entgegnete Walther — „aber jetzt, Paul, denke wieder an deine Aufgabe."

Der Knabe senkte die Augen auf sein Heft. — Er haßte die Arbeit, die ihn an den Schreibtisch fesselte, aber seine Liebe für Walther glich den jungen Sproßen, die, wenn sie im Frühling einmal in Schuß gerathen sind, täglich weiter wachsen, und immer neue Knospen bilden. — So war Paul willig — auch bei der Arbeit — die ihm lästig wurde.

Walther stand jetzt neben seinem Schüler und

schaute mit ernstem Blick in die Fernsicht des bergab sich senkenden Gartens hinein. — Es zog ihn hinaus — dorthin wo unter dem Schutz der noch winterlich entlaubten Bäume bereits ein grüner Schimmer sichtbar wurde, und wo die Bläue des Himmels wie auf dem blattlosen Gezweig zu ruhen schien. — Ihm war beklommen zu Muthe. — Wie schon oft — hatten jetzt wieder die lauten Stimmen, das helle Lachen, die bis zu ihm gedrungen, ihn so eigen berührt — kalt und warm, sein eigenes Selbst noch tiefer zurückdrängend in die eigene Welt — und doch wieder heranziehend an den feinsten Fühlfäden der Seele. —

So verschieden geartet auch der Baron und die Baronin sein mochten, eine herzliche Zuneigung für Walther machte sich bei beiden immer mehr geltend, und erleichterte diesem die Abhängigkeit seiner Stellung, die zu ertragen ihm schwerer geworden war, als er es sich gedacht hatte.

Wenn aber das alte baufällige Haus in Steinfels Gäste unter seinem Dache barg, dann überkam ihn immer wieder mächtig das Gefühl, in jenem Kreise eine Erscheinung zu sein, die neugierige, bisweilen beobachtende Blicke heranzog, aber nur an der gedeckten Tafel einen Platz zu beanspruchen berechtigt war; und auch da mußte er schweigsam,

theilnahmlos verharren, als fließe der Strom der Unterhaltung in einer Sprache, die für ihn unverständlich, als berühre dieselbe Gebiete, die zu betreten ihm versagt war. Es dehnten sich dann die Minuten für ihn aus, sein Herz klopfte ungeduldig und es währte oft lange, bis er wieder in der Ausübung seiner Pflichten, in der Freundlichkeit seiner Hausgenossen und in dem eig'nen Selbst eine Ausgleichung gefunden und die Bitterkeit wieder fahren ließ, die sein Gemüth durchdrungen hatte. —

Heute war Walther mehr denn sonst in einer Verfassung, die nach Freiheit dürstete. Die Post, die vor einer Stunde gekommen, hatte auch für ihn einen Brief gebracht, eine fremde ihm unbekannte Handschrift hatte ihn so am Herzen gepackt, daß er das Schreiben unentsiegelt zu sich gesteckt hatte.

Ihm war zu Muthe gewesen, als müsse darin eine Nachricht enthalten sein, die wieder Sturm in seine Seele bringen würde, und in Pauls Gegenwart hatte er den Brief nicht lesen wollen.

— „Ich will wetten, Herr Ehrhard," sagte jetzt wieder Paul — „Sie werden heute beim Mittagessen mitlachen müssen." — Der Knabe blickte mit hellem Auge zu seinem Lehrer hinauf, aber schnell neigte er sich dann über sein Heft — der tiefe Ernst auf Walthers Zügen hatte ihn betroffen gemacht.

„Du solltest jetzt an deine Arbeit denken," sagte Walther mit einer Stimme, die auch sehr ernst klang. Paul biß sich in die Lippen, ballte die kleine Faust, und verwünschte sich selber, indem er, die feinen Augenbraunen noch zusammenziehend, seine Vocabeln zu repetiren begann.

Walther's Abneigung, den fremden Gästen unter die Augen zu treten, war durch Pauls Voraussetzung mehr noch gesteigert worden. — Manche peinliche Erinnerungen machten sich jetzt bei ihm geltend. — Er dachte an jenes Kreuzfeuer des Witzes, dessen Schimmer dem der Seifenblasen ähnlich ist — er dachte an die Selbstzufriedenheit und Ueberhebung, die ihn oft verletzt, und wie er stets jenen Ernst vermißt, der dem ächten Humor klaren festen Untergrund verleiht und als ein starker dunkler Faden Perlen aneinander reiht, die nicht wie die Spreu des Wortwitzes verfliegen.

Walther suchte noch nach einem Vorwande, um diesen Eindrücken sich heute zu entziehen und der Mittagstafel fern zu bleiben, als schon der eintretende Diener zum Essen bat.

— „Herr Ehrhard!" — sagte Paul, welcher in seiner freudigen Erregung über und über roth geworden war. „Ueberhören Sie mich gleich nach dem Mittage — ich weiß Alles."

Walther legte schweigend seine Hand auf die Schulter des Knaben und dieser sprang munter in die Höhe — und rief mit strahlendem Gesicht — „Kommen Sie jetzt, Herr Ehrhard, kommen Sie — Sie sollen sehen, wie Herr von Torner Ihnen gefallen wird." — — Man saß bereits bei Tische, als Walther und Paul in das Speisezimmer eintraten. —

— „Nun Paul, hast du schon eine Waldschnepfe geschossen?" fragte Torner, indem er den Knaben freundlich begrüßte, ein lautes Lachen begleitete diese Frage. „Mein Karl hat schon den Auerhahn balzen gehört," fuhr Torner dann fort — „und wahrhaftig! — der Junge wurde nicht schläfrig obgleich es ungewöhnlich kalt war."

— „Ich würde schöne Dinge hören müssen, wenn ich ein Jäger wäre — und meinen Paul mitnehmen wollte auf Auerhühner!" sagte Gronau, mit einer Kopfbewegung auf die Baronin hinweisend.

— „Oh bei mir hat man auch protestirt," versetzte Torner mit leichtem Achselzucken.

— „Aber das half natürlich nichts," fiel Gronau ein.

— „Erbarmung!" rief Torner. „Was würde aus dem Knaben werden, wenn das Etwas helfen sollte."

— „Versteht sich!“ meinte Gronau.

— „Er soll mir ein tüchtiger Schütze, ein guter Jäger werden — und wenn er sich auch zehnmal einen Schnupfen dabei holt,“ sagte Torner mit einem Seitenblick auf die Baronin.

— „Wo haben Sie den Hauslehrer her?“ fragte derweile leise Herr von Neuenburg, zu der Hausfrau sich neigend, und wandte, nachdem er die flüsternde Antwort erhalten hatte, seinen vornehm blasirten Blick auf den ihm schräg gegenüber sitzenden Walther.

— „Sind Sie weit mit der Saat, Gronau? haben Sie schon viel eingebracht?“ fragte Torner.

— „Natürlich, mein Bester.“

— „Immer den Andern voraus!“ — warf Neuenburg nachläßig hin.

— „Auch darin, Theuerster, daß meine Scheuer schon leer ist“ — entgegnete kopfschüttelnd der Hausherr.

— „Nun dafür sorgt Ihr Feldmann,“ sagte lachend Torner. „Ich wund're mich sehr, daß Sie noch eig'ne Saat gehabt.“

— „Gerste, Kleesaat, sind baar gekauft,“ fiel die Baronin hastig ein.

— „Aber billig, mein Bester — und mit Anfuhr,“ ergänzte mit Nachdruck der Gatte.

— „Und Sie werden gewiß den Alten noch weiter behalten?“ rief Torner, in schallendes Gelächter ausbrechend. „Wirklich! — das ist doch zu toll!“

— „Er gefällt mir immer noch besser, als Ihr Jung-Lette“ — erwiederte Gronau gelassen.

— „Ein listiger Kerl, der Sie ruinirt, wahrhaftig Gronau,“ sagte Torner.

— „Unsere Letten*) hier sind viel bessere Leute,“ meinte Neuenburg und wischte mit sichtbarem Selbstbewußtsein seinen Bart.

— „Besser gezogen — nicht wahr, mein Verehrtester?“ fiel Torner ein. —

— „Das versteht sich!“ — gab Neuenburg mit besonderem Nachdruck zur Antwort.

— „Ich schaffe Ihnen einen Aufseher aus Dorn-

*) Die Bauern in Kurland und in der südlichen Hälfte Livland's gehören dem Volke der Letten an. Sie sprechen eine eigene Sprache, der indogermanischen Sprachenfamilie angehörig: ihre Schriftzeichen erhielten sie von den Deutschen. Der Lette, welcher sich eine gewisse Bildung angeeignet, pflegt sich gewöhnlich zu germanisiren, verdeutscht sogar seinen Namen. In den sechziger Jahren hat die Richtung der „Jung-Letten“ sich von dem deutschen Element unabhängig zu entwickeln versucht. Seit der Ausbreitung des Eisenbahn-Verkehrs findet, des hervorragenden Nutzens wegen, eine größere Hinneigung zur russischen Sprache statt.

feld," hob Torner an — „einen hübschen, reellen Kerl."

— „Wie gefällt Ihnen dieser Sherry?" fragte jetzt ablenkend der Hausherr.

— „Magnifique" — erwiederte Torner.

— „Ihre Weine sind ja immer superbe" — meinte Neuenburg, während Gronau ihm gleichfalls einschenkte. — Jetzt wendete sich dieser zu Walther, der ihm zur Rechten saß. — „Ist wirklich gut," flüsterte er ihm kopfnickend zu und füllte ihm das Glas. — Herr von Neuenburg sah es — und da sein Sitz bei Tische ihm nicht gestattete, ein Bein über das andere zu legen, eine ihm zur Gewohnheit gewordene Bewegung — wenn sein Selbstbewußtsein aufflackerte — so begann er die Spitzen seines Schnurrbarts möglichst hoch hinaufzudrehen, und blickte vornehm auf den jungen Mann herab, der die Ehre, den kostbaren Wein zu kosten, dem übertriebenen Zartgefühl des Hausherrn verdankte.

Jetzt wurden die sichersten Wein-Bezugsquellen des Landes besprochen. Torner pries einen Weinhändler, der viele Häuser reell versorgte. Neuenburg rühmte ein Handlungshaus in einer Hafenstadt des Landes und Gronau blieb dabei, über die Solidität dieser Quellen zu spötteln. — Dann wurden die Schwierigkeiten des Abfüllens behandelt und die

unausbleiblichen Folgen dieses Actes auf die dabei behülflichen Dienstboten. — Ein Witzwort folgte dem andern und helles Lachen schallte durch's Zimmer — Torner versicherte die Sache am besten zu verstehen, meinte mit der angewiesenen Dienerschaft am richtigsten zu verfahren. — Neuenburg behauptete praktischer zu Werke zu gehen und rühmte einen von ihm abgerichteten Jungen, der „colossal viel" Verständniß für das Kellergeschäft beweise.

Endlich brach die Baronin die Unterhaltung ab, indem sie Torner fragte — wie bald er den Grafen Walldorf in Dornfeld erwarte. — „In wenigen Tagen," erwiederte dieser und sein volles gerötheres Gesicht verlor bei diesen Worten den Ausdruck übersprudelnder Lebendigkeit, der ihm sonst eigen war. — „Und die Baronin Horstmar — wird sie längere Zeit in Dornfeld bleiben?" fragte die Hausfrau weiter.

— „Unmittelbar nach der Beisetzung wird sie mit ihrem Vater wieder abreisen" — entgegnete Torner. — „Wahrhaftig!" fuhr er lebhaft fort — „Wenn ich meines Vetters Leben nur um die wenigen Stunden hätte verlängern können, die sie zu spät kommen mußte — ich hätte mein eigenes dafür hingeben mögen." — Es entstand eine Sekunden lange Pause, Torner leerte sein Glas — um die

ihn überkommende Rührung hinunter zu spülen — und Neuenburg, der eben einen schmackhaften Bissen in den Mund gesteckt hatte, blickte nachläßig auf den schönen Hauslehrer — er sah ihn blaß — auffallend blaß geworden.

— „Das war wieder einmal ein rechtes Unglück bei diesem Duell!“ hob Torner wieder an. „Ich habe mich heiser gesprochen, und meine Pferde zu Schanden gefahren, um die Sache beizulegen — aber Alles umsonst. — Luitpold war sehr traitable,“ fuhr er fort, „aber mein Vetter war nicht zu bewegen, eine Aeußerung zurückzunehmen, die jener auf sich nicht sitzen lassen konnte!“

— „Das machte die Leidenschaft für Fräulein von Halleck,“ bemerkte Neuenburg und lehnte sich behaglich zurück.

Pauls Augen hingen an seinem Lehrer; Walthers Hand wendete gleichmäßig das vor ihm auf der Crystallstütze ruhende Messer — seine Augen waren gesenkt, auf diese Bewegung gerichtet — aber eine neue Blutwelle überdeckte jetzt das auffallende Erbleichen.

— „Fräulein von Halleck war sonst ein schönes Mädchen,“ begann wieder Neuenburg. „Ich war ja auch einmal in sie verliebt, und bin sehr neugierig auf unser Wiedersehen.“ — Er hatte wie immer

mit farbloser Gelassenheit gesprochen, ein Lächeln der Sattheit lag auf seinen Lippen, als er den Kopf zur Seite wendend — einem Blicke begegnete, wie er ihn noch niemals gesehen.

— „Sie war sehr schön," versetzte Torner — „und ich habe — wahrhaftig! eine sehr hohe Achtung und eine wahre Verehrung für sie gewonnen."

— „Hören Sie Theuerster," fiel ihm Gronau kopfschüttelnd ins Wort — — „Wo wäre mein Hausfrieden, wenn ich so sprechen wollte?"

— „Scherz bei Seite!" erwiederte Torner — „Man thut Fräulein von Halleck sehr Unrecht: man beurtheilt ihr Verhältniß zu meinem armen Vetter, wie eine gewöhnliche Liebesgeschichte."

— „Ich greife nicht die Persönlichkeit an," unterbrach ihn jetzt die Baronin. „Ich will kein allgemeines Urtheil fällen — aber die Situation, in die sie sich gebracht, läßt sich in keiner Weise rechtfertigen."

— „Nicht wahr, lieber Neuenburg, wir üben mehr Nachsicht," sagte Gronau, diesem Verständniß zunickend; aber der Angeredete saß nicht mehr da in seiner gewöhnlichen Gelassenheit — und erwiederte die scherzberechtigte Frage nur mit einem gezwungenen Lächeln. Ein leichter Farbenschimmer zog ihm unstät über Stirn und Schläfen, und in

den todten Ausdruck seiner Züge war Leben hineingekommen. Die Bissen, die er zum Munde führte, folgten einander bald hastig, bald zögernd, — so als ob Neuenburgs Gedanken jetzt wo anders wären, als bei dem Genusse, und bei der Beurtheilung der Mahlzeit. — Jener Blick eines Hauslehrers war ihm in's Blut und in die Glieder gedrungen, ein funkelnder Blick — sprechend wie mit tausend Zungen — und dieser Blick hatte sich nicht vor dem seinigen gesenkt. — Er, der es sich stets bewußt blieb, einem fürstlichen Stamme anzugehören, hatte die Augen wegwenden müssen und als er sie wieder mit vernichtender Verachtung auf jenen Menschen hingerichtet — war er nicht mehr seinem Blicke begegnet und das Gift seines berechtigten Stolzes war an einem marmorähnlichen Antlitze hinabgeglitten und hatte nicht verletzen können.

— „Ich muß sehr um Vergebung bitten," begann jetzt Torner, seinen Lockenkopf mit anmuthiger Ritterlichkeit vor der Baronin neigend. „Fräulein von Halleck durfte so handeln wie sie es gethan, — den Muth dazu hat sie gerade in einem ungewöhnlichen Maaße von Hingebung und Selbstvergessenheit gefunden."

— „Aber ich bitte Sie, Herr von Torner," ver-

setzte die Baronin. „Für gewisse Dinge gibt es keine Entschuldigung."

— „Fräulein von Halleck hat die letzten Tage einem Sterbenden leichter gemacht," fuhr Torner fort, die Unterbrechung nicht beachtend. „Sie hat eine Aussöhnung mit der Vergangenheit in ihm hervorgerufen — sie hat ein Vermächtniß empfangen, das tröstend für die unglückliche Wittwe sein mußte."

Die Baronin schwieg — und Torner, der einen Augenblick inne gehalten, sagte wieder: „Wie die Beziehungen zwischen Horstmar und Fräulein von Halleck vor drei Jahren sich angeknüpft, und seitdem fortbestanden haben, erfuhr ich aus seinem Munde, und — auf Ehre! dieses Bekenntniß berührte mich wie eine tiefe Poesie, die mitten im gewöhnlichen Treiben der Menschen sich abhebt, und die Schranken weitet, in denen wir es gewohnt sind, die Verhältnisse der Menschen zu einander zu beurtheilen."

Die Baronin sah mit einem Ausdruck von Verwunderung auf den Sprecher, der mit so ganz verändertem Wesen tiefernste Ueberzeugungen an den Tag legte. Aber ihr war es unbehaglich zu Muthe geworden, wie schwüle Luft lag es über der kleinen Tischgesellschaft. Sie wollte das Gespräch nicht weiter fortführen und es entstand eine Pause, die Gro-

nau benutzte, um die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet zu leiten.

— „Hören Sie, Theuerster!“ sagte er zu Torner. „Versprechen Sie mir, daß Sie wieder hier einkehren, wenn Sie aus Dornfeld nach Hause fahren.“

— „Das kann ich nicht“ — entgegnete Torner — „die Wirthschaft dort macht mir mehr Sorge, als meine eigene; ich habe für den vaterlosen Majoratsherrn zu arbeiten, und Dornfeld ist wirklich colossal verschuldet. Es ist möglich, daß ich dort lange bleibe und dann reise ich direct nach Hause.“

— „Ich wollte Ihnen nur meinen Auerhühnerstand verrathen,“ sagte ernsthaft Gronau.

— „Charmant! Charmant!“ rief Torner — „Nun lasse ich Sie nicht mehr los, mein Bester! Bestellen Sie den Buschwächter*) und kommen Sie mit uns heute Nacht.“

— „Nein Theuerster! dahin bringen Sie mich nicht — aber meinen Paul vielleicht,“ setzte Gronau hinzu, dem Sohne freundlich zunickend. „Paul, frage doch die Mutter, was sie dazu meint.“ — Paul lächelte, indem er dem Vater in's Gesicht blickte — aber dieses Lächeln brachte ihm die Thräne noch näher.

*) Waldhüter.

— „Sie kommen zu spät nach Dornfeld" — sagte jetzt Neuenburg mit einem Tone überlegener Besonnenheit.

— „Zeitig genug, mein Alter!" versetzte Torner. — „Die Leiche kann frühestens morgen Abend eintreffen und zu allen Vorbereitungen brauche ich nicht mehr als einige Stunden. Abgemacht, mein Bester! wir lauern dem Auerhahn heute auf."

— „Ich denke — wir lassen es," meinte Neuenburg — „und kommen dann wieder."

— „Wenn er nicht mehr balzt!" fiel ihm Torner lachend in's Wort.

— „Die Zeit wird bald vorüber sein," bemerkte Gronau und befahl dem Diener durch einen reitenden Boten den Buschwächter zu benachrichtigen.

— „Das ist auch Poesie, gnädige Frau," sagte Torner zu der Baronin sich wendend — „aber eine Poesie, die den meisten Damen unverständlich ist — dieses Aufhorchen und Gespanntsein in dem Dickicht des Forstes und in der Stille der Frühstunden."

— „Aus den Natureindrücken spricht gewiß ein poetischer Ernst" — erwiederte die Baronin — „aber ob das Treiben unserer Jagdliebhaber davon angehaucht wird, möchte ich doch bezweifeln."

— „Und warum?" fragte Torner.

— „Die Jagdgeschichten wären dann anders; die

lieben wir nicht!" flüsterte Gronau — während die blaßblauen Augen zu der Gattin sich wandten.

— „Die sind gerade die rechte Würze!" rief Torner aus.

— „Wie neulich, als wir den Candidaten aufzogen, den Doctor der Philologie," mischte sich Neuenburg ein — mit einem Seitenblick auf Walther.

Höchst wahrscheinlich hätte Torner einige Erläuterungen dieser Erinnerung folgen lassen — aber die Baronin winkte ihrem Manne zu, und die Tafel wurde aufgehoben. Das Rücken der Stühle, helles Lachen und einzelne abgebrochene Worte, die dem zum Besten gehaltenen Candidaten galten, mischten sich bunt durcheinander — und dann saß man wieder beisammen bei den dampfenden Kaffeetassen und den ächten Havannah-Cigarren.

Walther und Paul hatten schweigend das langgedehnte Haus durchschritten und das Schulzimmer erreicht. Paul war an seinen Tisch heran getreten, und hatte die Augen auf seine griechischen Vocabeln gesenkt. — Walther stand mit bebenden Gliedern am Eingange des Zimmers — er hätte wieder zur Thür hinaus stürzen mögen, er hätte die Fenster aufreißen wollen, daß andere Luft in's Zimmer dringe und ihm zu athmen helfe — aber er durfte es nicht! Er war abhängig — in diesem Hause waren

seine Zeit und sein Wille verpflichtet — er war gebunden mit seinem blutenden Herzen, während jene Männer, rauchend und scherzend, vielleicht jetzt mit Hohn und Spott seiner gedachten. Die Gewalt des Zornes fühlte er zum ersten Mal in seinen Adern; er wurde es inne, wie in der herben Frucht des Hasses auch ein süßer Kern geborgen ist.

Es schwirrten Gedanken in seinem Hirn, die blutig waren, und dennoch ihn wonnig berührten. Schmerz, Liebe und Hoffen fielen jetzt von ihm ab, er schaute auf sie herab, wie die blutig aufgehende Morgensonne aus finsterem Gewölk hervorbricht und schwüle Nachtnebel zu Boden drückt. — Nur Rachedurst fühlte er in seinem heißen Herzen, Kampflust gegen die Menschen, die Fluch über sein Dasein gebracht hatten. Die Wände des Zimmers, die ihn einen Moment erdrückt, dehnten sich wieder aus, die Ketten lösten sich — die Kluft zwischen ihm und jenen Menschen war gefüllt; Lebenskraft und Jugendkraft schwellten das Herz, wie ein aus den Ufern tretender Strom, der überfluthend Wellen schlägt auf dem ihn eingrenzenden Boden. —

Unbeachtet blieb Paul. Walther schritt auf und nieder an ihm vorüber; er war in Gedanken in Dornfeld, er stand Neuenburg gegenüber, er war gerächt — jener gedemüthigt — Blut mußte fließen,

sein Blut tränkte den Boden; an der Seite Erwin Horstmars wurde der Bürgerliche gebettet, und Thränen der Reue mußte Martha an seinem Sarge weinen.

In das Nichtmehrsein hauchte die erhitzte Phantasie die Regungen des schlagenden Herzens; das Licht erfüllter Wünsche legte sich über das Dunkel des Grabes — aber da — plötzlich stand er still. Ein Gedanke an seine Mutter ließ ihn erwachen aus dem verführenden und versöhnenden Traum — und wieder zuckten alle Lichtfäden der Seele. — Ein schwerer Kampf, bei dem er inne werden sollte, wie das Gute im Menschen oft dem Edelsteine gleicht! Was glänzend, funkelnd das Auge fesselt, Bewunderung erregt, ist schon verkaufte Waare — und dem Thun der Menschen giebt oft der Staub der Eitelkeit jenen Schliff, der dem Schönen seine Anerkennung zuführt. — Es wurde Walther wieder matt und schwer ums Herz, und seine Augen wendeten sich langsam und traurig zu dem vergessenen Knaben, wie zu der vergessenen Pflicht und Wirklichkeit. — „Paul!“ sagte er endlich, aber seine Stimme klang so anders als sonst, daß Paul auf seinen Lehrer zustürzte und an dessen Brust in Thränen ausbrach. — „Paul! mein guter Paul, mein armer Paul!“

Walthers Stimme versagte — mehr konnte er nicht hervorbringen.

Die Nacht war gekommen, der Knabe schlief, aber unter seinen Augen zeichneten sich noch deutlich die Schatten der Betrübniß. Pauls Liebe und Trauer waren zu einer Stütze für Walther geworden, der nun wieder Kraft gewonnen, das eig'ne Selbst zu beherrschen, und so die Last von dem Gemüth des ihm anvertrauten Kindes fortzunehmen; aber eine Stunde, wo die Thränen zweier Menschen zusammenfließen, und das Leid nur Eigenthum des Einen ist — schafft ein Band für warme Herzen. Walther fühlte sich jetzt mit Paul verwandt, er wußte, daß er es nie würde vergessen können, wie dieser Knabe ihm die Bewegung der Seele aus den Augen herausgelesen hatte, und — für ihn mit Traurigkeit erfüllt gewesen. Paul dachte, ehe er einschlief, daß nach Vater und Mutter sein Lehrer ihm der liebste Mensch auf Erden.

In der Abgeschiedenheit seines Zimmers, von keinem Auge mehr beobachtet, hatte Walther den Brief gelesen, den die Post ihm am Morgen gebracht. Jetzt glaubte er den Inhalt desselben mit ruhiger Besonnenheit erwogen zu haben, aber ihm selbst unbewußt war es brausende Leidenschaft, welche die Antwort niederschrieb. Der Brief war von Verneck

gewesen, und enthielt die Mittheilung, daß Graf Walldorf den Advokaten beauftragt, den Betrag der Halleck'schen Schuld an Ehrhard auszuzahlen; dieser möge nunmehr die Schuldverschreibung, die er von dem Doctor Trost zurückgenommen, wieder einsenden und das Geld in Empfang nehmen lassen.

Die tiefe Poesie, von der Max von Torner gesprochen, hatte jetzt Walther beherrscht, tief in sein Herz hineingegriffen. Auch für ihn waren die Schranken geweitet worden, in denen er gewohnt gewesen, die Verhältnisse der Menschen zu einander zu beurtheilen, so sehr geweitet, daß mit dem Schwinden des Rahmens auch die Schatten des Unrechts bis zur Unsichtbarkeit geschwunden waren. Nur lichte Farben sah er in jener Poesie, die zwei ihm wohlbekannte Seelen aneinander geschlossen, — in diese Farben war all' sein Herzblut hinübergeströmt, und das Herz in seiner Brust fühlte er so farblos, wie die Pflanze, die im Dunkeln lebt und treibt.

Zerrissen lag schon der Schuldschein, und sein Brief enthielt die Antwort, wie er, auf jede Rückzahlung für sich und seine Mutter verzichtend, das Dokument bereits vernichtet habe — und nur ein Gefühl dankbarer Anerkennung dem Grafen Walldorf und seiner Tochter aufbewahren wolle — die seiner mit Wohlwollen und Güte gedacht hatten.

Dieser Brief lag jetzt versiegelt auf dem Tische. — Walther stand auf und ging ins Nebenzimmer, lange schritt er auf und ab — dann trat er an das Fenster und öffnete dasselbe. — Hell funkelten die Sterne, ein dichter Nebel lagerte auf dem Hofplatz und der bergab sich senkenden Landschaft. Vor dem Stallgebäude schimmerte unstät das röthliche Licht einer Laterne; Pferdetritte, und einzelne Worte — träge und unmuthig gesprochen, wie unter dem Drucke einer noch nicht abgeschüttelten Schläfrigkeit, unterbrachen ab und zu die lautlose Stille; jetzt kam ein Wagen herangefahren und hielt vor der Hausthür. — Die Pferde schüttelten die Mähnen, als wollten sie den kalten Nebel von sich abwehren, der Kutscher verwies sie mürrisch zur Ruhe. — Es kamen laute Schritte, der Diener brachte Mäntel und Gewehre, die er in den Wagen legte — dann traten Torner und Neuenburg hinaus.

— „Die Nacht ist kalt, mein Theuerster!" sagte Torner, indem er den Wagen bestieg. — „Ob wir den Auerhahn auch bekommen?"

— „Ich wollte, wir könnten den Schlingel von Hauslehrer mitnehmen — den würde ich nicht fehlen," — erwiederte Neuenburg. — Ein lautes Lachen schallte jetzt voll durch die Stille der Nacht und hallte nach und fort, als lache es auch im ernsten Nebelmeer

und im Gezweig, das zu den Fenstern hereinreichte. Der Wagen rollte dahin, in die dunkle Ferne. — Walther hatte das Schulzimmer verlassen — und stand mit entfärbtem Gesicht an dem Tisch, wo sein Brief versiegelt lag, — sein Auge war düster gerichtet auf die Fetzen des zerrissenen Schuldscheins. —

Wenn das Schicksal, mächtiger als sein Wille, ihn dazu treiben sollte, des Lebens nicht zu achten, wie würde er dann vor seine Mutter hintreten? — Er hatte auch für sie entschieden! —

Müde und düster ging Walther am nächsten Morgen an die Erfüllung seiner Pflichten; er wurde blaß, wenn die Hunde bellten, wenn das Rollen eines Wagens näher kam. Paul war zerstreut, verlegen und still, Walther änderte die Stunde, er ließ die mündliche Uebersetzung bei Seite, forderte eine schriftliche, und merkte nicht, wie langsam diese vorwärts schritt. — Endlich schlug die alte Stubenuhr zwölf, stets ersehnte Erlösungslaute für Paul. Der Knabe reckte müde die Glieder, aber er sprang nicht freudig auf, wie er es sonst zu thun pflegte, er hob und verschob die Bücher und Hefte, die auf dem Tische lagen, verlegen harrend, daß man ihn an das Frühstück mahne. — „Paul!“ sagte jetzt Walther. Paul wendete sich um. — „Ich bin heute ein schlechter

Lehrer gewesen, ich habe dir die Stunden noch schwerer gemacht — viel schwerer, nicht wahr, Paul?

— „Herr Ehrhard!“ sagte Paul und rührte sich nicht von seinem Platze.

— „Ja, Paul! — der Lehrer war nicht, wie er sein sollte; er wird suchen, es gut zu machen. — Wir wollen nach dem Frühstück nicht mehr an die Arbeit, wir wollen ausreiten, was meinst du?“

— „Nein, Herr Ehrhard, das will ich nicht.“

— „Du willst nicht?“ Paul zögerte — „Ich habe eine schlechte Nacht gehabt, Paul, ich fühle mich müde, ein Ritt wird auch mir wohl thun, — geh frage, was deine Mutter dazu meint.“ — Paul war stumm geblieben, aber in seinem Auge glänzten Liebe, Sorge, Freude; und eine Bereitwilligkeit, die kein Hinderniß scheut. An Walther vorüber eilte er hinaus. — Als dieser einige Minuten später in das Schreibzimmer trat, begrüßte ihn die Baronin mit den Worten: „Endlich haben wir Frühling, Herr Ehrhard!“ — Der Baron reichte ihm die Hand und fügte schmunzelnd hinzu: „Meine Frau meint, daß für Paul Reiten heute besser sei, als lernen.“

Der Ritt war beschlossen, dem ersten Frühlingstag zu Ehren, und es war so schön draußen, daß Paul mit den Vögeln um die Wette hätte jubeln mögen, als er an den zerfallenden Gartenzäunen

und baufälligen Herbergen vorüber, in's Freie hinaus-kam.

Ein kalter Nord, der viele Tage hindurch beharrlich geweht, hatte den Boden rein gefegt; das letzte todte Laub, das er von Busch und Baum herabgeschüttelt, sammt jenem, das der Herbst zur Erde gebettet, hatte er bunt durcheinander gewirbelt; kommend und fliehend, gehoben in der Luft, herab über dem Boden streifend — waren die dürren Blätter bei Tag und bei Nacht im Drängen des sausenden Windes durcheinander geflüchtet, und hatten von Tod und Verwesung schauerlich geflüstert. Endlich hatte der Sturm ausgetobt und nach einer stillen feuchten Nacht, die Ruhe bringend die Flur gedeckt, war an diesem Morgen die Sonne glänzend und wärmend aus den Nebeln aufgestiegen, dem drängenden keimenden neuen Leben aus dem Schooße der Erde hervorhelfend. — Eigene Klänge und Stimmen begannen hinzuziehen in Wald und Busch, hoch aus den Lüften und aus den tiefen Geräumen der Gewässer. Es war jenes Wachrufen der Natur, bevor sie das ewige Lied der Auferstehung wieder anstimmt, damit es von Neuem durch die Welt klinge, und in jeder Menschenbrust das Sehnen wecke nach ewigem Leben, — nach ewiger Liebe. —

Eine Meile von Steinfels durchkreuzt ein breiter

Fahrweg die große Landstraße und führt in einen dichten Laubwald hinein. Am Eingange des Waldes liegt ein kleines Bauernhäuschen; verfallenes Zaunwerk umschließt die geringe Landparzelle, die dazu gehört; — dort waren jetzt ein paar dürftig besattelte Bauern-Klepper angebunden und vor der Hausthür hielt ein hübscher Halbwagen mit zwei wohlgenährten Pferden bespannt. Ein paar Weiber standen vor dem Hause, während andere auf dem schmalen Fußsteige längs der Landstraße hingingen.

— „Es muß heute in dem Häuschen am Walde etwas Besonderes geben" — dachte Paul, als er mit Walther die Straße dahergeritten kam. Er setzte sein Pferd in rascheren Trab und ritt seinem Lehrer voraus auf das Häuschen zu. „Hans, was machst du hier?" — rief er dem Burschen zu, der auf dem Kutschbock saß.

— „Die Frau Pastorin ist drinnen" — erwiederte jener freundlich lächelnd und die Mütze ziehend.

— „Die alte Dorothea stirbt" — sagte ein Bauer, der am Wagen stand — „die hat ihr letztes Stück vom Webstuhl geschnitten." — Der Bauer entblößte sein Haupt und trat zur Seite, um der Pastorin Platz zu machen, die aus dem Hause trat.

— „Guten Tag, Frau Pastorin!" sagte Paul grüßend.

— „Wie kommen Sie hierher, allein, mein lieber Paul?“ fragte die Pastorin Mertens.

— „Herr Ehrhard ist auch mitgekommen — da naht er schon.“

Eben so überrascht wie erfreut über das unerwartete Zusammentreffen, begrüßte Gustchen Mertens den herangekommenen Hauslehrer mit unverkennbarer Herzlichkeit. — „Wir haben uns lange nicht gesehen“, sagte sie, indem sie über und über roth wurde. „Wie geht es Ihnen, Herr Ehrhard?“

— „Ich danke, Frau Pastorin! — Gut!“

— „Haben Sie keine Bestellung für Ihre liebe Mutter? Morgen fahre ich nach Dornfeld, ich habe Briefe geholt; heute treffen die Herrschaften ein und morgen findet die Beisetzung statt, — haben Sie keinen Auftrag mitzugeben?“

— „Ich danke, Frau Pastorin, ich hoffe selbst mit hinzukommen.“

— „Oh! da ist schön! Wie wird sich Ihre liebe Mutter freuen! sie soll frisch — und munter sein — Gott sei gelobt, — und die alte Lena, eine fleißige Wirthin, — macht sich nützlich überall. — Sie kommen also morgen?“

— „Ja, Frau Pastorin, ich werde da sein.“

Der ernste, wortkarge und schöne Reiter verwirrte die Pastorin sichtlich, und sie suchte verlegen

nach einem günstigen Augenbick, um in ihren Wagen zu gelangen, aber dem gutmüthigen und ungelenkigen Gustchen schien es noch unmöglich die Unterhaltung abzubrechen. — „Erzählen Sie Ihrer lieben Baronin," sagte sie wieder, „daß die alte Dorothea im Sterben liegt, und gewiß voll Dankes ist für die reichen Spenden, die immer aus Steinfels gekommen!"

Walther legte stumm die Hand an seine Mütze.

Die Pastorin kam ihrem Wagen näher, aber mit erglühendem Gesicht stand sie wieder und suchte noch nach einem Worte. „Ach lieber Ehrhard," sprach sie endlich — „es ist traurig zu sehen, wie unsere Bauern noch abergläubisch sind — aber wir wollen hoffen, es wird besser werden; mein Mann ist ein so eifriger Seelsorger — Gott wird die Arbeit segnen; es muß bald besser werden." — Die junge Pastorin nickte bei diesen Worten so zuversichtlich Walther zu, als wäre ihre Hoffnung schon Gewißheit geworden und stieg entschlossen und behende in ihren Wagen, der sich sofort in Bewegung setzte. Walther und Paul wendeten ihre Pferde nach Steinfels zurück — bald waren auch die beiden Bauernklepper von der verfallenen Verzäunung abgebunden und trugen ihre Reiter in anderer Richtung fort; ein Weib ging noch eilig den Steg hinab — und das

Häuschen am Saume des Waldes lag wieder einsam und verlassen in der sonnigen Landschaft — als wäre dort nichts mehr besonderes zu sehen und zu hören. —

Die Herrschaft in Steinfels saß am offenen Fenster, als Walther und Paul vor der Hausthüre abstiegen.

— „Ein närrischer Kerl! der Ehrhard," sagte Gronau und machte ein ganz krauses Gesicht. „Jetzt sieht er wieder frisch und munter aus."

Der düstere Zug in Walthers Zügen war auch wirklich gewichen, seine Wangen glühten, sein Auge glänzte. Morgen mußte er dort sein, wo sie war. — An der Gruft des Mannes, der treulos gewesen, dem Hochmuthsnarren gegenüber, der gedemüthigt werden sollte, würde sie — ihn — wiedersehen! Dieser Gedanke beherrschte ihn ganz.

Am Abend dieses Tages, als der Baron, seine Frau, Walther und Paul auf der Veranda saßen, scherzte Gronau über die vielen Armen, die seine Gattin unterstützte, und erzählte gleichzeitig von mehreren Fällen tödtlicher Vergiftung und plötzlichen Wahnsinns, die in der Gegend vorkommen, und die den Kräutern zugeschrieben würden, welche jene Frau, in dem Häuschen am Walde, in Anwendung zu bringen gelehrt hätte. — Die Baronin, die eine

große Vorliebe besaß, in die Tiefe der Erscheinungen zu dringen, meinte, daß ein eigenthümlicher tückischer Zug im Charakter des Landvolkes diese Art von Verbrechen erklärlich mache. Walther sprach mit ungewöhnlicher Lebendigkeit seine Ansicht dahin aus, daß unter den gegebenen Verhältnissen in der Provinz der Einfluß der Grundbesitzer ein wichtiges Moment für die Entwickelung des Landmannes begründe, und die Wirksamkeit der Schulen und der Prediger unterstützen sollte. Der Baron und seine Frau sahen den auffallend erregten Hauslehrer etwas verwundert an, und die Baronin sagte dann lächelnd, daß der Einfluß der Grundherren im großen Ganzen allerdings kein solcher, wie man ihn wünschen müßte, daß indessen ein längeres Leben im Lande die Ueberzeugung gewinnen lasse, wie noch in dem Charakter des Landvolkes große Abgründe vorhanden seien, die der Jahrhunderte bedürfen würden, um gefüllt zu werden. —

Bevor man sich trennte, sprach Walther die Bitte aus, auf drei Tage nach Dornfeld fahren zu dürfen, um seiner Mutter eine geschäftliche Mittheilung zu machen, die für sie von Wichtigkeit sei. — — „Fahren Sie, lieber Ehrhard," erwiederte Gronau mit freundlichem Händedruck. „Paul und Ihnen wird die kleine Erholung nicht schaden, und meine armen

Braunen bekommen; dann wieder ein Mal gutes Kleeheu zu fressen, — in einem Postorte ist ja Alles immer voll auf, nicht so wie bei Unser Einem," fügte er, zur Baronin sich wendend, hinzu. Aber in den Augen der Gattin begegnete ihm ein ernster, fast unzufriedener Ausdruck; der Baron stutzte und sagte, sich entfernend: „Frau Frieda Verneck können Sie uns mitbringen; eine ungefährliche Reisegesellschaft, lieber Ehrhard."

— Eine Stunde später wurde Walther zu der Hausfrau beschieden; mit klopfendem Herzen trat er ein.

— „Ich möchte Sie warnen", begann die Baronin mit großem Ernst. — „Ihre Fahrt nach Dornfeld in diesem Augenblicke macht mich für Sie besorgt. Für den Fall, daß die Trauerfeierlichkeit gerade jetzt stattfinden sollte, gebe ich Ihnen den Rath, sich von derselben fern zu halten." —

— „Sie meinen, gnädige Frau, daß ich kein Recht habe, mich in den Kreis der Theilnahme einzudrängen," sagte Walther.

— „Sie sind ein Fremder," erwiederte die Baronin — „und ferner, Sie haben in jenem Kreise einen Feind gewonnen. Ihr Mißfallen an einem unserer Gäste hat sich neulich in Ihrem Wesen so deutlich ausgesprochen, daß Herr von Neuenburg sich beleidigt

fühlen durfte. Wirklich, Herr Ehrhard — ich wäre es an seiner Stelle auch gewesen! Von Vergessen kann nicht die Rede sein. — Wie unangenehm jene Persönlichkeit Sie auch berührt haben mag, Sie waren nicht berechtigt, es in dem Maaße sichtbar werden zu lassen." — Walther stand regunglos mit gesenkten Augen und festgeschlossenen Lippen.

— „Ich erinnere Sie an das Gewesene," begann sie wieder, „um Sie an mehr Vorsicht zu mahnen — die zumal hier bei uns zu Lande sehr nöthig ist. — Ein Wort, eine Bewegung, die an dem Selbstgefühl auch nur vorüberstreift, haben oft schon die schwersten, die traurigsten Folgen nach sich gezogen."

— „Den Stolz des Bürgers, der gewiß häufig auch feindselig ist, habe ich dem Edelmann niemals entgegen getragen," erwiederte jetzt Walther, die Augen wieder erhebend. — „Ich bin vielmehr mit schuldiger Ehrerbietung ihm stets begegnet; aber wenn Adelsstolz die Rechte Anderer in mir mißachtet, werde ich ihm furchtlos entgegentreten, und der Begriff des Erduldens wird mir fremd bleiben, wenn freche Selbstüberhebung mir gegenüber stehen sollte."

— „Ich denke, Herr Ehrhard," sagte die Baronin mit einem starken Farbenwechsel, „daß Sie hier jenem Adelsstolze, der die Rechte Anderer nicht achtet, ja

dieser frechen Selbstüberhebung, wie Sie sagten — doch wohl nicht begegnet sind."

— „Doch wohl, gnädige Frau! Ich habe es nicht für möglich gehalten," fuhr Walther mit bewegter Stimme fort — „daß Glieder des Adels, die ihrer Stellung so unwürdig sind, ihren Trotz so unangefochten behaupten können." —

— „Was unangefochten bleibt," fiel die Baronin ein, — „das sind die Grundpfeiler einer Stellung, die auszufüllen die Aufgabe des Einzelnen ist. Diese stürzen bei uns selten zusammen, obwohl es oft diesen Anschein hat, — ja selbst bei Herrn von Neuenburg, den ich sonst nicht in Schutz nehme, ließen sie sich dennoch wiederfinden."

— „Ich darf das Gegentheil nicht behaupten," sagte Walther mit Bitterkeit — „wohl aber sagen, daß ich Eindrücke empfangen habe, die mir jenes Urtheil abgezwungen. Ich bin es erst hier inne geworden, wie haltlos, wie wehrlos ein Mensch sich fühlen kann, — wie ihm nichts übrig bleibt, als mit der Waffe in der Hand das eig'ne Selbst vor rohem Übermuth zu schützen."

— „Sie haben," hob die Baronin mit großem Ernste an — „die Unterhaltung auf ein weites Gebiet hinübergeführt. Gleichviel — ich will Ihrem Gedankenzuge folgen, — ich will mehr als das; —

ich will unumwunden meine Ansicht sagen — denn Sie haben meine Achtung gewonnen — und Ihre Mutter — meine volle Theilnahme. Das Gebrechen unseres Adels," fuhr sie fort, „ist Unentwickelung, — ein knabenhaft bleibendes Wesen, welches mit der Macht, mit der Selbstständigkeit des Mannes sehr unangenehme Dissonanzen bildet. Was aber jeder im Andern achtet, und jeder mehr oder weniger schätzt und schätzen muß, das ist die Grundlage der Gesinnung." — „Ich möchte sagen" — begann die Baronin nach kurzer Pause wieder — „schon nach der ersten Fluth der Jugend tritt jedoch bei uns ein Stocken der Entwickelung ein: begünstigte Verhältnisse werfen ihre Netze aus — im Taumel der Jugendjahre scheitert in ihnen die allgemeine Fortbildung und es tritt verflachende Ebbe ein. Aber der Boden der Gesinnung bleibt noch gut und kann zur Geltung kommen, ungeachtet der beklagenswerthen Erscheinungen, die ein solches Zurückbleiben mit sich führt; — eine innere Harmonie wird oft unmöglich — aber es sind gerade die edelsten klangvollsten Saiten, welche zuweilen die schärfsten Mißtöne hervorrufen. — Sind Sie, Herr Ehrhard, bei einem Leben der Selbstüberwindung, bei einem Leben der geistigen Thätigkeit, sind Sie es da nicht inne geworden, wie diese das Gemüth durchfurchen,

wie sie auch die Strömungen der Empfindungen und die sich fortbildenden Gedankenketten auf unzähligen Wegen hinleiten, so daß jene wenn auch anschwellend, diese aus dem Geleise kommend — doch nicht verheerend wirken, sondern gerade Wachsthum fördern. — Aber man scheut das Anfluthen, wenn im Gemüth der Boden roh geblieben ist, man scheut eine regelrechte Verkettung der Gedanken, wenn man in der Enge Wurzel geschlagen hat, — und dann sind Spott und Scherz, der Witz mit seinem Schaum nur hingeworfenes Material zum Dämmen, — das Durchhauen der Gedankenzüge nur ein Mittel, ihnen zu entfliehen." — Nach abermaligem Innehalten fuhr die Baronin fort: „Wie Sie, Herr Ehrhard, einem Kinde aus dem Wege gehen würden, das mit einer gefährlichen Waffe gedankenlos spielt, so bitte ich Sie — ja ich bitte Sie darum, — meiden Sie einen Menschen, der für die Tragweite seiner Handlungen doch nur Bruchstücke von Beurtheilung besitzt."

— „Gnädige Frau!" erwiederte Walther mit weicher, — fast unsicherer Stimme. „Ich erkenne dankbar die Güte, die Sie zu mir so sprechen heißt; — ich bin gewiß nicht unzugänglich für die Wahrheit, die in Ihren Worten liegt, — ich bitte Sie zu glauben, daß ich dem Schicksal danken will, wenn dieses mir ein Wiedersehen mit Herrn von Neuen-

burg ersparen wollte; ich werde ihn nicht suchen, obwohl er mir dazu ein Recht gegeben hat, — aber ich kann auch nicht einen Schritt thun, um ihm aus dem Wege zu gehen."

— „Sie haben eine blinde Mutter," sagte die Baronin. „Sie sind das Licht in ihrem Leben; — als Sie mein Haus betraten, versprach ich, Sie — wie meinen Sohn zu hüten."

Walther sah Thränen in den Augen der Baronin glänzen — „Ich verspreche es Ihnen," sagte er leise — „Sie haben mein Wort." —

Die Baronin reichte ihm schweigend die Hand: er küßte diese und ging. —

— — — — — — — — —

Einunddreißigstes Kapitel.

Mutter und Tochter.

Auf dem breiten Wege, der den See entlang nach dem Schlosse Dornfeld führt, folgt Wagen auf Wagen, in rascher Fahrt Staub aufwirbelnd. — Gruppen von Fußgängern ziehen in gleicher Richtung dahin. Die Beisetzung von Erwin Horstmar hat statt gefunden, die Angehörigen, nahe und fern stehende Bekannte und viele Landleute, durch Anhänglichkeit und Neugier herbeigezogen, haben die Trauerstätte schon verlassen, — aber die Pforte des Gitters steht noch offen, und vor derselben geht Herr von Neuenburg auf und nieder. Ab und zu bleibt er stehen, blickt durch die Gesträuchgruppe in den Friedhof hinein und beginnt dann wieder seine Wanderung. Jetzt

war er abermals stehen geblieben, in seinem Gesicht wie in seiner Haltung sprach sich deutlich eine gewisse Aufregung aus, aber er stand da, mit gesenktem Kopf — und strich seinen Schnurrbart nach unterwärts — untrügliches Zeichen, daß er gedankenvoll war. — Die Mittagstafel im Schloß begann ihre Anziehung auf ihn auszuüben, und seine sich steigernde Ungeduld ihm unbehaglich zu werden.

Ein leichter Wagen kam jetzt, von der seitlichen Anhöhe her, — auf den Friedhof zugefahren. Neuenburg schaute hin — sein Blick drückte zunächst Aufmerksamkeit, — sodann Verwunderung, endlich eine Aufregung aus, die andeutete, wie sein ganzes Selbstbewußtsein plötzlich wachgerufen sei.

Jetzt nahm er förmlich Stellung am Gitter; sein schwammiges Gesicht sog sich voll von Hochmuth und die Spitzen seines Schnurrbartes wieder in die Höhe drehend erwartete er den herankommenden Wagen; dieser hielt still. — Walther warf hinausspringend den Mantel auf den Sitz zurück, befahl dem Kutscher weiter zu fahren, und schritt dann der Gitterpforte zu.

Neuenburg vertrat ihm jetzt den Weg. — „Wohin? Was wollen Sie hier?" — sagte er mit gedämpfter, aber vor Erregung bebender Stimme. — „Die Beisetzung hat stattgefunden; drinnen sind

Damen zurückgeblieben, die nicht gestört zu werden wünschen und die ich hier erwarte."

Walther stand einen Augenblick stumm — das Blut war ihm bis an die Schläfen geströmt; die Adern gespannt, das Auge aufflammend, zuckte es um seine festgeschlossenen Lippen, wie böser Geister losbrechende Gewalt. — „Ich bin nicht gekommen" — sagte er dann langsam und hart — „um Zuschauer zu sein; was ich hier suche, geht Niemanden an." Mit diesen Worten war er dicht an Neuenburg vorüber gegangen und hatte den geweihten Boden betreten. Sprachlos vor Wuth schaute Neuenburg dem sich Entfernenden nach. —

Walther eilte zwischen den Monumenten, Gebüschen und Baumgruppen des Friedhofs, der als eine weite Gartenanlage sich darstellte, dahin. Seine Gedanken waren durch die unerwartete Begegnung verwirrt, das Bewußtsein der Absicht, die dem gegebenen Versprechen nicht widersprach, und ihn dennoch hierher geführt hatte, war ihm entrückt. Sein Blut klopfte heftig in seinen Adern, sein Herz schlug hart in seiner Brust, als er plötzlich in nächster Nähe eine wohlbekannte Stimme sprechen hörte. An den Boden wie gefesselt, wendete er das Auge und sah sich Tante Frieda gegenüber. — Sie saß auf

einer Ruhebank — vor ihr stand Martha in tiefer Trauerkleidung.

— „Was hilft der Gedanke eines ewigen Lebens?“ stöhnte die alte Frau, und blickte finster um sich. „Er giebt doch keinen Trost! — Ein Baum wird abgehauen, — man sieht — wo er gestanden. — Ist ein Mensch todt — so bleibt nichts von ihm.“

— „Das Sterbliche ist hin — Tante Frieda,“ — sagte Martha. „Aber seine Seele wird nicht zu Staub. Könnten Sie Ihren Fritz in dieses Leben zurückrufen — Sie thäten es nicht, so wie wir auch den Mann, den wir heute hier zur Ruhe gebettet, nicht in's Dasein erwecken würden — wenn uns die Macht dazu gegeben wäre.“

— „Er war glücklich.“

— „Nein, Tante Frieda, er war es nicht, er war es vielleicht weniger als Fritz.“

— „Was hat ihm gefehlt?“ sagte kopfschüttelnd die alte Frau. „Er hatte, was er wollte — er that, was ihm beliebte — und mein Kind, mein armes Kind, mußte immer das thun — was es nicht wollte.“

— „Reichthum macht nicht glücklich! es scheint nur so, Tante Frieda. — Armuth, Arbeit sind drückend — aber sie schützen vor Leiden, die noch bitterer sind.“

Die alte Frau schien auf diese Worte nicht zu hören, sie neigte klagend das graue unbedeckte Haupt.

— „Ihr Schmerz wird ruhiger werden" — fuhr Martha fort. „Sie werden Gott suchen — Sie werden Gott finden und dann Trost und Hoffnung haben."

Tante Frieda erhob das Antlitz — sie sah Martha scharf an, erfaßte ihr Kleid und sagte hart. — „Wenn Sie Glauben haben, warum trauern Sie? warum ist Ihr junges Gesicht — so anders geworden seit Baron Erwin todt ist?"

— „Wenn der Tod trennt, ist's immer schmerzlich und Erinnerung an die Leiden der Dahingegangenen thut weh — auch dann, wenn wir glauben, daß unsere Lieben im Hafen — und daß es gut für sie, daß sie uns genommen wurden."

— „Wer glaubt es jetzt? Niemand mehr!" sagte die alte Frau und schüttelte traurig den Kopf. „Man spricht nur so — Sie selbst glauben es nicht!"

— „Nein, nein! Tante Frieda! Was ich Ihnen sage — glaube ich bestimmt, mit fester Zuversicht; so fest, daß mich oft eine tiefe — eine unaussprechliche Sehnsucht erfaßt — auch schon bei den Todten — zu ruhen." — Die alte Frau bemerkte, wie die Stimme Martha versagte — sie sah Thränen aus ihren Augen hervorbrechen.

— „Oh liebes Fräulein!“ rief sie aus: „Armes Fräulein! Sprechen Sie noch, ich bitte Sie — weinen Sie wieder um ihn — vielleicht werde auch ich weinen können; meine Augen sind trocken, immer trocken, ich kann nicht mehr weinen, und in der Brust fühle ich eine große Angst, so daß mir die Luft ausgeht und ich laut schreien möchte, daß er todt ist, und — daß ich immer so gethan — wie es Adolf sagte — und niemals, wie der Fritz es wollte.“

— „Sie werden wieder weinen können“ — sagte Martha mühsam und legte ihre Hand auf die Schulter der trostlosen Mutter. „Wie Sie auch gehandelt haben — es ist aus Liebe für Ihr Kind geschehen! — Liebe deckt schwere Sünden — wie viel mehr — die kleinen Fehlgriffe, die wir unwissentlich begehen.“

Tante Frieda bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und begann wieder ihren Kopf wimmernd zu bewegen.

„Die Menschen, die Sie umgeben haben, hielten den wahren Trost von Ihnen fern“ — fuhr Martha fort. „Bei der Baronin Gronau wird es anders sein — da wird Friede in Ihre Seele kommen; — fahren Sie hin! Herr von Torner versprach mir, Sie hinzubringen; nehmen Sie mir ab, was Baron Horstmar Ihrem Sohne vermacht.“

— „Nein, nein!“ rief die alte Frau. „Das Geld — nehme ich nicht.“

— „Geben Sie es den Armen, Tante Frieda — den Leidenden; helfen Sie — wo Noth und Arbeit das Leben schwer machen — dann werden Sie Freudenthränen weinen, dann werden Sie fühlen, daß ein Gott im Himmel wohnt, daß die Liebe — in unserem Herzen — uns für ein Wiedersehen bürgt.“ Martha stockte plötzlich — wendete sich um — und trat zusammenschreckend zurück.

— „Ein zufälliges Wiedersehen! Fräulein von Halleck,“ sagte Walther, sich verneigend und langsam — „an trüber Stätte — ein unwillkommenes vielleicht — und vielleicht — auch ein letztes.“ Er trat jetzt an Tante Frieda heran — und mit unsicherer, stockender Stimme theilte er dieser mit, daß er vom Baron Gronau beauftragt worden sei, sie nach Steinfels zu geleiten, sie hier erblickend ihr Solches habe sagen wollen, — und daß er bis zum Abend des nächsten Tages sie erwarten würde.

Nach Athem ringend und wie eine Erwiederung erwartend, stand Walther jetzt da. —

Tante Frieda sah betroffen und stumm auf ihn hin. —

— „Walther — warum sprechen Sie so zu mir?“ sagte Martha und auch ihre Stimme zitterte, aber

sie klang so eigenthümlich weich, daß es ihm unwiderstehlich zu Herzen drang. Mit seinem Namen, wie sie ihn genannt, stürmte eine ferne Vergangenheit auf ihn ein; in ihm — und um ihn her erklang jeder Wohllaut wieder und jeder Herzton, der ein mal sein eigen gewesen. — Er sah sie an verwirrt und schweigend. — Aus dem entfärbten Antlitz blickte ihr Auge so ernst, so gramvoll in die seinigen, als sie dann weiter sprach: „Der Sinn Ihrer Worte ist mir unverständlich, — aber sie thun mir wehe."

— „Verständniß jetzt — hier — hineinzubringen, vermag ich nicht" — erwiederte Walther. „Doch mich dünkt, Fräulein von Halleck, es dürfte nicht schwer fallen, dieses unverständliche Wort zu vergessen. Weisen Sie es immerhin zu manchen andern inhaltstiefen, die einst gesprochen wurden und vergessen bleiben."

— „Sind Sie so sicher, Ehrhard, daß Sie ein Recht haben, mich anzuklagen?" sagte Martha.

— „Die Lebenden — die könnten dieses Recht mir streitig machen — das weiß ich — aber — die Todten."

— „Die Todten — Ehrhard? — Oh die klagen mich gewiß nicht an." — Jetzt blitzte es auf in seinem Auge — und dann wurde es so dunkel darin,

daß sie angsterfüllt ihm in das Antlitz blickte. — „Der Tod," sagte er dumpf — „der Tod macht das Blut kalt, macht das Herz still — und dennoch — nach langem heißem Kampf — ein schöner Augenblick!" —

Er sagte es und ging. — „Ehrhard!" rief Martha aus — „Ehrhard, ich bitte Sie" — Er hörte sie nicht — er blickte nicht zurück — Er sah nicht, wie sie ihm gefolgt war — und jetzt plötzlich wieder stillstand. — Er erreichte die Pforte des Gitters. Neuenburg stand nicht mehr da. Von der Straße ab, zwischen den grünenden Feldern bog Walther ein auf den ihm wohlbekannten Pfad, der zu dem Pastorate führte.

Vor ihm lag die Welt in ihrem Frühlingszauber und ob es auch, wie Sturmgewalt in seiner Brust jetzt hauste — schonungsloser, als jene, die Bäume bricht und entlaubt — und ob auch frostiges Dunkel, wie kalte Herbstnacht über seiner Liebe lagerte — diese Liebe schwellte dennoch jetzt von Neuem sein Herz — wie Frühlingskraft die Knospen; sie weckte Leben in ihm, erschloß Quellen, die versiegt gewesen, wie es die Macht des Frühlings thut. —

Im Schlosse war die Tafel aufgehoben; — in seinen weiten Räumen, und im Park hatten sich die

Gäste zerstreut — die greise Tante Helene und Frau von Halleck, die gemeinsam die Pflichten der fehlenden Hausfrau über sich genommen hatten, saßen jetzt allein einander gegenüber. Tante Helene sah mit müden, verweinten Augen traurig in's Freie. Frau von Halleck versenkte ihren Blick in die Landschaft mit jenem Ausdrucke von Schwermuth — die wenn der Verstand es gebietet, die Welt mit Trauerfarben überzieht, — wie das Kind den Bilderbogen anmalt, wenn Laune es dazu getrieben hat.

— „Gott segne Ihre liebe Tochter" — sagte jetzt Tante Helene. „Sie ist ein Schatz für Edith gewesen, ein tröstender Engel an der Seite der unglücklichen Frau; — ja — Gott segne sie und lohne es ihr! „Die alte Dame reichte bei diesen Worten Frau von Halleck die Hand und diese erwiederte mit intensivem Händedruck, mit einem Schmelz im Auge, der die Thräne ersetzte — „Martha dankt es dem Schicksal, Frau von Torner, daß es ihr vergönnt war, der Schwergeprüften ihre Liebe und ihre Verehrung zu beweisen."

— „Auch Ihnen, liebe Frau von Halleck," hob Tante Helene nach kurzer Pause wieder an — „sind wir viel Dank schuldig, daß Sie Ihr liebes Kind so lange Edith gelassen. — Wir dürfen gewiß nicht klagen, daß Sie die Tochter nicht länger entbehren

wollen — aber mir thut es um Edith unaussprechlich leid! — Nach allem Traurigen steht ihr noch Schweres bevor, — der Abschied von diesem Hause, — und dann die Trennung von der treuen Freundin, die sie so lieb gewonnen."

— „Auch Martha wird die Trennung schwer fallen" — entgegnete Frau von Halleck und senkte die sprechenden Augen, wie unter der Gewalt dieser Ueberzeugung. „Ihr Gemüth macht an das Leben keinerlei Ansprüche mehr für das eigene Selbst — und sie hat gewiß eine große Befriedigung darin gefunden, sich ganz der trauernden Wittwe zu weihen."

„Gott segne sie — Gott lohne es ihr!" wiederholte Tante Helene und blickte mit wehmüthigem Ausdruck in die Ferne und zum Himmel empor.

Beide Frauen schwiegen. —

— „Na — hier ist es ja sehr still!" sagte Onkel Karl, in das Zimmer tretend. Tante Helene sah den Bruder an: „Du bist wohl müde, Karl" — sprach sie sanft.

— „Müde? gar nicht, Schwester, ein paar Nächte im Wagen, und ein paar bunte Tage vertrage ich noch ganz gut! Bin noch ein ganz kräftiger Kerl!" Der alte Herr nahm eine sehr stramme Haltung an, und wendete sich zu Frau von Halleck. „Ich sage Ihnen, meine Gnädige," fuhr er fort — „Wer sich in meine

Nichte nicht verliebt, der hat kein Herz! Auf Ehre für solch' eine Frau — würde auch ich über alle confessionellen Unterschiede hinwegsehen". „Sie sind nicht intolerant, lieber Baron," meinte Frau von Halleck mit einem feinen Lächeln. — „Ihr seliger Neffe war es auch nicht und" — —

— „Er war durch und durch ein prächtiger Mensch!" unterbrach sie Onkel Karl — „Schade um ihn. Das heiße Horstmar'sche Blut hat ihn vor der Zeit ins Grab gebracht . . . Es war ein schönes Paar — wahrhaftig, ein Adler und eine Taube! Auch der Junge ist nicht aus der Art geschlagen, — nein, gar nicht! — ganz das Auge des Vaters."

— „Auch sonst — die edle Gesichtsbildung," meinte Frau von Halleck — „Nur das blonde Haar der Walldorfs." — — „Bitte um Entschuldigung, meine Gnädige, blondes Haar ist bei den Horstmar's ganz zu Hause. Sehen Sie — mein altes Schwesterchen hier an — jetzt eisgrau — aber ich sage Ihnen — Auf Ehre! wie sie jung war, reines Gold auf dem Kopfe!" — Ja, liebe Helene," fuhr Onkel Karl fort und sah lächelnd auf die stille ernste Schwester — „Du bist ein Mal sehr schön gewesen, ganz wie der selige Paul! das war ein schöner Mann! meine Gnädige, und ich sage Ihnen — ein wilder Mensch — aber gut dabei."—

Frau von Halleck hatte die Farbe gewechselt, als sei von ihrer Schönheit die Rede gewesen. —

„Es ist bunt und laut hier hergegangen" — hob Onkel Karl von Neuem an — „zu alten Zeiten, ich habe auch das Meinige dazu gethan — aber man wird doch etwas alt, wenn es über die Siebzig hinausgeht. — Eben war es mir doch zu viel schon geworden ... Dein Sohn Max, liebe Helene, führt jetzt dort das große Wort, und wahrhaftig! man muß eine colossale Lunge haben, um ihn zu überschreien; ich sage dir, liebe Schwester, wäre ein Horstmar im Mannesalter da — es würde schon Händel abgeben — und da könnte wieder einer vor der Zeit vor den lieben Herrgott kommen."

— „So arg wird es wohl nicht gewesen sein, mein lieber Karl," sagte Tante Helene gelassen.

— „Nicht? — Ich sage dir — ich ließ sie noch im Streit — mir sauste schon der Kopf — obwohl ich viel Lärm vertrage. Und nun rathen Sie, meine Gnädige," fuhr Onkel Karl fort, zu Frau von Halleck sich wendend — „worüber sie streiten? meine alte Schwester versteht sich nicht darauf — trifft nie in's Ziel! das weiß ich schon — aus alten Zeiten. — Nun was meinen Sie?"

— „Ich glaube, es würde mir auch schwer fallen,

das Richtige zu treffen" — sagte Frau von Halleck mit dem anmuthigsten Lächeln ihres kleinen Mundes.

— „Ueber einen impertinenten Hauslehrer, meine Gnädige!" rief Onkel Karl aus. „Auf Ehre, zu meiner Zeit, wahrhaftig, — wurden nicht so viel Worte gemacht. Da war nur eine Ansicht — eine Grobheit läßt man sich nicht gefallen — und damit ist's aus; aber jetzt machen sie ein Wesen . . . Auf Ehre — zum Schwindligwerden; der Eine sagt dieses, der Andere das, sie kommen nicht zum Strich — und das Wild ist unterdessen entwischt."

— „Ach, lieber Bruder," sagte Tante Helene — „du machst schon wieder aus der Fliege einen Elephanten." — Onkel Karl wendete sich mit einer gewissen Ritterlichkeit zu Frau von Halleck und hob wieder an. „Es war aus Rücksicht für Ihr Fräulein Tochter, meine Gnädige. Das Fräulein hat das frische Grab mit Blumen — oder so etwas war es — schmücken wollen — und Neuenburg, ein echter Cavalier, hat den Hauslehrer in den Friedhof nicht hineinlassen wollen. Der junge Mann hat ihn darauf angebrummt und sich nicht abweisen lassen."

— „Es war auch sehr überflüssig, daß Neuenburg ihm den Eintritt verweigerte," sagte Tante Helene — „Wahrscheinlich ein verspäteter Zuschauer, der sich Erwins Ruhestätte hat ansehen wollen."

— „Da haben wir es — nun so spricht auch dein Sohn."

— „Max hat ganz Recht."

— „Nein, er hat nicht Recht. Einmal nein gesagt — muß es auch dabei bleiben."

— „Es hängt viel davon ab, wie man eine Sache sagt" — versetzte Tante Helene. „Neuenburg mag es vielleicht an Höflichkeit haben fehlen lassen und jenen dadurch gereizt haben."

— „Ja sehen Sie, meine Gnädige," fuhr Onkel Karl fort und schüttelte den Kopf. „Man liebt sich — und streitet ewig mit einander: meine liebe alte Schwester und ich sind immer verschiedener Ansicht — Nordpol und Südpol — Auf Ehre — und der Sohn hat viel von der Mutter — hat mich alten Onkel heute ganz stumm gemacht und dem Neuenburg Sottisen gesagt."

— „Wird gewiß nicht so schlimm gewesen sein" — sagte Tante Helene.

— „Wieder nicht? — ich sage dir, liebe Schwester, er war ganz erregt. Es ist ihm schon nicht recht gewesen, daß Neuenburg beim Kirchhof blieb."

— „Aber Karl, welch' ein Unsinn!"

— „Lasse mich nur ausreden, Schwester, — einem schönen Mädchen, wie Fräulein von Halleck — sehen auch Ehemänner zu viel in die Augen."

— „Max hat gegen das Zurückbleiben von Neuenburg protestirt," unterbrach ihn Tante Helene — „weil er vorausgesetzt hat, daß Fräulein von Halleck keine Begleitung wünschte."

— „Martha wäre es auch gewiß lieber gewesen, ganz allein zurück zu kommen," mischte sich jetzt Frau von Halleck in das Gespräch. „Aber ich bin wirklich ganz alterirt, zu hören, daß meine Tochter Veranlassung des unangenehmen Vorfalls gewesen."

— „Sie können ohne Sorge sein, liebe Frau von Halleck" — bemerkte Tante Helene. „Mein lieber Bruder trägt immer stark auf, wenn er etwas erzählt."

— „Und du ironisirst mich dabei — ganz wie zu alten Zeiten," sagte Onkel Karl und legte lachend seine Hand auf die Schulter der Schwester.

— „Es war die Mutter des jungen Verneck, dem Ihr seliger Neffe stets Wohlthaten erwies," hob jetzt Frau von Halleck an, „welche meine Tochter nach der Trauerfeierlichkeit bemerkt hatte und sie zurück zu bleiben veranlaßte. Martha wird trostlos sein, daß ihre gute Absicht, dieser Frau einen Liebesdienst zu erweisen, solche Folgen gehabt."

— „Um's Himmels Willen, meine Gnädige — erzählen Sie es nicht dem Fräulein wieder," rief Onkel Karl aus.

— „Nein, nein, Frau von Halleck, thun Sie es nicht," sagte Tante Helene. „Es ist wahrhaftig nicht ein Tag, um über solche Dinge Worte zu verlieren."

— „Aber auf Ehre! da kommt schon der Graf zurück" — bemerkte jetzt Onkel Karl — und so rührig, als sein hohes Alter es erlaubte, ging er dem Kommenden entgegen.

Graf Walldorf, begleitet von einigen Herren der Gesellschaft, war von einem Gange durch den Park in's Schloß zurückgekehrt — und jetzt war es wieder nur Ein Bestreben, das Alle zu beseelen schien — der Gedanke, dem hochgestellten Manne, der doch nur als ein Gast in der Provinz und selbst in Dornfeld betrachtet werden konnte, keine Rücksicht schuldig zu bleiben, um ihm jede Aufmerksamkeit zu beweisen, welche Courtoisie und ritterlicher Sinn jetzt zum Gebote machten. Nebenbei verfehlte aber diese Gelegenheit auch nicht, einen Theil der Gesellschaft in den Zustand einer anderen inneren Erregung zu versetzen, die in den meisten Köpfen chaotische Verwirrung hervorrief.

Aus allem Stoff, den politische Leichtgläubigkeit anzusammeln beflissen gewesen, tauchten bunt durcheinander auf: Minister-Cabinette mit ihren geheimnißvollen Lauten und verdeckten Bestrebungen, inhalts-

schwere Worte, lichtbringendes Lächeln des Herrschers — dann düstere Gerüchte über dämonische Parteien, die jedem Tropfen deutschen Blutes den Untergang geschworen .... Dabei wirbelte aufflackerndes Selbstbewußtsein den grauen Staub des Mißtrauens auf, und Eitelkeit und Eigendünkel wogen geschäftig die Worte und Blicke des Mannes, der weit entfernt seine Ueberlegenheit zur Geltung bringen zu wollen, nur die tiefe Trauer, die sein Herz erfüllte, zu überdecken bemüht war — mit jener Ruhe, die das eigenste Innere verschließt, ohne die Außenwelt mit ihren Anforderungen von sich zu weisen. —

Mit fieberhafter Ungeduld, mit einem Feuerbrand im Herzen wartete Frau von Halleck auf das Neigen des Tages. — Endlich hatte sich der Graf zurückgezogen und das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Bis auf die wenigen der Gäste, die Walldorf am nächsten Morgen das Geleit geben wollten, verließen Alle Schloß Dornfeld und durch die lichte Mainacht flogen nach allen Richtungen hin stattliche Equipagen — wie große Schatten auf den hell sich zeichnenden Straßen.

Es war stille geworden im Schlosse; in ihrem Zimmer auf und nieder schreitend harrte Frau von Halleck der Tochter. Endlich trat Martha herein.

Der Feuerbrand im Herzen sprühte jetzt Funken. — Ueber die festgefügten Züge, die starr wie Eis der Eingetretenen zugewendet waren, leuchtete unheimlich die Gluth des Blickes.

— „Nun — du bist zufrieden!" — sagte die Mutter.

— „Zufrieden? Nein, Mama, aber entschlossen!"

— „Entschlossen?" wiederholte Frau von Halleck, während ihr kleiner Mund zu lächeln versuchte. „Wirklich? Entschlossen? lasse mich hören — wozu?"

— „Mama!" sagte Martha. „Sprich nicht so mit mir — ich bitte dich — Groll und Bitterkeit — sie trüben nur und da" — —

— „Und da — nun, was weiter, Martha?"

— „Da meine ich: wo es sich um Kraft der Entschlüsse und um Verständigung handelt — muß Klarheit walten."

— „Du bist sehr ruhig — und besonnen, Martha — staunenswerth ruhig!" Mit diesen Worten setzte sich die Mutter. „Fahre nur fort — ich bin ganz Ohr."

— „Mama! Ich habe Walther gesehen! Ich habe ihn gesprochen, ich weiß jetzt, wie er fühlt und wie er denkt. Ich bin es ihm schuldig, daß ich ihm die ganze Wahrheit sage — ich habe an ihn geschrieben." — Jetzt schmolz plötzlich das Eis auf

dem Antlitz der Mutter, der Ausdruck des Schreckens verzerrte die Züge — und löschte selbst die Gluth im Auge. Starr und dunkel blickte dieses auf die zitternde Martha ... „Wo ist der Brief?“ sprach Frau von Halleck mit hohler Stimme.

— „Er ist bei mir — aber er muß, er soll ihn haben.“ Ein tiefer Athemzug dehnte die Brust der Mutter aus, wie abgeschüttelt rieselte der Strom des Schreckens vom Herzen ab, zitterte in den Gliedern wie leerer Nachhall einer geschwundenen Gefahr.

„Und wann hast du den inhaltsschweren Brief geschrieben?“

— „Jetzt — darum kam ich so spät.“

— „Und Edith weiß, an wen — und auch — was du geschrieben?“

— „Mama, welch eine Frage?“ —

— „Warum, Martha?“ erwiederte Frau von Halleck und stützte gedankenvoll das Haupt in ihre Hand. — „Wenn volle Aufrichtigkeit zu einem so gewaltigen Gebote wird, kann sie ja jede Schranke brechen; warum dann auch nicht Edith sagen, was zu verschweigen du so lange für Recht — für Pflicht gehalten hast?“

— „Die Lippen, die Edith Wahrheit schuldig waren, sind durch den Tod geschlossen worden,“ sagte Martha.

— „Ja — du hast Recht — das Mein — und Dein macht sich doch geltend überall. — Wir schleichen oft lautlos, behutsam an der Wahrheit vorüber, um nicht den dünnen Schleier einzureißen, der sie deckt, wenn sie in den Fäden eines Lebens verstrickt ist, das nicht unser Leben ist, — wenn sie auf einem Boden fußt, der nicht unser Eigenthum. — Ich bitte dich — Martha — setze dich, sieh mich nicht so betroffen an — du wirst mich gleich verstehen."

Ein Frösteln schüttelte Martha — als ob alle warmen Lichtfäden des Herzens erstarrten, unter dem Einfluß einer Nacht, der sie noch nicht begegnet war, und die lähmend hineingriff — in die Bewegung, welche gewonnene Entschlüsse zur That werden lassen sollte. — „Ja, Schweigen ist oft besser als die Wahrheit sagen" — hob Frau von Halleck wieder an. „Viel besser! denn zum Schweigen treibt uns Selbstvergessen — Liebe für Andere. — Zum Ausdruck der Wahrheit nur zu oft das eigene Selbst."

— „Eben so gut kann es auch die Stimme des Gewissens und die Liebe für Andere sein" — entgegnete Martha.

— „Das bestreite ich nicht, doch das Gewissen, Martha, kennt keine Stimmungen; was es heute verbietet, verbietet es auch morgen, der Stoff — und seine Gestaltungen, die das Gewissen abwägt,

ändern sich — doch diese Stimme der Vereinbarung alles Guten im Menschen spricht immer gleich. — Ich frage dich jetzt — was hat sich in den Verhältnissen deines Lebens plötzlich verändert, daß du Walther Ehrhard einen vollen Becher Wahrheit zu reichen dich verpflichtet fühlst? — Du hast ihn gesehen — du hast ihn gesprochen — das war ein Eindruck — gewaltig, erschütternd — wenn du willst, das will ich dir glauben. Ein Wiedersehen nach so vielen Jahren, in so veränderten Verhältnissen; — du damals vom Leben unberührt, wie die Blume an dem Morgen, wo sie sich erschließt. — Er — als Sohn des Hauses — verwöhnt, gehütet — durch die Liebe deines gütigen Vaters."

Frau von Halleck hielt inne, sie sah Thränen durch die geschlossenen Hände, die das Antlitz deckten, fließen — sie sah, wie sie fielen — groß und voll. — Es war Herzblut! und das Herz mußte matter werden!

Nach kurzer Pause begann sie von Neuem: „Jetzt, du mit einem Herzen, das viel erfahren, mit Trauerstoff sich überfüllt — Er — zurückgetreten in die Sphäre, der er angehört — ein abhängiger Hauslehrer!" — Martha regte sich nicht — ihre Thränen flossen, als könnten sie nimmermehr still halten. „Martha," fuhr Frau von Halleck fort, mit weicher fast stockender Stimme:

„Als mich die Nachricht erreichte, du seist nach Königsberg geeilt, um den Verwundeten zu pflegen, brach ich zusammen. Dein Ruf war dahin! denn wo sind die arglosen, — wo die muthigen Seelen, die solche Aufopferung für die verlassene unglückliche Frau — zu verstehen, zu glauben fähig sind? Das Verlangen des Sterbenden nach seiner Gattin verwischte nicht den bösen Schein — Leidenschaft weicht vor dem Ernst des Todes, man sehnt sich nach Vergebung! Weißt du — wie mir damals zu Muthe war? Weißt du, was es heißt — die Tochter — das einzige letzte Gut, das mir das Leben gelassen, in Aller Augen gefallen zu sehen, besprochen, bespöttelt, verachtet zu wissen! Als wir an der Grenze zusammentrafen — ein trauriges Wiedersehen! da war mein Entschluß in wenigen Minuten gefaßt. Dein Bleiben im Hause des Grafen Walldorf konnte ein Beweis werden für die Lauterkeit deiner Empfindung. — Ich willigte selbstvergessen in deine, und des Grafen Wünsche! Ich blieb allein, allein mit meinem kummervollen Herzen. — Doch eine Bedingung machte ich — die war, daß du keinerlei Beziehungen mit Walther Ehrhard anknüpfen solltest, auch wenn du von ihm hören oder er es versuchen sollte, dir näher zu treten. — Damals, Martha, nanntest du diese Vorsorge eine unwürdige! du gabst dein Wort —

du hast es gehalten. Ich klage nicht über dich, aber ich frage dich — wenn du jetzt ein Bekenntniß schuldig bist, wenn du jetzt sagen mußt: „Ich liebe Sie noch immer — ich gehorche meiner Mutter Willen — es ist meiner Mutter Schuld, daß ich scheinbar dem Gestorbenen nahe gestanden habe!“ — Warum war es nicht früher deine Pflicht? Hat Walther Ehrhard so inhaltsschwere Worte zu dir sprechen können, daß du plötzlich irre geworden — so anders fühlst — und denkst? — Oder sollte es möglich sein, daß nur sein Angesicht, der Laut seiner Stimme an einem Tage, wie der heutige, jenes Gefühl in dir entzündet, das Zurechnung raubt — wild und ungestüm das Herz aus seinen Fugen treibt?“

— „Mein Herz war voll Trauer — und ist es noch,“ sagte Martha. „Kein Gedanke an eig'nes Glück hat diese Trauer entheiligt.“ — Ihre Hände waren in ihren Schooß zurückgesunken, sie sah mit einem langen Blick der Mutter in's Gesicht. — „Wenn du jetzt sprechen würdest,“ fuhr sie fort — „Mein Sinn ist anders geworden — reiche Walther die Hand — ich segne euch — ich möchte ihn jetzt dennoch nicht sehen wollen! In meinem Herzen ist's zu todt, zu still geworden, um lieben, um fühlen zu können — wie die Frau lieben, fühlen muß, bevor sie einem Manne sagt: „Dein will ich sein!“

— und doch — und doch, Mama — mein Entschluß steht fest, unwiderruflich, fest."

— „Unwiderruflich fest?" wiederholte Frau von Halleck langsam, gedehnt, während das Blut schnell stürmisch ihr Gesicht übergoß. „Was willst du gewinnen? soll es ein Trost für ihn werden? der Trost würde nur neues Leid enthalten . . . Soll es vielleicht ein Wink für ihn sein?"

— „Für mich" — unterbrach sie Martha — „will ich das Bewußtsein gewinnen, daß ich gethan, wie ich sollte, — für ihn — die Ueberzeugung, daß er sich nicht getäuscht in mir. — Mag dann das Schicksal — schärfer denn je zwischen uns treten, mag ihm das Leben Glück und Vergessen bringen — er soll es nur wissen, daß ich seiner Zuneigung nicht unwürdig war, daß ich seine Achtung verdiene."

— „Nur das, Martha?"

— „Nur das, Mama!"

— „Und wer soll deinen Brief besorgen? und wohin?"

— „Mama!" begann Martha. „Graf Walldorf wird es thun — ich war bereits auf dem Wege zu ihm — aber da — ergriff mich zu mächtig das Gefühl, daß ich dich hintergehe: ich kehrte um, ich kam hierher, um es zuvor dir zu sagen."

— „Die Zeit ist freilich abgelaufen, in der du

dich gebunden fühltest," sagte Frau von Halleck mit bebender Stimme und erbleichenden Lippen, „und als Andenken an diese Stunde, wo du der Mutter zurückgegeben bist, stößest du zwei Mal ein scharfes Eisen in ihre Brust."

— „Mama!" rief Martha mit überströmenden Augen: „Mein Leben soll dir geweiht sein — dir ganz angehören! — Doch wenn ich mit einem Wort einen Wahn zerstören kann, der wie ein böser Gedanke fort und fort sich spinnt, und das Leben eines Menschen verdunkelt, so bleibt es Pflicht, dieses Wort zu sprechen — auch dann noch, wenn es gegen deinen Willen ist."

— „Gut!" — sagte Frau von Halleck schnell. Ihr dunkles Auge funkelte; — durch die Gluth, die wieder das bleiche Gesicht übergoß, flog ein unheimlicher Lichtschein. „Den einen Dolchstoß könnte ich hinnehmen" — rief sie aus — „die Wunde tragen, ohne Klage — den andern, Martha: Niemals! Niemals!"

— „Was meinst du, Mama?"

— „Die That des Mißtrauens — die That, die laut bis an die letzte Stunde meines Lebens fortklingen muß, mir immer in's Herz die Worte stoßen wird: dein Kind hielt dich der Lüge fähig — dein Kind hat deinem Worte nicht getraut!" Martha

preßte die Hände zusammen, sie zitterte. Ueber ihr Auge legte sich ein Schatten — wie wenn ihr Herz zu schlagen aufhöre . . .

— „Mama!“ sagte sie tonlos. „Du wirst den Brief nie geben.“

— „Ich würde ihn nicht geschrieben haben,“ erwiederte Frau von Halleck. „Ich würde Tag und Nacht dich bitten wollen, ihn nicht abzusenden — da hast du Recht. Doch du bist in einem Alter, wo du nach eignem Ermessen innerhalb gewisser Grenzen handeln darfst; — wenn aber,“ fuhr sie mit Feuer fort, „meine Ansicht, meine Bitten, nutzlos bleiben — wenn du so fest entschlossen bist, so einig mit dir selbst — wenn die That einmal geschehen soll — wenn ich sie nicht mehr hindern kann — und wenn ich dann dir sage — gieb mir den Brief — dann mußt du überzeugt sein, daß er auch in die Hände dessen kommt, für den du ihn bestimmt hast.“

— „Mama — wir fahren morgen — Walther ist noch hier.“

— „Ich fahre nicht!“ fiel Frau von Halleck ein. „Du warst bei Edith — ich konnte dich nicht sprechen, dir nicht sagen, daß ich bleiben muß — um mit Torner festzustellen“ — — —

— „Torner begleitet uns — er wird den Brief befördern.“

„Nur bis zur Grenze," unterbrach sie die Mutter, „dann ist er wieder hier — und wenn du es so willst werde ich den Brief ihm geben."

— „Oh Mama! sei gütig — sei barmherzig — habe Mitleid mit meiner Schwäche. — Nimm Rücksicht auf Gewesenes . . . Verurtheile mich nicht."

— „Du bist es, Martha, die verurtheilt, so hart — so schwer, wie ich es nicht verdient. — Wie stehe ich da — in Walldorf's Augen? — Was ist die Mutter Martha's? das Weib, das sie geboren, und weiter nichts! Die Mutter — ist es nicht!" —

Jetzt brach die kluge Frau zusammen, sie barg das Gesicht in ihre Hände — ein Schmerzenslaut entrang sich ihrer Brust. — — „Da hast du ihn!" — sagte Martha aufspringend — das Wort war gefallen — „hier ist er — ich vertraue ihn dir," sprach sie dann tonlos — die Stimme versagte, sie lag auf den Knieen, das Haupt gestützt im Schooße der Mutter. „Mama!" — rief sie schluchzend aus — „täusche mich nicht — ich will dir glauben." —

Martha wollte fort, es litt sie nicht mehr auf diesem Platz — die Mutter hielt sie fest, sie legte die Hände schwer auf das Haupt ihres Kindes, während ihr Auge glühend auf dem Briefe ruhte, den Martha auf den Tisch gelegt. — — „Wenn dein Vater," begann Frau von Halleck mit feierlicher Stimme,

die aber dennoch vor Erregung zitterte — „Vertrauen zu meinem Herzen gehabt hätte, Walther wäre dir entweder fremd geblieben, oder ich hätte ihn geliebt — wie dein Vater ihn liebte. — Die Worte des Sterbenden versanken damals im Strome des Schmerzes — aber später tauchten sie auf, sie wurden Gespenster — über die das Leben keine Macht mehr hatte, — denn das Leben, das sie verscheuchen durfte, war erloschen! Sie verzerrten jeden Ausdruck der Liebe in dem theuren Angesicht, sie machten tröstende Erinnerung kalt und todt — gleich dem entseelten Körper im Sarg." —

Hell, warm und duftig war der nächste Morgen gekommen. Als Edith und Martha hinaustraten, um in den Wagen zu steigen, leuchtete die Landschaft im glänzenden Morgenthau ihnen entgegen und über ein dunkles Bild strahlte jetzt die Sonne herab. Sie strahlte auf die düstere Kleidung, die umschatteten Augen, die beherrschten Thränen, die auf den Wimpern zitterten. — Die Sonne leuchtete fort und fort über dem dunklen fliehenden Bilde — Frau von Halleck, schaute ihm nach und nach, bis die Ferne es ihrem Blick entzogen hatte, dann ging sie rasch nach ihrem Zimmer. — Auch dort brannten die Sonnenstrahlen auf den Scheiben der geschlossenen Fenster, gossen

in den Raum hinein ihr freundliches Licht — aber herbstlich knisterte im Kamine ein fahles düsteres Feuer . . . Frau von Halleck ging an den Tisch, nahm einen Brief heraus und warf ihn hinein: sie beobachtete, wie die Flamme die Blätter theilte, wie diese sich schwärzten und in der Gluth versanken. —

— — — — — — — — —

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Verschiedene Standpunkte.

Frau von Halleck hatte Schloß Dornfeld verlassen, nachdem sie Torner und Neuenburg mit Schmeicheleien überschüttet. — Die nun jeden Zwanges ledig gewordenen Majoratsherren lagen jetzt hingestreckt auf bequemen Couchetten, mit aufgeknöpften Röcken und Westen — jeder eine Cigarre im Munde. — Nach einem Mittagsmahl, bei welchem der Horstmar'sche Weinkeller volle Würdigung gefunden, gesättigt am Weihrauch, den eine kluge Frau gespendet, schwer geworden durch angeschwollenes Selbstbewußtsein und auch ermüdet durch geübte Courtoisie — hatten beide ein tiefes Bedürfniß nach Ruhe empfunden — und waren eben aus dem Schlaf erwacht, an Leib und Seele erfrischt.

— „Höre einmal, Max!“ begann jetzt Herr von Neuenburg — „Es stünde schon Alles recht gut, wenn der Lümmel von Hauslehrer nicht wäre!“

— „Steckt dieser dir noch immer im Kopfe?“ rief lachend Torner.

— „Das versteht sich! — Er allein ärgert mich, denn im Uebrigen — sehr verliebt bin ich im Grunde nicht.“

— „Siehst mir auch so aus!“ sagte Torner.

— „Sie ist — lange nicht mehr so schön, wie sonst! Stark passée, findest du es nicht auch?“

— „Das kann ich nicht behaupten,“ entgegnete Torner. „Ein bildschönes Mädchen ist sie noch immer und was für eine Gestalt — superbe! Erwin's Frau ist eine engelhafte Erscheinung — aber zu fein — zu zart — Martha von Halleck aber — das nenne ich schön sein! Was meinst du, Fritz?“ fuhr er lächelnd fort — „ob nicht der Hauslehrer darum gewußt haben mag, daß sie im Friedhof zurückgeblieben?“

— „Höre, lieber Freund,“ sagte Neuenburg — mit einer Gelassenheit, die etwas sehr Gezwungenes hatte. „Gestern waren wir schon nahe daran, an einander zu kommen, ich weiß wahrhaftig nicht, was dir war?“

— „Das will ich dir gleich sagen“ — unterbrach

ihn Torner. „Wenn du den Menschen am Kragen genommen, und ihn zur Pforte hinausgeschleppt hättest — Charmant! hätte nichts dawider! Wärest du ihm auf der Landstraße begegnet und hättest ihn für nichts und wieder nichts insultirt; auch gut — wenn es so — dein Vergnügen ist. — Wahrhaftig! ich hätte nicht Partei für ihn genommen. — Daß du aber Fräulein von Halleck, von der du doch weißt, daß sie nicht so — wie ihre Mutter denkt — erwartet und begleitet hast — daß du einer Dame, für die der Graf — unser Gast — so viel Rücksicht und Verehrung zeigt, dich unbequem gemacht hast — und ihr deine Begleitung aufgedrungen hast — das machte mich wild!"

— „Aber es war die reine Höflichkeit!" rief Neuenburg aus. „Zwinge ich sie durch meine Begleitung charmant für mich zu sein? Es war ja nicht einmal ein tête à tête!"

— „Gleichviel, mein Bester! Ich hätte stockblind sein müssen, um nicht gleich zu bemerken, wie der Spaziergang an deiner Seite ihr unerwünscht gewesen."

— „Wirklich, Max! sie war schon ganz verändert, als sie aus dem Friedhof kam."

— „Kein Wunder!" — lachte Torner. „Sie wußte doch, daß du an der Pforte bleiben würdest. — Auf Ehre — wäre nur ein anderer Ausgang

da gewesen — du hättest umsonst auf sie gewartet."

— „Ich sage es dir, Max — das war es nicht — sie hatte mit dem Narren, mit dem Ehrhard gesprochen."

— „Reine Einbildung!" fiel Torner ein. „Du willst es nicht wahr haben, daß deine Person ihr nicht sympathisch ist . . . Ich kann dir beim besten Willen nicht helfen, Verehrtester — das kann sich Alles geben. Frauen sind unbeständig, wie das Wetter — möglich, daß sie sich ganz und gar in dich verliebt — aber vorläufig ist es noch weit davon — und eine so aufgedrungene Begleitung kann sehr lästig sein."

— „Du bist im Irrthum und dabei bleibe ich" — sagte Neuenburg unwillig — „aber gleichviel — so — oder so — der Mensch ist mir gegenüber unverschämt gewesen — und darum handelt es sich jetzt."

— „Das gebe ich vollkommen zu!" erwiederte Torner — „und auch ich wäre heute, wo mir die Galle übergegangen, ganz in der Stimmung, ihm den Kopf zurecht zu setzen — wenn ich nur eine Gelegenheit dazu fände."

— „Ich ruhe nicht, bis ich es ihm tüchtig eingetränkt haben werde," sagte Neuenburg aufstehend. — „Ganz deiner Ansicht," versetzte Torner. „Ein

schlimmer Umstand nur, daß man ihm in Steinfels aus Rücksicht für Gronau's nicht gut beikommen kann." — „Was meinst du, Fritz" — fuhr er lächelnd fort — „Wenn er hier noch in der Nähe wäre — bei dem Pastor — oder dem Förster — vielleicht treffen wir ihn noch — ich denke — dein Herr Ehrhard würde schon ganz andere Saiten aufziehen."

Es entstand eine minutenlange Pause. Neuenburg warf seine Cigarre weg — und steckte mißmuthig die Hände in die Taschen seiner Beinkleider. Torner stand auch auf und ging an's Fenster. — „Weißt du, Fritz," hob er dann wieder an. „Begleite mich — ich muß zur Mühle — nachsehen, wie weit man mit dem Bauen vorgerückt ist."

— „Nein!" erwiederte Neuenburg. „Mir sind die Glieder noch schwer und müde! diese Tage waren angreifend, ich bleibe zu Hause."

— „Nun — ich gehe allein," sagte Torner. „Ich bin bald zurück und bringe dir den Doctor mit — wir machen dann eine Parthie und du wirst wieder munter." — Mit diesen Worten nahm Torner Mütze und Reitgerte und ging hinaus. — Wie er einige Minuten später, den Park entlang, dem Feldwege zuging, der in gerader Richtung zur Schloßmühle führte, dachte Torner plötzlich an Erwin. Das Bild des Verstorbenen trat ihm lebendig vor die Augen,

wie ein Etwas, das dieser Landschaft angehörte, mit diesem Boden noch verwachsen — und doch nicht mehr da war! Ueber den Kiesweg, den sein Fuß betrat, glitt es plötzlich wie der Hauch eines Geistes — über den Wald, das grünende Feld — zog es wie ein Schatten hinüber. — War nicht Erwin als lachendes Kind, als muthiger Knabe, als Mann voll Lust und Kraft hier auch einher gegangen? — War nicht Erwins Auge — wie jetzt sein eigenes — der Flucht der Sonne hinter diesem Walde gefolgt? — War er nicht das belebende, gebietende, Alles beherrschende Gestirn gewesen, so weit der Blick nur reichte? Da stand der Wald, der die Geschlechter überdauert! Da breitete sich wieder das Grün der Felder aus — da zogen die Pflüge ihre Furchen durch den Acker, der immer neue Erndte bringt — gleichviel für wen — und die Gestalt, das Auge, die wie das Licht bald hier — bald dort geleuchtet — sie waren hin und nirgends eine Lücke — nirgends! in diesem weiten Bilde, das sein Eigenthum gewesen. — Ein unheimlicher Gedanke! der die Welt grau färbte, und das Herz zusammendrückte.

Torner suchte ihn sich abzuschütteln — er blickte mit scharfem Auge — hierhin — und dorthin — um den anhaftenden Schatten los zu werden, um in der Wirklichkeit Gedankenfäden anzuspinnen, die

dem thatkräftigen Manne besser ziemten. — Ein Sprosse des edlen Hauses Horstmar war noch da — für diesen verwaltete er jetzt das väterliche Erbtheil — und bei Gott! so dachte Torner — es war guten Händen anvertraut. — Der zum Jünglinge herangewachsene Knabe sollte einst ein Vermögen besitzen, wie kein zweites im Lande!

Jetzt tauchte eine neue Welt vor Torner's Augen auf; — hier wurden Kanäle gegraben, dort fielen die Waldstriche — da erhob sich ein stattliches Beigut — hier wurden Aecker drainirt, Wiesen berieselt. Um's Zehnfache gesteigert, flossen die Einkünfte ein, und von Nah' und Fern kamen Leute, um das Großartige der Neuerungen zu bewundern. —

In diese Zukunftsgedanken versunken, schritt Torner dahin. Plötzlich stand er — wie festgebannt still; auf einem schmalen Fußpfade zwischen den dicht zusammenstehenden Bäumen kam ein Mann daher gegangen — Gestalt, Haltung und Gang brachten ihm den nebelhaften Schatten wie verkörpert vor die Augen — Es war Erwins Bild! — und in Torners Brust schlug das Herz ein paar Schläge — so hart, daß dem starken Manne der Athem stockte. — Der Augenblick, wo die erhitzte Phantasie ihr Spiel getrieben, war vorüber — und Torner war sich der Wirklichkeit bewußt geworden. Es war der vielbesprochene

Hauslehrer! — Der Fußweg, auf dem Walther einherschritt, kreuzte den breiten Weg, den Torner verfolgte; nur wenige Schritte noch, die dieser gemacht hätte, und die Begegnung wäre vermieden gewesen — aber Torner blieb stehen. — Hier auf diesem Grund und Boden, wo er jetzt Alleinherrscher sich dünkte, durfte er nicht jenem Menschen aus dem Wege gehen — obwohl die Verwaltungsgedanken ihn in eine Stimmung versetzt hatten, die gar kein Verlangen mehr nach dieser Begegnung trug. — Dem Uebermüthigen zu imponiren — gab Torner seiner athletischen Gestalt eine herausfordernde, aber die wohlgebildeten Formen anmuthig zeichnende Stellung — die linke Hand leicht auf die Hüfte gestützt, die breite Brust herausgebogen — den Lockenkopf mit der keck aufgesetzten Mütze etwas zurückgeworfen — und mit der Reitgerte spielend, den Staub von seinen Stiefeln abklopfend, stand er da — mit vornehmem Blick den Nahenden fixirend.

— „Herr Ehrhard aus Steinfels, nicht wahr?" sagte Torner, als Walther herangekommen war — und vor ihm stehen blieb.

— „Ganz richtig!" — erwiederte dieser.

Die kurze Antwort, die fehlende Anrede, und der stolze Blick, der den Fragenden von Oben herab betrachtete, ermangelten nicht Torners Blut in Be-

wegung zu bringen. — Aber in den Augen, die auf ihm ruhten, lag ein so tiefer Ernst, — der edle Ausdruck schien so wenig aufgetragen — diesen Zügen vielmehr so unzertrennlich anzugehören, daß Torner verwirrt und verlegen sich fühlte und solches mit möglichst großer Gelassenheit zu decken sich bemühte.

— „Mir ganz lieb, Ihnen zu begegnen, mein bester Herr Ehrhard!" hob er ruhig an. „Ich hörte gestern von Ihnen; — Sie kommen wohl zu spät? eine verfehlte Fahrt, ist verdrießlich." Torner hielt inne — der Ausdruck seines Zuhörers war ein sehr ruhiger — und er fügte hinzu: „Wissen Sie, es hätte recht unangenehm werden können."

— „Es ist mir sehr lieb, Herr von Torner," fiel ihm jetzt Walther in's Wort — „Gelegenheit zu haben, mich in Ihren Augen zu rechtfertigen — denn so wahr ich hier vor Ihnen stehe, wäre ich nicht — der alleinige Versorger, die einzige Stütze einer blinden Mutter, — statt der Worte, die ich gestern an Herrn von Neuenburg gerichtet habe, hätte mein Arm ihn mir, wie einen faulen Ast aus dem Wege geräumt."

— „Herr Ehrhard — Sie vergessen, wen Sie vor sich haben?"

— „Eben weil ich Ihnen gegenüber stehe" — entgegnete Walther, „ist es mir Pflicht, dieses Be-

kenntniß offenherzig abzulegen. Das Unglück, Herr von Torner, lehrt Selbstbeherrschung, und einem düstern Schicksal verdanke ich die Fähigkeit, mich in diesem Augenblicke auch zu überwinden und die Bedeutung dieser Begegnung nicht zu verkennen."

Walthers Stimme hatte gebebt — aber ein eigenthümlicher tiefer Herzton war daraus erklungen — Torner fühlte sich beklommen — unfähig, so aufzuflammen, wie es seine Stellung und Würde verlangten. Die Rolle eines Protectors schien ihn jetzt am Besten zu decken.

— „Mein bester Herr Ehrhard!" sagte er, leicht mit den Achseln zuckend. „Ja, sehen Sie, es thut mir sehr leid, ganz unbedingt — Sie haben Unglück gehabt — das ist Alles sehr traurig — recht gut — aber das berechtigt noch nicht — — es ist so eine eigene Sache damit, — Ihr Auftreten am Friedhof — Unseresgleichen gegenüber benimmt man sich — nun einmal auf diese Weise nicht." — Walther schwieg, aber in seinem Auge lag es inhaltsvoll. — Der Gedanke, einem neuen Bekenntniß zu entgehen, machte sich bei Torner geltend. — „Mein lieber Herr Ehrhard!" fuhr er fort — „die Sache ist nun abgethan, ich betrachte sie als völlig erledigt — verlange durchaus keine weitere Erklärung, ich nehme an — will es gern glauben, daß Herr von Neuenburg, der

— übler Stimmung gewesen — es Ihnen gegenüber an Höflichkeit hat fehlen lassen — aber sehen Sie, — in Zukunft möchte ich Ihnen doch rathen, vorsichtiger zu sein — nicht immer läuft es so gut ab." — Walther schwieg noch — und Torner fühlte sich erleichtert. Die Lippen des ernsten jungen gedankenvollen Mannes schienen sich nicht mehr aufschließen zu wollen . . . Die Möglichkeit war gegeben, mit der Ueberlegenheit der Stellung Großmuth zu verbinden und in diesem Glorienschein sich zu entfernen. — In dem Augenblicke, wo diese Betrachtung die Brust des Majoratsherrn wohlthuend weitete — und er schon die Hand an seine Mütze führte, brach Walther das Schweigen. — „Ich wiederhole es, Herr von Torner, nochmals," begann er — „mein Leben gehört nicht mir allein, und wenn ich Herrn von Neuenburg nicht zwinge, sich mir zu stellen, so geschieht es einzig und allein, weil ich noch für meine Mutter leben will — und leben muß. Aber sollte dennoch ein frühzeitiger Tod mich ereilen — dann — wäre es an Ihnen, Herr von Torner, für meine Mutter zu sorgen — denn sie ist die Tochter des Barons Paul von Horstmar — Ihres Oheims."

— „Paul Horstmar's?" rief Torner, indem er betroffen einen Schritt zurückwich.

— „Durch die Hand Ihres Oheims," fuhr Walther fort — „sank ein blühendes Leben in ein frühzeitiges Grab . . . Der Friede und das Glück eines ganzen Hauses wurde ein Trümmerhaufen — und erbitterter, unversöhnlicher Haß erwuchs und wucherte fort auf diesen Trümmern. — Meiner Mutter — blieb er fremd — desto mehr mußte sie dadurch leiden. — Ein Bruder des im Zweikampf Gefallenen hat sie erzogen, — nach dessen Tode wurde sie die Frau des Professors Ehrhard — meines Vaters, eines edlen Mannes, der aber schon damals den Keim des Todes in der Brust trug. Er starb, — als ich nur wenige Jahre zählte, und so ist mir die Pflicht geworden, die Stütze meiner erblindeten Mutter zu sein." — Max Torner hatte betroffen dagestanden unter dem Eindrucke der so unerwarteten Wendung, die sein Gespräch mit Walther genommen; das Blut war ihm in das Gesicht geschossen — war wieder gewichen, dasselbe entfärbend, dann hatte sein Auge zu glänzen begonnen und endlich hatte warme Herzlichkeit seine Züge belebt. — — „Mein lieber Herr Ehrhard!" rief er jetzt aus — „die Sache ändert sich gewaltig, — auf Ehre! — ganz gewaltig. — Wir haben ja Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um zu erfahren, ob das Kind meines Oheims noch am Leben und wo es hingekommen — mein

Vetter Erwin hat sich in seinen letzten Stunden bittere Vorwürfe gemacht — einen Brief verloren zu haben, der, wie er geglaubt, Aufschluß darüber enthalten. — Meine Mutter wird glücklich sein — dessen kann ich Sie versichern — und was mich betrifft — so disponiren Sie über mich — es soll mir eine Freude sein, auf Ehre! — Sie haben studirt — es wird Ihnen gewiß eine andere Lebensstellung erwünscht sein? — Wenden Sie sich nur immer an mich — es wird mich herzlich freuen — wahrhaftig — und ich werde mein Möglichstes thun." — Torner reichte bei diesen Worten mit offenbarer Herzlichkeit Walther die Hand.

— „Ich danke Ihnen, Herr von Torner, für alle diese Anerbietungen," entgegnete Walther. „So lange ich selbst lebe — bedarf ich fremder Hilfe nicht. — Als Erbe meines Vaters ist mir Arbeitsfähigkeit — und die Kraft der Selbstbeschränkung geworden. — Das genügt mir ganz vollkommen — aber — gedenken Sie meiner Mittheilung — gedenken Sie meiner Mutter — wenn diese mich verlieren sollte!" — Walther verneigte sich — und sichtbar betroffen schaute Torner dem Fortgehenden nach, — dann begann auch er seinen Weg zu verfolgen — aber mit einer Eile, als besänne er sich, wie kostbar ihm die Zeit. — Es währte

jedoch nicht lange — die Schritte wurden langsamer und er stand wieder still, zog eine Cigarre heraus, und während er Feuer daran legte, schaute er zurück, gewann die Gewißheit, daß er allein im Walde stand. — Mit einer Bewegung des Unmuths warf Torner jetzt die brennende Cigarre ins Gras — überblickte mit zusammengepreßten Lippen und grollenden Augen die Gegend, bog dann von der Straße ab, übersprang einen Graben, und schritt quer durch den Wald dem Schlosse zu. Bald brach er hier, bald dort die Zweige, die ihm im Wege hingen, peitschte die jungen Blätter und Knospen mit der Reitgerte, daß sie wie Regen herabfielen und schaute zu den Wipfeln hinauf — mit einem Unwillen im Blicke, als schwöre er Tod all den kleinen ruhelosen Kehlen für ihr Rufen und Singen. Röther und immer röther wurde Torners Gesicht, immer heißer sein Blut . . . Oh wenn er nur sein Pferd hätte! Er würde ihm jetzt die Sporen in die Flanken jagen — und dem Boden enthoben, zu dem ein Etwas in seiner Brust ihn fast niederdrückte, frei wieder athmen — und jagen — wie die Wolke am Himmel, die keinen Zügel kennt. — Ihm war das Gehen stets verhaßt — jetzt mehr denn je — es war ein Schleichen in dem verdammten Walde, wo das Bild des Trotzkopfs mit den vielsagenden Augen

und scharf geschliffenen Worten in seinem Zwielicht sich fest gebannt zu haben schien. — Unerträglich war ihm die Oede — unerträglich die Stille, die ihn hier umgaben, sie hielten die Schwüle fest in seiner Brust — die schwülen Gedanken im Gehirn.

Endlich war der Saum des Waldes erreicht, und das Schloß lag vor ihm. — Im Lichte der letzten Sonnenstrahlen ragte es so stattlich empor; in noch frischerem Grün breiteten sich jetzt die umliegenden Felder aus. Der weite Park, der schon im Schatten zu ruhen schien, zeichnete sich noch schärfer ab in seiner ganzen Größe — und doch! die ganze Landschaft hatte für den heimkehrenden Majoratsherrn etwas Kleinliches gewonnen. Es war ein eigenes Streiflicht darüber gefallen — und wollte nicht weichen. — Ein Mensch, der sich selbst genügt, der ganz auf das eigene Selbst angewiesen war, hatte dem reichen Grundherrn einen Maaßstab angelegt, der diesem viel von der selbstbewußten Größe raubte.

Von lauer Abendluft und mildem Abendschein umflossen, welche wie eigens dazu erschaffen schienen, die kleinen Wiederwärtigkeiten des Tages ihn vergessen zu machen — saß Neuenburg am offenen Fenster und schaute mit harmlosem Gesicht nach dem Freunde und nach dem Doctor aus. — Er sah Torner kommen, und wollte ihn eben anrufen, als

dieser stehen blieb und mit donnernder Stimme an den Stalljungen eine Frage stellte. Die Antwort, die so bescheiden lautete, daß Neuenburg sie nicht verstehen konnte, wirkte nicht begütigend, denn Torners Stimme hallte noch mehr. — „Zum Teufel mit deinen Antworten," schrie er den Jungen an. „Du sollst nicht denken — Weißt du das noch nicht? Esel! Dummkopf!" — Mit diesen Worten kehrte der grollende Gebieter seinem Knechte den Rücken zu und trat in die Hausthüre.

— „Abscheuliches Volk!" rief er aus, in's Zimmer tretend — warf Mütze und Reitgerte auf den Tisch und streckte sich auf der Couchette aus.

— „Nun — und wo ist der Doctor?" fragte Neuenburg.

— „Habe ich vergessen."

— „Und die Partie?"

— „Wird ausbleiben!" — Neuenburg sah mit Verwunderung auf den Mißvergnügten, der ihn noch immer keines Blickes würdigte und wie absichtlich so kurz in seinen Antworten blieb. — „Höre Max — du bist in sehr schlechter Laune — wie ich sehe — ganz übler Laune."

— „Könnte wohl sein."

— „Was ist denn los?" fragte Neuenburg.

— „Nichts Neues, nur daß ich müde geworden und dann Verdruß noch weniger vertrage."

— „Aber was hat dich denn verdrossen? — das könntest du doch sagen?"

— „Etwas, das ich dir wie natürlich verdanke," erwiederte Torner und sah mit großer Consequenz zur Oberlage hinauf.

— „Mir, Max? — Nun, mein Bester — da bin ich doch neugierig zu hören!"

— „Wie immer habe ich die Geschichten in's Gleis zu bringen, die du angerichtet und habe dabei Aerger geschluckt" — sagte Torner.

— „Am Ende ist dir Ehrhard über den Weg gelaufen," rief Neuenburg auflachend.

— „Ja!" erwiederte Torner und fixirte jetzt den Fragenden mit zwei unheimlich leuchtenden Augen.

— „Auf Ehre, Max — ich verstehe dich nicht!"

— „Das glaube ich!" entgegnete Torner. „Aber weil du eben Manches nicht verstehst, solltest du dich auch nicht dort hineinmischen, wo du nichts zu thun hast."

— „Das ist zu toll!" rief Neuenburg. „Weil der Mensch dir gegenüber wohl auch grob gewesen — soll ich daran Schuld sein."

— „Hör 'mal, Fritz!" unterbrach ihn Torner aufspringend und mit einer Stimme, die vibrirend

schallte. — „Mir gegenüber ist noch kein Mensch grob geworden — das sollte Einer nur versuchen! Aber das sage ich dir, daß du mir das Raisonniren über ihn jetzt sein läßest. — Der Ehrhard ist ein Ehrenmann und wehe dem, der ihn in meiner Gegenwart anzugreifen wagt, der hat es dann mit mir zu thun!"

Neuenburg machte einige Schritte zum Fenster, als wollte er hinausrufen, daß man seine Pferde anspanne. — Er überblickte das Zimmer, wie Jemand, der schon Mütze und Handschuhe sucht, um gleich hinaus zu gehen — und betrachtete dabei mit stummer Entrüstung den auf und abgehenden Torner. Aber das Gelüste nach einer Erklärung des Unglaublichen gewann die Oberhand. Er schaute wieder in nächster Nähe um sich herum, als sei ihm ein Entschluß, ein Gedanke plötzlich abhanden gekommen, und kam allmählig darüber in's Reine, daß der Moment, wo er das Schloß hätte verlassen müssen, bereits vorüber — daß es jetzt nicht an der Zeit, seinem gerechten Unmuth die Zügel schießen zu lassen — und in der Betrachtung der Dinge, die er unterlassen, schien sein Selbstbewußtsein zu wachsen. Er nahm eine sehr entschiedene Stellung an — als ob es noch sehr fraglich, wer hier der Herr im Hause sei — und sagte endlich mit dem Tone überlegener Besonnenheit: „Nun — gegenwärtig — geschieht

so vieles Unglaubliche, daß ich mich auch über dich nicht wundern sollte. — Gestern warst du wild geworden, — weil Fräulein von Halleck eine Promenade an meiner Seite gemacht und heute — vielleicht auch dieser Dame zu Ehren — hast du deine Ansichten über gewisse Persönlichkeiten plötzlich ganz geändert!"

Torner lachte auf. „Es wäre nichts Unglaubliches," gab er zur Antwort, während er stehen blieb und eine Cigarre anrauchte. — „Wahrhaftig! ein sehr schönes Paar!" — Diese Worte begleitete ein scharfer Seitenblick. — Neuenburg sah wieder zum Fenster — überblickte abermals den Raum — schaute um sich — als habe er nun wirklich den Entschluß gefaßt — den Unverschämten zu verlassen.

Torner folgte ihm mit den Augen — und als der Uebelbehandelte einige Schritte zur Thüre gemacht hatte, hob er wieder an. — „Er hat das Blut der Horstmar in seinen Adern, was du eben nicht herausgefunden — und ich — im ersten Augenblick ihm angesehen habe. — Ein ganz ebenbürtiger Gegner, mein Freund! dem man Satisfaction nicht verweigern kann." — Neuenburg stand da — die großen blaßblauen Augen so weit geöffnet, daß diesen auch das Wenige an Ausdruck, dessen sie fähig waren, ganz verloren ging, aber es war nur

eine secundenlange Verwirrung — und Geistesgegenwart kehrte ihm zurück. „Nun — und was wäre dabei?“ sagte er achselzuckend. „Giebt es nicht Viele solche, die ein wenig blaues Blut in ihren Adern haben? Sind sie darum schon weit her?“

— „Dieser hat jedenfalls mehr von der Mutter, als vom Vater geerbt“ — bemerkte Torner mit großer Entschiedenheit — „und es bleibt bei dem, was ich gesagt.“ — Neuenburg schien einzusehen, daß er die Partie verloren geben mußte, seine ganze Person hatte den Ausdruck eines durch Uebermacht erdrückten Gegners gewonnen... Torner schellte — und etwas scheu blickte Neuenburg auf.

— „Georg!“ sagte Torner zum eintretenden Diener: „Einen Kartentisch!“

— „Für wen noch?“ fragte Neuenburg. „Ich fahre fort, — ich werde nicht spielen.“

— „Begehe keine neuen Thorheiten, Verehrtester!“ — sagte Torner lachend. „Zu Zweien spielt es sich auch — und ich denke — wir haben heute böses Blut genug gehabt — bei den Karten wird man es doch wieder los.“ —

— — — — — — — —

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Doctor Trost.

Ein Jahr war vorüber — und es war wieder Frühling. — Wenn der Vogel voll Lust sein Nest sich baut, die Biene summend in's Freie fliegt, der Baum seine Knospen treibt — dann schreitet auch ein Todesengel durch die Welt einher. — Er heißt manche Herzen stille stehen, die der Frühlingshauch mit Wehmuth geschwellt hat, — die es dann an ihrem Schlage inne werden, daß sie erkalten müssen — noch ehe die Blüthe der Knospe sich entwunden haben wird. — So dachte Doctor Trost, als er in seinem Großvaterstuhl zurückgelehnt, mit mattem Auge dem spielenden Sonnenstrahl folgte, der auf dem Fußboden seines Zimmers lag. Es war ein Frühlingssonnenstrahl — so warm, daß die welken Hände,

die er traf, das Frostgefühl verloren — daß die Pflanzen am Fenster so hell erglänzten, als ruhe Morgenthau auf ihren Blättern — und die Luft, die durch das halb geöffnete Fenster drang, war so voll Sonnenlicht und Morgenfrische, daß obwohl Stadtluft — sie dennoch wie Duft ins Zimmer floß! — „Marie!" rief jetzt der alte Mann; das junge Mädchen trat aus dem Nebenzimmer herein. — „Marie, bleibe jetzt bei mir" — sagte der Vater. „Was machtest du dort?"

— „Ich nähe an deiner Decke, Papa — ich meinte, du schliefest noch." — — „Du armes Kind! Solch' eine Winterarbeit, während draußen die Vögel jubeln, die Menschen über den Frühling sich freuen und ihre Sorgen und Mühen vergessen."

— „Wie du auch sprichst, Papa!" sagte Marie und schüttelte lächelnd den Kopf. „Bin ich denn nicht auch glücklich? bin jetzt kein Schulkind mehr, das in die heiße Schulstube muß, um dort wie angenagelt still zu sitzen! Papa — habe ich nicht recht? Bin ich nicht glücklich, kein armes Dienstmädchen zu sein, das jetzt auf dem Markte sich herumstoßen muß, und um einen Groschen dingt und streitet? Papa — bin ich nicht glücklich, kein vornehmes Salon-Fräulein zu sein, das jetzt noch schläft — und wenn es erwacht — über Sonnenlicht und Fliegen sich

ärgert, Vorhänge herabläßt, um besser in den Spiegel zu sehen — und dann schon nach dem Abend seufzt, wo es in das Gewühl der Menschen kommen wird." — Das junge Mädchen hielt inne — ihr bleiches Gesicht war leicht gefärbt, ihr Auge hell. Doctor Trost sah hinauf zu seinem Kinde und lauschte der Stimme, wie einem wehmuthsvollen Liede, in das sein Herz andere Worte legte.

— „Nun, Papa?" begann wieder Marie, „du schweigst — sage — habe ich denn nicht Recht? ich bin so frei wie der Vogel — mich drückt kein Zwang, mich trifft kein hartes Wort — und wenn ich auch in der Stube sitze — mich freut die Blume am Fenster, der blaue Himmel, der Sonnenschein, und mein Herz jubelt bei der Arbeit."

— „Marie — meine gute Marie — mein liebes Kind!" sagte der alte Mann.

— „Mein verwöhntes Kind solltest du sprechen," entgegnete Marie, nahm die Hand des Vaters und küßte seine Stirne. — „Setze dich zu mir her," sagte der Kranke. „Mir ist heute so wohl, wie schon seit lange nicht — der Kopf ist mir frei und klar — du hättest mich allein lassen — und die Mutter begleiten können — aber es freut mich dennoch, daß du geblieben bist — und es ist mir lieb, daß wir beide allein sind. Ich will mich mit dir unterhalten,

deine Meinung hören über ein paar ernste Fragen."

— „Papa — nur heute nicht!" — rief Marie mit Angst-erfülltem Antlitz. „Ich bitte dich."

— „Es wird mir wohl thun — Marie — sehr wohl thun". Der heitere Ausdruck auf dem schmalen Gesichte der Tochter — war wie ein dünner Farben-überzug geschwunden. Scharf und dunkel lag die Sorge aufgedeckt in ihren Zügen.

— „Ich bitte dich, Papa!" sagte sie beklommen — „sprich nicht über ernste Dinge."

— „Glaube mir, Marie" — entgegnete der Vater lächelnd — „in den Tagen und Nächten, wo ich leide, nicht schlafen kann, werde ich bisweilen unge-duldig, und dann erscheint mir Alles schwerer als es wirklich ist — dann quält mich Manches mehr, als es sollte . . . Aber Manches quält mich auch darum, weil ich nicht weiß — wie du darüber denkst. — Wirst du es mir gesagt haben — wird es mir leichter werden, den Gedanken der Sorge Stand zu halten. — Sieh, Marie — mir ist es tief im Herzen, als könntest du nur solche Dinge sagen — die mir Ruhe geben müssen — darum — deinem kranken Vater zu Liebe — höre mich an."

Marie saß regungslos, Doctor Trost sah nicht in ihr Gesicht — sein Kopf war etwas auf die Brust geneigt, sein Auge ernst vor sich gerichtet. Nach

einer kurzen Pause hob er an. „Mit meiner Praxis steht es still, schon lange . . . Geld fließt nicht mehr ein — und muß verbraucht werden mehr denn sonst. — Werde ich — so Gott will gesund — dann hoffe ich, wird es sich immer ausgleichen. — Das Nöthige wird uns nicht fehlen — nicht wahr, in dieser kleinen Wohnung lebt es sich — eben so friedlich wie in der früheren? So geht es mit vielen Dingen im Leben — man beschränkt seine Bedürfnisse und gewinnt nur dabei. — Aber wenn es nun mit meiner Praxis aus wäre — und Gott mich von dieser Welt abrufen wollte, — stelle dir diesen Fall — als eine Möglichkeit vor — daß es mit unserem kleinen Kapital zur Neige ginge — und du die Ueberzeugung gewinnen würdest, daß die Mutter — auch das Nöthige entbehren müßte, — könntest du dann es für eine Pflicht halten — auch das Schwerste zu thun — um sie der Noth zu entziehen? Würdest du dann den Entschluß fassen können, der Mutter zu Liebe den Bernhard zu heirathen, den du doch nicht magst?"

— „Nein, Papa! — das würde ich nicht" — sagte Marie — „oder — du — müßtest sprechen, daß ich so handeln soll."

— „Das könnte ich niemals!" begann der Vater wieder. „Ich sage dir vielmehr — wie du jetzt denkst — so denke auch im Sturm der Sorge und der Noth!

Vertraue Gott — der Hilfe sendet zur rechten Zeit. — Höre mich recht an — Marie — und verstehe mich recht. — Achtung ist immer schon Liebe — und Liebe mit ihrem Reichthum deckt auch den Abgrund der fehlenden Achtung. — Liebe, die der Achtung entquillt, ist zwar nicht jenes eigene hohe Glücklichsein, von dem der Dichter spricht: „Himmelauf jauchzend — zu Tode betrübt" — aber sie ist dennoch läuternd und auch tief beglückend. — Liebe, wo Achtung versagt werden muß — ist ein Widerspruch, den nur die Liebe lösen kann, aber — sie thut es. — Wenn jedoch Liebe und Achtung fehlen — dann ist das Band der Ehe — ein widernatürliches — besonders für das Weib, — es bindet nicht — es löst nur auf, — nicht nach Außen hin, — aber nach Innen zu ... Darum bleibe nur auch Bernhard fern — obwohl die Mutter, die ihn nicht durchschaut, ihm gut werden könnte." — Der Kranke schwieg — und Marie weinte, so still, als strömten die Thränen — und ihr Herz wisse nicht warum.

— „Jetzt," hob der Vater von Neuem an — „lasse uns, Marie, einen andern Gegenstand besprechen. — Ich habe den Walther Ehrhard — wie du wohl weißt — sehr lieb, und das ist sehr natürlich! Ich habe ihn heranwachsen gesehen, und schon damals lieb gewonnen. Ich habe ihn lange gepflegt — und

für sein Leben oft zu Gott gefleht, in vielen langen Stunden, wo ich an seiner Genesung verzweifelte. Er ist ein guter Mensch — reich an Herz und Geist, glaubensfest, pflichttreu, gewissenhaft — und bei alledem ein Mensch, der viel Trauriges durchlebt hat, was dann meine Liebe für ihn, noch wärmer, noch inniger hat werden lassen. Nun siehst du, — ich möchte an ihn schreiben, ihn bitten — er sollte zu dem alten Freunde kommen; ich würde mich freuen, ihn wieder zu sehen — mündlich von ihm zu hören — und doch, ich fürchte — und — ich fürchte deinetwegen" ... Die Thränen waren versiegt — die Augen trocken geworden, als wäre ein heißer Hauch darüber gezogen und Marie war todtenbleich. — „Fürchte nicht, Papa!" sagte sie leise. „Schreibe ihm, bitte ihn zu kommen."

„Höre mich erst ganz aus" — fuhr der Vater fort, indem er die Hand der Tochter nahm und in die seinige schloß. „Es ist dir mit dem Ehrhard so eigen gegangen ... Er verdient deine Achtung und Zuneigung — er hat dir das Leben gerettet. Du hast dich schon mit deinem Kinderherzen an ihn geschlossen, und gewiß, Marie — einen besseren Menschen könnte ich dir zum Gatten nicht wünschen, aber Gottes Wege sind oft anders, als wir sie uns wünschen und denken" — Doctor Trost hielt inne — es wurde

ihm schwer weiter zu sprechen — er suchte Worte zu finden, die dem Herzen seines Kindes weniger weh thäten. — „Ich weiß," fuhr er dann fort — „daß das, was ich dir jetzt noch zu sagen habe, in deinem Herzen eben so gut aufgehoben sein wird, wie es in dem meinigen gewesen, und ich weiß auch, daß wenn ich spreche, es nicht jene Schwäche ist, der Verschwiegenheit lästig wird. Darum gewinne ich das Recht, dir zu vertrauen, daß in Ehrhard's Herzen schon früh eine tiefe Neigung Wurzel gefaßt hat — für Martha von Halleck. — Es ist vieles Betrübende zwischen sie getreten und ob sie sich jemals einander wieder nähern — oder ob die Zeit die Empfindungen ihrer ersten Jugend völlig verwischt, wer mag das voraussehen? — Aber du — Marie! halte was du eben erfahren, in deinem Herzen fest, — damit aus deiner Dankbarkeit, Zuneigung und Bewunderung für Ehrhard — nicht auch — ein ausschließliches Gefühl hervorgehe, und dich verkennen ließe den Weg, den Gottesfügung dir zu gehen bestimmt haben könnte — damit du nicht — Marie — wie es leicht geschieht, wenn man jung ist — dein Herz mit all' seinem Hoffen an das Eine fesselst, welches doch dir vielleicht fern bleiben soll." — Nach längerem Schweigen sprach der Kranke wieder: „Nun, Marie — ich frage dich — darf

ich dem Ehrhard schreiben und keine Besorgniß hegen, daß es am Ende doch besser wäre, ich riefe ihn nicht?"

— „Sei unbesorgt!" antwortete Marie, „bitte ihn zu kommen." —

Der Vater sah noch immer nicht in das Gesicht seiner Tochter. Er ließ sich Feder und Papier bringen, und bald war ein kurzer Brief geschrieben und versiegelt — und als Johanna an dem Stuhle ihres Mannes Platz genommen, ihm dieses und jenes erzählend — verließ Marie das Haus und eilte die Straße hinab, um die für Walther bestimmten Zeilen in den Briefkasten zu legen.

Die Sonne ging unter, und ging wieder auf — das Leben in der Stadt und in ihren weiten Umgebungen verstummte und erwachte. Wer achtet viel darauf? Von Stunde zu Stunde, vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen legt der Mensch einen Kern in die wachsenden Erscheinungen der Außenwelt; sie sind die ewige Bewegung, an die sein Lebensfaden geknüpft ist, und — sie beherrschend sich abspinnt. Anders für den vom Leben Scheidenden — sein Dasein ist abgelöst, legt nichts mehr hinein, und dann fließen sie ineinander und stehen gleichsam vor ihm still — wie der Mensch, von dem wir uns trennen, das Haus, welches wir verlassen — die Gegend, auf die wir scheidend noch

ein Mal zurückschauen. Vor dem kleinen niedrigen Hause, das jetzt Doctor Trost bewohnte, kamen und gingen die Menschen, und blickten oft in die geschlossenen Fenster, wie es Vorübergehende zu thun pflegen — sie blickten noch schärfer hinein, wenn die Fenster geöffnet standen, und blickten wohl noch einmal zurück, wenn ein zartes Mädchenantlitz und ein schönes männliches Gesicht ihrem Auge begegnet waren. Gar mancher trug vielleicht in der Erinnerung dieses Bild mit sich fort — denn es lag ein so tiefer Ernst auf diesen beiden Gesichtern und etwas so eigenthümlich Weiches und Sanftes in ihrem Ausdruck! —

Walther war gekommen und half seinen verehrten Freund schon viele Tage pflegen. Als er dessen Brief erhalten, war er erschreckt gewesen. Der Gedanke — er käme vielleicht schon zu spät, hatte ihm die kurze Reise ewig lang erscheinen lassen, und in den ersten Stunden des Wiedersehens mußte er sich beherrschen — um zu verbergen — wie hoffnungslos er den Zustand des Kranken gefunden. Als aber ein Tag verstrichen und seine ganze Umgebung ihm die Geschichte eines Menschenlebens vor die Augen geführt, — als er die nagende Sorge um die Zurückbleibenden — in ergreifenden Zügen, auf dem letzten Blatte dieses Lebens herausgelesen hatte, da klammerte er

sich an die Hoffnung wieder fest. — Nein! es war nicht möglich, daß diese Seele jetzt schon scheiden sollte! Es konnte nicht bestimmt sein, daß so hülfsbedürftige Wesen, wie Marie und ihre Mutter waren, jetzt schon verlassen bleiben! Er selbst hatte noch nichts erworben, das Nothdürftigste fehlte ihm selbst noch — und dennoch mußte er der Verwaisten sich annehmen. Bald würde ihm die Möglichkeit gegeben sein, eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen, bald würde er im Stande sein, die Hülfsbedürftigen zu unterstützen. — Eine Frist, wenn auch nur eine kurze, mußte der Allmächtige gewähren. — Bald leuchteten Muth und lebendige Hoffnung aus Walthers Wesen den bangen Angehörigen entgegen. Des Mannes Besonnenheit und Gewandtheit stützte die Schwachen — für alle Beziehungen mit der Außenwelt war er jetzt der Handelnde und Rathertheilende und galt es, der Ahnung eines trostlosen Verlustes zu begegnen — so war er es wieder, der dem sinkenden Muthe aufhalf, und mit so fester Zuversicht der Seele dastand, als könne er nicht irren — als müsse doch die Sorge endlich weichen.

Auf die Frage, die Doktor Trost an ihn gerichtet, wie lange er bleiben könne, hatte Walther erwiedert, daß er hier in der Stadt eine Anstellung erhalten, und nach wenigen Wochen sein neues Amt antreten

würde, — bis dahin frei sei, und über seine Zeit verfügen könne. — Wenn der Zustand des Kranken die Möglichkeit einer Unterhaltung gewährte, sprach Walther immer voll Hoffnung über seine Zukunft voll dankbarer Anerkennung der Freunde, die er während seines Aufenthaltes auf dem Lande gewonnen. — Er erzählte, daß er seine Anstellung, die seinen Wünschen vollkommen entsprach, der Baronin Torner und Gronau verdanke, die mit dem Eifer wahrer Freundschaft bemüht gewesen, ihm eine unabhängige Lebensstellung zu verschaffen. Der Kranke horchte aufmerksam auf seine Worte — und schaute mit prüfendem Blick dem Sprecher in's Gesicht — und wenn er leidensmüde mit geschlossenen Augen dalag und Walther und Marie stumm an seinem Bette saßen, nicht wissend, ob er schlafe oder wache — dann überlegte der alte Mann — alle die Worte, die über Walthers Lippen gekommen und betrachtete in Gedanken den Ausdruck von lebensfrischer Hoffnung, von Kraft und Energie, die ihm in Walthers Zügen begegneten. — Aber Stunde um Stunde verging — und er sprach noch immer nicht über eine Sorge, die ihn drückte. — Walther fragte nicht nach dieser Sorge, die Trost in seinem Briefe angedeutet hatte. Es lag zwischen ihnen ein Etwas, das beide zu berühren sich scheuten — denn es fielen

darüber hin die Schatten des Todes und der Heiligenschein einer letzten Sorge — und eines letzten Trostes. — Walther war bemüht, die Gedanken des Kranken an das Leben zu knüpfen — dieser fühlte eine gewisse Scheu, Gottes Hand vorzugreifen und fürchtete die Sorge seiner scheidenden Seele auf die Wage zu legen — in einem Augenblicke, wo diese schon schwer herabsank durch Liebe und Theilnahme für ihn. —

Walther hatte Agnes wieder gesehen. — Er — war befangen gewesen, sie — zurückhaltend, förmlich, fast kalt — aber die Besorgniß um den Kranken hatte schnell Erinnerung an die Vergangenheit in Walthers Zügen verwischt, und ein Blick aus Trost's Auge, der Agnes getroffen, das Fremdartige aus ihrem Wesen verscheucht. Auch mit Bernhard, der täglich kam, obwohl er nicht der behandelnde Arzt war, mußte Walther die Bekanntschaft erneuern — aber er sah ihn nicht gern und bemühte sich stets, die Dauer dieser Besuche zu verkürzen — um des Kranken willen, der immer dabei zu leiden schien.

So waren viele Tage vergangen — der Zustand des Doctors veränderte sich wenig, aber ein Sinken der Kräfte war nicht zu verkennen, — er wurde theilnahmsloser für das Leben seiner Umgebung. Dazwischen schien das Herz trennungsschwer in

seinem Blicke hervorzutreten — und dann schloß er wieder die Augen und wendete sich schweigend ab. — Oft lag er wie schlafend da; aber die Worte, die er dann sprach, deuteten auf eine Gedankenkette, die ihn beschäftigt haben mußte.

— „Ich habe viele gute, edle Menschen kennen gelernt," sagte er ein Mal — „und ich mag auch manchem lieb und angenehm gewesen sein — aber freundschaftliche Gesinnungen sind doch nur Kinder des Augenblicks. — Giebt es etwas zu tragen, zu erdulden, wird man es inne, wie jeder allein dasteht auf seinem besonderen Eilande und zwischen uns allen das Meer der Eigenliebe seine Wellen treibt — ein tiefes Meer! Von allen Seiten fließt es ihm zu — tropfenweise und stromweise — und ob auch Vieles hinüber gereicht — und hinüber geworfen wird — und zum Dank verpflichtet und auch zur Wohlthat wird — so sind es doch nur Gaben des Ueberschusses, aber nicht selbstvergessener Opferwilligkeit . . . Wir stehen allein, Johanna — aber dem Allwissenden ist es nicht verborgen — lasse dir das ein Trost sein." —

In einer Nacht, wo Marie sich entfernt hatte, um auszuruhen, sagte er plötzlich: „Vergieb du mir, Marie, daß ich nicht besser für dich gesorgt habe. — Ich bin mit meinen Kräften und Mitteln

nicht haushälterisch gewesen — ich dachte recht zu thun — jetzt fühle ich, daß ich dich, armes Kind, vergessen habe — Marie!"

— „Marie ist nicht hier" — sagte Walther. Trost besann sich, wie er die Tochter selbst fortgeschickt hatte. — „Möge sie nur schlafen, Ehrhard," sprach er dann — „der Armen steht vieles Schwere bevor. Die Nacht ist gekommen," fuhr er nach kurzem Schweigen wieder fort, „die Nacht, wo man nichts mehr gut machen kann. — Mich klagt das Leben an — und auch die letzten Stunden dieses Lebens."

— „Vater Trost!" sagte Walther — „Wie können solche Worte über deine Lippen kommen — du — der im wahren Sinn des Wortes — ein Christ gewesen?" — Trost machte eine abwehrende Bewegung. — „Wollen und Vollbringen ist zweierlei," erwiederte er. „Ich habe danach gestrebt — bin auch zuweilen der Meinung gewesen, daß ich auf dem guten Wege schon recht weit gekommen — aber siehe da — ich fühle jetzt, daß ich die Probe nicht bestehe — nicht weiter bin, als ich gewesen, da ich noch ein Knabe war. Jetzt gilt es — das Gottvertrauen zu bewähren, zu beweisen, daß wir unsere Liebe, Weisheit und unsere Vorsorge — für gering achten — und siehst du — das kann ich nicht! — Auch den Tod vor Augen — vermag ich es nicht!

— Ich liege still und geduldig — das Sträuben hilft nichts mehr, aber das Herz ist voll Unruhe — es hängt fest an dem, was ihm das Liebste ist — und die Sorge um dieses Liebste will nicht weichen. — Nur noch ein Jahr Leben, Ehrhard! Oh mein Gott! Gerne würde ich dann scheiden."

— „Wäre es auch bestimmt, daß du scheidest," erwiederte Walther — „unser Verlust bliebe gleich unersetzlich — aber du hast mir stets Vertrauen bewiesen, glaube mir jetzt — sei für die Deinigen ohne Sorge."

Wie erschreckt unterbrach ihn der Kranke — „Sprich nicht weiter, Ehrhard! — ein übereiltes, unbedachtes Wort — zu einem Sterbenden gesprochen, ist bleibende Fessel... Du hast eine Mutter — für die zu leben deine Pflicht ist — du kannst noch gar nicht wissen, was das Leben dir vorbehalten hat."

— „Gleichviel — dich bei den Deinigen zu ersetzen, so gut — so weit — ich es vermag, muß mir eine heilige Pflicht sein."

— „Nein, Ehrhard — ich sage dir — gieb mir nicht das Bewußtsein eines neuen Unrechts." — Trost hatte hastig und mit Erregung gesprochen — ihm stockte jetzt der Athem — er nahm Walthers Hand, und sagte mit einer Stimme, die matt und unsicher klang: „Mein Segen über dich, Ehrhard! Mein

Vertrauen — und auch meine ganze Liebe hast du — aber — das will ich nicht... Mein Verschulden soll nicht über dich kommen — kein Wort mehr darüber." — Der Kranke hatte sich abgewendet. — Walther schaute vor sich hin — sein Auge war feucht — und doch, was durchzuckte ihn so bange?

Hatte er es gelesen in den Zügen des alten Mannes — hatte er es heraus gehört in der Erregung seiner Stimme? — Waren es das Halbdunkel, die Stille um ihn her — denen der nebelhafte Gedanke angehörte? oder kam er aus seinem eigenen Selbst? Aber er war da — und wurde deutlicher. Das schwere Athemholen an seiner Seite verscheuchte ihn nicht — und in seiner Brust sprach es so laut, daß auch das schwere Athmen des Freundes übertönt wurde. — Er — liebte sie — ja nicht? wie konnte sie sein Weib werden? —

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, und Trost wendete sich wieder Walther zu.

„Ehrhard!" hob er an — „Uns beiden bringt diese Nacht keinen Schlaf mehr... So wie es tagt, wird Marie kommen — dann gehe dich erholen. Auch ich werde zu schlafen versuchen, aber jetzt höre mich an — ich habe nicht Kraft genug, um dir etwas zu erzählen — aber du findest es genau in meinen Papieren verzeichnet... Ich habe unbesonnen

gehandelt, — und fürchte die Folgen dieser Handlung. Ich habe ein Versprechen von Bernhard erhalten — doch der Gedanke verfolgt mich — er könnte es nicht halten — dann Ehrhard, komme du Johanna und Marie zu Hülfe... Stehe ihnen bei mit deinem Rath und deiner Besonnenheit, — diese Bitte kann ich an dich richten, du kannst das für mich thun."

— „Verlaß dich auf mich!" sagte Walther.

— „Und nun mein Letztes noch! — Es kann vielleicht länger mit mir währen, als wir meinen — deine Mutter und eigene Angelegenheiten fordern deine Zeit — und mich drückt das Bewußtsein, daß du jetzt nur für mich lebst."

— „Gönne mir diesen Trost!" erwiederte Walther bewegt. „Mein Bleiben hier — kann es dir drückend sein?" — —

— „Glaubst du — ich sehe dich nicht gern?" — sagte der alte Mann — seine Stimme zitterte — und seine Hände, die er mit einer Bewegung des Schmerzes in einander legte, zitterten auch.

— „So lasse mich bei dir bleiben!" sprach Walther beklommen.

— „Folge dir selbst, Ehrhard!" — erwiederte Trost mit Anstrengung, „ich will nicht um dein Gehen

bitten, und nicht um dein Bleiben — so oder anders — es wird so sein — wie Gott es will!“ —

Der Kranke lag still. Walther schaute abermals in das Halbdunkel des Raumes. Er dachte jetzt an Bernhard — und an die Sorge seines väterlichen Freundes. Die tiefschwarzen Augen mit dem feurigen Untergrunde ruhten vor ihm — aus ihnen sprachen ein tückischer Geist, und wilde Leidenschaft und immer war es Marie, die Walther wie einen bleichen Schatten an diesem finsteren Angesicht vorüberschweben sah, — so bange — so scheu — und doch im Auge — ein geschlossener fester Blick, der dem zarten Wesen einen Ausdruck von Hoheit verlieh.

Der Morgen war gekommen; Walther hatte den schlafenden Kranken — und das Haus der Sorge verlassen. Ihm war es schwül zu Muthe; er ging in gerader Richtung fort — und gelangte endlich an das Ufer des Flusses. Hier war schon reges Leben. — Der blaue Himmel, das blendende Sonnenlicht, der durchsichtige Nebel der Ferne, der mächtige Strom, der ruhig dahinzog, und die bunte Bewegung auf den Schiffen und Böten, das Gewirr und Gedränge an den Ufern, verschmolzen hier mit einander zu einem weiten hellen Bilde, keinen Raum der Phantasie lassend, um dunkle Farben hinein zu malen. — Im glänzenden Morgenlicht löste hier die

Hand des Matrosen die Segel; am Stege kochte ungeduldig das Dampfboot; ein anderes kam rauschend heran — dort wurde die schwere Ladung hinaufgewunden — und aus den Kehlen drangen Laute — frisch und hell wie der Morgen. Den Bug der Schiffe umspielend, die leichten Böte an der Kette schaukelnd, sang die Fluth ein anderes Lied — es klang, als käme es von Weitem herüber — und locke hinaus in das weite Meer. Walther war stehen geblieben. — Wie eng begrenzt — dachte er — ist das Leid, die Sorge des Einzelnen! Ein Tropfen nur, den die Fluth an's feste Land trägt. Er war — und ist nicht mehr! der Strom zieht nach wie vor in seinem Bett dahin. —

Er ging wieder weiter, stand abermals still und sah dem Treiben zu. Was ist eine Wolke, die ein trüber Tag in die Seele getrieben hat? Was ist das Sehnen, das in einer hellen Stunde das Herz ergriffen? die Seele haucht die graue Wolke wieder aus — wie die kräftige Welle das Todte an den Strand hinausspült. Und die Sehnsucht einer Menschenbrust? Wie der Strom zum Meere treibt — ist sie ein Zug in's Unbegrenzte! — Was ist ein Tropfen, der hier und dort verrinnt?" —

Walther wollte schon den Rückweg in die entfernte Vorstadt antreten, als die Glocke eines Dampf-

botes läutete und ein schnell heranfahrender Wagen am Stege stillhielt. — Es war Martha und ihre Mutter — ein junger Mann begleitete sie. — Walther hörte, wie dieser seinen Arm Frau von Halleck anbot — sah, wie diese mit lächelndem Gesicht die Hülfe ausschlug. — Er sah, wie Jener sich der Tochter näherte und Martha willig sich hinüber führen ließ — er wendete sich ab, — theilte die Menge — und keinen Blick mehr zurück werfend verfolgte er seinen Weg. — Das schwere Athmen des Kranken klang laut in seinem Ohr — und das abgehärmte Gesicht der pflegenden Tochter stand fest vor seinem Auge. —

— — — — — — — — —

Vierunddreißigstes Kapitel.

Bekenntnisse und Entschlüsse.

Doctor Trost ruhte schon unter einem Rasenhügel des Friedhofs und das Zimmer, in welchem er gestorben, nachdem er lange auf dem Krankenlager gelitten, mußte aufgeräumt werden — für einen Miether, der bald einziehen sollte. — Die alte Hausmagd stand an der Thür — ihr Waschapparat neben ihr, aber drinnen wurde noch gesprochen. Dann und wann hörte sie ein Schluchzen in dem geschlossenen Raum, und dann fuhr die Wartende mit der harten Hand über die Augen, denn es klang herzzerreißend. Endlich trat Agnes heraus, und die alte Hausmagd sah, wie Marie an dem Bette ihres Vaters niederkniete, und ihren Kopf darauf stützte, als läge noch der alte Mann da, der vor acht Tagen hinausgetragen worden;

sie zog die Thüre wieder leise an und blieb davor stehen, während Agnes in das kleine Empfangszimmer trat. —

„Sie kommt nicht!“ sagte Agnes zu Walther, der dort allein war. „Ich habe gesprochen wie mein armseliger Verstand mich geleitet — und auch sie gebeten, wie mir gerade um's Herz war.“ — Bei diesen Worten wurde Agnes' Stimme heiser: sie machte einen tiefen Athemzug und fuhr dann wieder fort — „Alles vergeblich! mit dem Mädchen ist schwer fertig zu werden, ich habe es ihm immer gesagt, aber er wollte es nicht wahr haben.“ — Agnes schüttelte sich, als schauere sie zusammen, und verdeckte ihr Gesicht mit den Händen. — Die Thränen, die sie nicht zeigen mochte, flossen jetzt eben so — wie die Thränen des Kindes an dem leeren Bette des geliebten Vaters. — Aber es war nur ein Augenblick — und Agnes hatte den Andrang des Schmerzes überwunden. Sie trocknete ihr nasses Gesicht und sagte: — „Es ist nicht gut, eine zart besaitete Natur zu sein, wenn das Schicksal heute oder morgen sagen kann: „Erwirb dein Brod — oder hungere“ — denn hungrig wird man doch, ob das Herz bricht, oder in Lust und Freude auffauchzt.“

— „Lassen Sie es sein, Agnes,“ erwiederte Walther — „der Schmerz hat seine Rechte; — die Nothwen-

digkeit, ihn zu überwinden, wird schon zur Geltung kommen."

— „Sie wollten doch fort?" versetzte Agnes mit einem Anflug von Gereiztheit; — „Sie wollten Abschied von ihr nehmen? ihr etwas sagen?" — Walther sah auf die Uhr. „Noch habe ich eine Stunde Zeit," meinte er.

— „Sie wird nicht kommen, auch wenn Sie bis zum Abend warten — sie ließ Sie grüßen — und Ihnen danken, und falls Sie was Besonderes ihr zu sagen haben," fügte Agnes scharf betonend hinzu — „und wenn kein Anderer darum wissen soll — so schreiben Sie es ihr." — Agnes sah forschend in Walthers Gesicht und fuhr dann fort: „Hier auf Mariens Schreibtisch finden Sie Alles, was Sie brauchen." — Walther wendete die Augen zu dem kleinen Tisch und zögerte; — er mochte nicht da etwas berühren — nicht Platz nehmen auf dem zierlichen Stuhl von Korbgeflecht, der dort stand.

Es dünkte ihn wie ein unbefugtes Eindringen in jene kleine Welt des Eigenthums, die von dem Innern eines Menschen stets einen Anhauch trägt. Da fiel sein Blick auf ein Bild, welches umkränzt auf diesem Tische stand: er trat heran, schaute einen Augenblick in die Züge des geliebten und verehrten Mannes — setzte sich und schrieb. — Agnes betrach-

tete ihn; — sie konnte nicht anders, sie hatte ihn lieb, noch immer lieb, sie mußte ihn achten — sie mußte ihn bewundern, aber in diese Gefühle war ein scharfer Gährungsstoff gekommen, sie waren trübe geworden, vermochten nicht sich abzuklären. In ihrem Herzen klangen zwei Stimmen — eine für ihn — und eine gegen ihn und bald gewann die eine — bald die andere die Oberhand. — „Hier ist es!" sagte Walther aufstehend — und reichte Agnes einen geschlossenen Brief — „Geben Sie ihn ab — und nun leben Sie wohl, Agnes!"

— „Leben Sie wohl!" wiederholte Agnes — aber über ihre Augen zog es wie ein Schatten. — Was unausgesprochen in ihrem Herzen lag, fühlte sie jetzt so schwer werden. — Dieser Scheidegruß erschien ihr wie ein Riß — sie reichte ihm die Hand und sagte: „Nun, um ein Kurzes — begrüßt man Sie doch wieder — als den neuen einflußreichen Beamten."

— „Wird Ihnen das nicht recht sein, Agnes?" fragte Walther und hielt ihre Hand fest.

— „Habe ich denn Sie zu der Frage berechtigt?" entgegnete Agnes.

— „Ich thäte sie sonst nicht" — sagte Walther.

Agnes zitterte... Er ließ ihre Hand wieder frei und fuhr fort: „Mir, Agnes, fehlt jedes Verständniß

für die Kälte — ja — für das Mißtrauen, die mir hier zuweilen in Ihnen begegnet sind — aber ich scheide von Ihnen mit unveränderter Anhänglichkeit und Hochachtung — und mich dünkt, das Andenken des gleich betrauerten Freundes müßte das alte Band der Freundschaft zwischen uns nur noch fester werden lassen."

— „Ehrhard!" sagte Agnes und sah ihm treuherzig und tiefbewegt in die Augen. „Daß ich Ihnen gut gewesen — das wissen Sie! ich möchte es noch sein, wie sonst — aber ich kann es ja nicht mehr! — Mag sein — daß Sie dafür keine Erklärung finden, aber wenn Sie an mich denken, dann sagen Sie sich, daß mir eine Hoffnung nach der anderen versunken ist — und der Zwang, der Hohn, die Bitterkeit des Lebens mir geblieben sind. Meine verarmte, meine betrogene Seele könnte wahrlich ihre letzte Liebe über Bord werfen, um die Qual los zu werden — könnte in Bitterkeit und Hohn sich ein Ruhebett schaffen — aber sie vermochte es doch noch nicht. Der Mann, der mir ein Freund, ein Vater war, ist todt ... Er starb — mit Sorge im Herzen — für ihn möchte ich — sein Kind hüten und beschützen — und ich sehe es kommen, daß wieder mein Hoffen und Wollen untergehen — und machtlos bleiben werden. Ein dunkler Faden um-

schlang die erste meiner Hoffnungen — und riß nicht ab, als diese traurig dahin welkte. Andere, an die mein Herz sich warm geschlossen, hat er vernichtet — und so wird es mit dieser letzten sein. Ein Mensch, den ich haßte, hat den ersten Knoten dieses Fadens geknüpft — Sie, den ich liebte, schlingen den letzten. — Ob schuldlos — oder nicht? Gleichviel! Sie sind ein Glied geworden der Kette — die den letzten Lichtstrahl aus meinem Leben hinauszerren wird."

— „Ob schuldlos oder nicht? Gleichviel!" wiederholte Walther: „Agnes, ich habe Sie verstanden," fuhr er fort — „und Gott ist mein Zeuge — ich würde Ihnen nimmer grollen, Sie nimmer anklagen können, auch — wenn Sie mich hassen würden. Es würde stets in mir zu viel für Sie — zu viel zu Ihrer Rechtfertigung laut werden — aber sagen muß ich doch — Sie, die so viel Selbstvergessen üben, — Sie, die so viel hingebender Liebe fähig sind, sollten auch eine dunkle Scheidewand in Ihrem Herzen einreißen, die das Licht, die Wärme alles Guten nur bis dahin und nicht weiter dringen läßt. Vergeben Sie mir, Agnes: jener Haß, den Sie als überkommenes Gut, in sich tragen und dulden, ist doch — genau betrachtet — verlarvte Eigenliebe, nein — unterbrechen Sie mich nicht, — aber fragen

Sie sich. — Wenn etwa Bernhard wie Hostmar gehandelt — wenn Bernhard verschuldet hätte, was Horstmar verschuldet — würde Alles dann in Ihren Augen so dastehen wie jetzt?"

— „Sie sprechen — als guter Verwandter, Ehrhard, der viel — sehr viel — zu vergeben sich verpflichtet fühlt!" — sagte Agnes mit Bitterkeit. Das Blut schoß in Walthers Gesicht. — „Ich rechte nicht mit den Todten," erwiederte er nach kurzem Zögern. — „Ja, ich lege sogar — am Grabe des Gefallenen die Hoffnungen nieder, die er mir geknickt, und ich bin, wenn Sie wollen, ärmer an Hoffen geworden, — aber nicht ärmer an Freiheit — denn Knechtschaft birgt jedes Gefühl, das, uns beherrschend, uns auch Empfindungen aufbürdet, die unserem Herzen, unserer Gesinnung doch sonst fremd geblieben wären." — Agnes sah ihn betroffen an und senkte dann die Augen. — „Ja, Agnes!" fuhr Walther fort — „Sie sollten die Hand, die ich Ihnen bieten will, zu gleichem Zweck — durch gleiches Gefühl für unseren dahingegangenen Freund geleitet — nicht zurückweisen — blos, — weil ich jetzt in einem anderen Lichte für Sie dastehe — als sonst — und nun — leben Sie wohl — und bauen Sie auf mich, Agnes — wenn es gilt, Marie zu schützen und zu hüten!"

Walther war gegangen — Agnes schaute traurig vor sich hin. Es war die jüngst verflossene Zeit mit all' ihrem Herzeleid, die sie in Gedanken wieder durch diese Räume ziehen sah; zuweilen schimmerte es heller in ihrem Auge — dann waren es Worte, ein sprechender Ausdruck des Blickes — eine Bewegung, welche Erinnerung ihr nahe brachte — die schon damals vielleicht aus der düsteren Gegenwart — auf eine hellere Zukunft hingewiesen hatten, aber unbemerkt geblieben waren und jetzt von dort wieder — wie wärmend — tröstend — ihr verarmtes Herz berührten. —

Ernst und sinnend stand sie noch da, als Marie eintrat. — „Hier, Marie!" sagte Agnes, „das hat Ehrhard für dich geschrieben, und mir eingehändigt."

Marie nahm den Brief — und senkte die Augen auf dieses eine Wort, das auf dem Umschlag geschrieben stand: — „Marie!" — Die langen Wimpern verdeckten den Blick — aber in dem Schmerzenszug ihrer feinen Brauen und auf ihrer Stirne, die mit dem tiefen Traueraus druck so regungslos wie Marmor war, lag eine Festigkeit und eine Ruhe, die Agnes jetzt betroffen machten. — „Wirst du nicht lesen, Marie?" fragte sie.

— „Soll ich es gleich? — Sprach Ehrhard von einer Antwort?"

— „Nein, das nicht — aber ich denke — wozu das Lesen aufschieben?“ — — Die Hand zitterte, die den Umschlag entfernte — aber der Ausdruck der Züge blieb unverändert. — Marie las — bog dann das Blatt zusammen und trat an ihren Tisch. Hier schaute sie — in das Bild des Vaters — eine Bewegung malte sich in ihrem Gesicht und dann das Auge davon wieder abwendend — schloß sie die Zeilen ein, die Walther an sie gerichtet hatte.

— „Was schreibt er dir, Marie?“ fragte Agnes, die sie unablässig beobachtete.

— „Tantchen — lies es selbst — oder vielleicht — darf ich nicht?“

— „Das mußt du wissen, Marie — nicht ich.“ — Marie zögerte. — „Er gehört dir“ — fuhr Agnes fort mit sichtbarer Erregung: „Wenn er dich nicht um Verschwiegenheit bittet — gieb ihn mir.“ — Marie nahm das Schreiben heraus — reichte es Agnes, und während diese las — achtete sie nicht darauf, — sie ging an ihre Pflanzen, die am Fenster aufgestellt standen — streifte ihnen die dürren Blätter ab und band sie auf. Diese Pflanzen hatten ja den Sarg des Vaters umgeben — ihre Knospen und Blüthen lagen ja in seiner Gruft.

— „Da hast du deinen Brief,“ sagte wieder Agnes. Marie empfing das Blatt mit gesenktem

Auge — sie wollte nicht sehen einen neuen Zug von Herzeleid, welcher deutlich auf Agnes' Gesicht zu lesen war. Sie verschloß das Schreiben und ging zu den Pflanzen zurück. — „Marie!" hob Agnes jetzt an — „du bleibst hier! und — ich gehe — ich gehe — weil ich muß! Um eine Stunde werde ich Weltgeschichte vortragen — und wie es in mir aussieht, darf nicht durchblicken! darum sprich — du jetzt mit mir!" — Marie ging schnell auf sie zu, legte die Arme um ihren Hals, stützte den Kopf auf ihre Schulter und weinte. — „Marie, sage mir — hat der Vater dir etwas von einer Forderung Bernhards gesagt?"

— „Das nicht!" schluchzte Marie.

— „Aber sprach er sonst von ihm?"

— „Einmal" —

— „Und was sagt er?"

— „Daß ich ihn meiden soll".

— „Weil du ihn nicht gern siehst — Marie — darum?"

— „Nein — weil er nicht achtungswerth ist!" — Agnes schwieg und drückte das weinende Mädchen fest an ihre Brust . . . „Kind gehe — gehe" — sagte sie plötzlich — „da kommt er gegangen. Dachte der Vater so von ihm, sollst du dir keine Gewalt mehr für ihn anthun." — Marie war fort

— in Thränen gebadet flüchtete sie in ihre Schlafkammer. Das Zimmer des Vaters wurde ja schon aufgeräumt für jene gesprächige Freundin, die Marie nicht mochte — aber es war gut so für die arme Mutter — gut für die beschränkten Geldmittel. Marie fühlte keine Sorge um die Zukunft: noch lag für sie die Zukunft im Himmel, wo der Vater war; aber sie dachte an seine Worte, an die Noth, die über die alte Mutter kommen könnte und sie wollte gut und freundlich sein — um des Vaters Liebe willen. —

Agnes hatte Bernhard empfangen, — einige Worte mit ihm gewechselt — und war dann mit ihm gegangen. — Am Eingange der Stadt, als sie sich bereits getrennt hatten, hielt plötzlich General von Friesen Agnes an.

— „Das ist eine willkommene Begegnung!" rief der alte Herr sichtbar erfreut. „Hier ist etwas, das ich Ihnen abgeben soll — von Fräulein von Halleck." — — Agnes empfing einen versiegelten Brief. — „Und dann," fuhr der General wieder fort — „Bestellen Sie ein herzliches Beileid von Frau von Halleck und ihrer Tochter; wenn das Herz traurig ist, mag man nicht gern fremde Gesichter sehen — darum will ich nicht hin. — Fräulein Martha und

ihre Mutter sind beide sehr betrübt gewesen — über diese Todesnachricht."

— „Sind die Damen jetzt hier?" fragte Agnes.

— „Vor Kurzem gekommen, gehen in das Seebad an unserem Strande. — Sie werden auch hin — nicht wahr?"

— „Man spricht davon", erwiederte Agnes.

— „Aber sagen Sie mir doch, mein liebes Fräulein Stein" — hob Friesen wieder an. „Wo ist jetzt der junge Mann, den ich im Trauerhause, an dem Tage der Beerdigung gesehen?"

— „Heute abgereist, Excellenz."

— „So! und kommt nicht wieder?"

— „Er kommt zurück — er ist hier Beamter geworden."

— „Beamter geworden?" wiederholte der alte Herr.

— „Ich empfehle mich Ihnen, Excellenz!" sagte Agnes und verfolgte ihren Weg, den alten Mann etwas verdutzt stehen lassend.

Agnes hatte ihre Geschichtsstunde gegeben — und dann saß sie ernst und bleich neben einer ihrer Schülerinnen am Klavier, — berief und zählte den Takt. Hin und wieder klang ihre Stimme so heiser und tonlos, daß die kleine Baronesse mit großen fragenden Augen der Lehrerin in's Gesicht blickte —

und dann leicht erröthend wieder auf ihre Noten sah. Als die Klavierstunde ihr Ende erreicht, mußten die beiden Mädchen in die Turnstunde begleitet werden, und Agnes folgte den lachenden Kindern. Diese mit ihren Rosenwangen, den himmelblauen Kleidern und weißen Federhüten liefen vor ihr einher — ein helles Bild, — und wie schöne Mailuft und Sonnenlicht jetzt wieder Agnes umfingen, — da rannen große Thränen über ihre Wangen — aber was kümmerte sie das? Was kümmerten sie die Vorübergehenden, die ihr durch den Trauerschleier in's Gesicht blickten? — die Thränen hatten Zeit zum Trocknen, bevor sie die Turnhalle erreicht! Die Sonne neigte sich zum Untergange, als Agnes mit ihren Schülerinnen heimkehrte. — Bei der dampfenden Theemaschine erwartete die Baronin ihre Kinder.

— „Mama! es war wunderschön!" rief das eine der Mädchen eintretend.

— „Wunderschön?" wiederholte die glückliche Mutter — und lachte so hell, daß es im Zimmer schallte.

— „Kommt, kommt Kinder — und trinkt schnell Euren Thee!" sagte Baronesse Emma. „Ich warte schon eine Ewigkeit — Mama und ich gehen in die Garten-Anlagen."

— „Wo die Musik spielt?“ rief die andere Schwester. „Mama, nimm uns auch mit.“

— „Ja ja, Mama, wir wollen auch hin!“ rief die Andere.

— „Nein, nein!“ fiel Emma ein. „Was wollt Ihr dort thun? jetzt werden keine Kinder da sein.“

— „Aber die Musik!“ riefen die beiden Mädchen.

— „Die Musik!“ wiederholte wieder die Mutter und lachte aus Herzensgrund.

— „Musik könnt Ihr auch hier haben“ — sagte vornehm und entschieden Fräulein Emma. „Bittet nur Fräulein Stein — sie wird euch eine Polka vorspielen.“

Agnes, die eben an Mutter und Kindern vorüberschlüpfte, um nach ihrem Zimmer zu gelangen, warf auf die Sprechende einen Blick, der — ein lichtes Roth — der jungen Baronesse in die Wangen trieb. — Fräulein Emma schaute mit aufblitzenden Augen der Fortgehenden nach, und goß dann gedankenvoll den Thee ein. — Als aber die Mutter zu Gunsten der Schwestern entschieden hatte, da zuckte sie unwillig die Achseln und sagte halblaut — „So macht man die Gouvernanten noch unverschämter.“

— „Aber Emma!“ entgegnete die Baronin und lachte, daß sie kaum sprechen konnte. „Aber Emma! geschieht es denn für die Gouvernante? — Das thue

ich für die Kinder! — Für Fräulein Stein habe ich wahrhaftig keine Gedanken gehabt!" —

In seinem Käfig, den ein letzter Sonnenstrahl vergoldete, schmetterte der allein gebliebene Canarienvogel in dem still gewordenen Gemach.

In ihrem Zimmer saß Agnes, mit dem Kopf auf ihre Hände gestützt. „Oh Vater Trost!" rief es in ihrem Herzen. „So schlecht bin ich nicht! bei all' meinem Sprechen... Jetzt hörst du mich nicht mehr — und ich grolle dir nicht! Ehrhard gabst du dein Vertrauen, und mir hast du deine Grundgedanken nicht aufgedeckt! Oh Vater Trost! — ich grolle dir nicht — aber du hast mir Unrecht gethan! — Hin ist meine Freundschaft für den Einen — und doch lieben will ich den Andern — für dich — obwohl du mir Solches — nicht zugetraut hast!" —

— — — — — — — — —

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Magnete.

Schon rückte der Tag, wo Walther sein neues Amt antreten sollte, heran, und er war zur Stadt gekommen. Frau Ehrhard blieb einstweilen bei Tante Helene zurück, bis der Sohn die neue Häuslichkeit zu ihrem Empfange ganz eingerichtet haben würde. Walther hatte das Geschäftliche an diesem ersten Tage seiner Ankunft erledigt. So viel es die kurze Zeit ihm gestattete, war er bemüht gewesen, sein neues Daheim wohnlich zu gestalten und schritt jetzt, als es Abend geworden in die Vorstadt, zu dem Hause der Wittwe Trost.

Johanna empfing ihn herzlich wie sonst, er fragte nach Marie. „Sie ist in ihrem Zimmer mit Friedel," — erwiederte die Mutter. Walther setzte sich und sprach über Dieses und Jenes. — Frau Johanna

war, wie immer, ein williges und mattes Echo — aber dazwischen sagte sie Worte, die so ganz den Einfallssphären des Kindes angehörten, daß Walther bei seinem tiefen und empfänglichen Gemüth sich wieder ausgesöhnt fühlte mit den leeren Schaalen ihrer Fragen und Antworten — und sogar die Betrachtung anstellte, daß ein Mann, der ganz Herz war, wie sein alter Freund, wohl eine Frau wie Johanna zur Lebensgefährtin hatte wählen können. Eine Stunde mochte schon vergangen sein — und Marie kam immer nicht — da bat Walther — die Mutter möge ihr sagen, daß es ihm schwer falle zu gehen, ehe er sie gesehen.

Frau Johanna blickte ihm etwas verdutzt und verlegen in's Gesicht — aber darauf entfernte sie sich ohne Erwiederung. Kaum war sie gegangen, als auch schon Marie in's Zimmer trat. Entschlossen und unbefangen ging Walther auf sie zu.

„Marie!" begann er, „Sie sehen — ich komme als ein alter Bekannter, der keine Umstände macht, und — erzwinge mir sogar das Wiedersehen" — fügte er lächelnd hinzu. „Ich werde jetzt häufig kommen," fuhr er fort, dem erbleichenden jungen Mädchen muthig in die Augen schauend — „und bitte Sie gleich heute darum — mich zu betrachten, wie einen alten Freund, zu dem man Vertrauen haben kann

und welchem gegenüber man seine Sorgen und Gedanken ohne Scheu aussprechen darf." — „Marie!" hob er nach kurzer Pause wieder an, als diese immer noch schwieg — „Ich habe es Ihrem Vater versprochen, mit That und Rath Ihnen stets beizustehen — das entschuldigt mich — wenn ich so zudringlich bin."

Marie senkte die Augen. Sie stand jetzt da — vor ihm — wie das Kind, welches des Unrechts sich bewußt wird, und dasselbe bereut. „Ich werde es thun — wie Sie sagen — ich verspreche es Ihnen!" — gab sie zur Antwort und erhob zu ihm einen Blick voll rührender Abbitte. — Walther sah Thränen in ihren Augen und fühlte sich einen Augenblick ergriffen und verwirrt — er hatte die wunde Stelle in ihrem Herzen berührt.

„Ich nehme Sie beim Worte," sagte er dann, die eigene Bewegung schnell beherrschend. — „Und dieses Versprechen, liebe Marie, soll mir die Sorge abnehmen, daß ich unwillkommen sein könnte — wenn ich, der Arbeit und des Alleinseins müde, zu Ihnen kommen werde." — — „Die Stadt ist jetzt so leer!" erwiederte Marie und sprach ruhig und fest: „Kommen Sie hierher — es wird mir immer eine Freude sein, wenn Sie bei uns Erholung finden können."

Walther hatte das Gefühl, daß er einen ent-

scheidenden Schritt gethan, um in dem Hause seines alten Freundes — die Stellung einzunehmen, die sein Gewissen und seine Gesinnung ihm wünschenswerth machten. Er war zufrieden, Marie dahin gebracht zu haben, Ueberwindung an sich selbst zu üben. Ihm war förmlich wohl zu Muthe geworden — und dieser Ausdruck der Befriedigung lag sprechend ausgedrückt in seinen Zügen. —

So saß er noch eine Weile da — und ging dann fort mit leichterem Herzen, als er gekommen war. Marie eilte nach ihrem Zimmer, die Brust war ihr so voll, ihre ganze Seele erhob sich zum Himmel empor; sie dachte an ihren Vater — sie weinte — aber Schmerz und Liebe waren es nicht mehr allein — auch Hoffen und Dankgefühl — ein tröstend süßer Glaube, wie der geliebte Vater aus den lichten Höhen Segen über seine Lieben bringe, und aus dem Wege räume, was diesen Leid bereitet.

Wochen vergingen; Walther kam fast täglich und war gewöhnlich mit Marie allein. Frau Johanna hatte stets mit dem Haushalt oder mit Friedel zu thun — und waren diese ihrer nicht bedürftig — dann saß sie, das Auge unverwandt auf die Maschen ihres Strickzeugs gerichtet und auf ihrer Stirn lag es so ruhig, als schliefe Alles um sie her, und als träume sie selbst, die Hände emsig rührend, einen fried-

lichen Traum. Agnes — war nicht da — sie war nach dem Auslande gereist, um ihre Schwester Ina nach Mentone zu bringen, und sollte erst zum Schluß der Ferienzeit heimkehren.

Bernhard war Badearzt in dem großen Badeorte am Seestrande. Er kam selten und der Zufall hatte es so gefügt, daß er mit Walther nicht zusammentraf. — Er kam, er sah — und ging. — Er stellte oft Fragen, deren innerster Kern Johanna und Marie verborgen blieb. — Der Raum mit Allem was er enthielt — hatte für ihn auch eine Sprache, seiner Beobachtung entging weder ein Blick noch eine Bewegung, und aus Allem entnahm er gleichsam den Thatbestand über die materielle Lage und über die Gemüthsverfassung der Bewohner und dann schwand er wieder — wie der Gläubiger, der die Ueberzeugung gewonnen, daß er noch Geduld üben müße. Johanna fand ihn schweigsamer, Marie fand seinen Blick unheimlicher denn sonst — und wenn an einem Tage, wo Bernhard da gewesen, sie wieder Walther kommen sah — strahlte ihr Auge diesem noch freudiger entgegen und ihre Freude that Walther wohl. Er beobachtete mit wahrer Befriedigung die Fortschritte ihrer Unbefangenheit, die Rückkehr der jugendlichen Frische — es war kein Vergessen des Vaters — kein schwindendes Vermissen, es war

Sonnenlicht, welches auf einen Grabhügel fiel — Blumen, die dort emporwuchsen, blauer Himmel, der sich darüber wölbte, — Geister, die im Herzen des Menschen wie in der Natur die Widersprüche aussöhnen, welche Tod und Leben hervorrufen. —

Eines Tages — es war im August — hatte Walther seine Behörde früher verlassen können. Um die reine frische Luft besser zu genießen, und um den wolkenlosen Himmel mit seinem Glanze noch mehr auf sich einwirken zu lassen, nahm er seinen Weg längs dem Ufer des Stromes. In das rege Treiben sich versenkend, das dort die ladenden Schiffe vermittelten, trieb seine Phantasie bald über das Meer hinaus — zu fernen Küsten, wo es jetzt noch schöner sein mochte, dann zu den Rebhügeln, wo jetzt die Traube zu reifen begonnen und dann zu den Bergen, die er sonst — mit hoffendem Herzen — so oft im Sonnenglanze — und so oft von Wolken umkränzt betrachtet hatte, — eingedenk der Sehnsucht, die ihn dort so oft nach der Heimath beschlichen gehabt.

Er war eine Weile so einher geschritten, als wirres Geschrei vieler Stimmen durcheinander seine Aufmerksamkeit erregten. Er mußte auf seinem Wege an dem Schauplatze des Tumultes vorüber und sah eine größere Menschenmenge zwei Männer umringen,

die wüthend auf einander losschlugen. Der Eine, ein junger Matrose in rothwollenem Hemde, war eben durch einen Mann in zerlumptem Kittel zu Boden geworfen, als zwei Schutzmänner sich des Siegers bemächtigten und ihn fortzuführen sich bemühten. — „Laßt mich los!" — schrie der Mann und wehrte sich gegen die Uebermacht. „Laßt mich los, sage ich Euch, ich bin -- ein Ausländer."

— „Vorwärts, du Trunkenbold!" rief einer der Schutzmänner. „Komm mit uns!"

— „Laßt mich los!" schrie jener von Neuem — „oder es geht Euch — wie dem Schurken dort — der mich erwürgen wollte."

— „Du hast mich gewürgt!" rief der Matrose, der blutend wieder aufrecht stand. „Ein Dieb — ein Bettler — ein Bösewicht bist du."

— „Holt eine Droschke!" — befahl eine Stimme aus der Menge. „Auf diese Weise bringt ihr den Mann nicht fort."

— „Vorwärts!" schrien die Schutzleute. Der Mann in zerlumptem Kittel taumelte ein paar Schritte mit, dann packte er mit beiden Fäusten die ihn Drängenden an deren Schultern, und einen Stützpunkt gewinnend, schien jetzt die ganze Kraft der mächtigen Gestalt — in seinen Armen zur Geltung zu kommen. Er hatte seine Führer zum Stehen gebracht — und

seinen unförmlichen mit buschigem Haar bedeckten Kopf wie grüßend hin und her neigend, begann er mit einer unerwarteten Höflichkeit, die lautes Gelächter unter den Zuschauern hervorrief:

„Meine Herren — edle Herren — ich bitte Euch — laßt mich los — ich bin ein ehrlicher Maurergeselle aus Hannover. Mein Bruder, der reiche Professor Ehrhard, wird den Schurken von Matrosen bezahlen — ich will gleich hin — laßt mich nur los — ich bitte Euch." —

In diesem Augenblicke nachlassender Kraftäußerung erfaßten die Polizeibeamten den Sprecher und von ein paar handfesten Leuten aus der Menge unterstützt, brachten sie den Taumelnden in den herbeigeholten Wagen und setzten sich zu ihm. — Der Bezwungene schrie und fluchte wieder — und noch aus der Ferne hörte Walther den Namen Ehrhard erschallen.

Walther stand betroffen und erschreckt da. — Dieser Mann im zerlumpten Kittel, ein Bild der Verkommenheit und des Lasters, hatte sich auf seinen Vater berufen; das stand unwiderruflich fest für ihn. Sein Vater war aus Hannover gebürtig — hatte seine Eltern, die früh gestorben, nicht gekannt und war als ein armer Waisenknabe von einem Pfarrer aufgenommen und erzogen worden. — Sollte es

wirklich möglich sein, daß dieser Trunkenbold ein Bruder seines Vaters war? Walther schauerte bei dem Gedanken, sich Gewißheit verschaffen zu sollen — er schwankte — trat aber dann, sich entschließend auf den Matrosen zu und fragte, wer der Mann sei, der ihn mißhandelt hätte. — — „Er heißt Dietrichs," erwiederte jener. „Unser Schiff hat ihn gestern aus Stettin mitgebracht. Seit wir am Lande sind, ist er nicht nüchtern geworden — und hat mein Geld vertrunken." — Walther war, als sei ihm ein Stein vom Herzen gefallen. Dieser Mann trug also nicht den Namen Ehrhard! — aber — dennoch — zwischen ihm und seinem Vater mußte eine Beziehung da gewesen sein. Diese Erscheinung hatte sich ihm eingeprägt — so scharf, daß er sich sicher fühlte, jenen Mann wieder zu erkennen — er konnte ihn finden und nach einer Lösung forschen. — In ernstes Sinnen versunken, hatte er jetzt den Weg in die Stadt eingeschlagen und schritt seiner Wohnung zu.

Da rief es plötzlich: „Halt!" — „halt!" — und ein schnell an ihm vorüber rasselnder Miethwagen hielt eine Strecke vor ihm endlich still. Baron Max von Torner sprang aus dem Wagen und kam zurück, Walther entgegen. — „Der verdammte Kerl ist stocktaub!" rief er lachend. — „Ich war bei Ihnen, Ehrhard," fuhr er fort, diesem herzlich die Hand schüttelnd

— „Man sagte mir — ich würde Sie bei einer Frau Doctorin finden, beschrieb mir das Quartier — auf Ehre — am Ende der Welt! Ich fuhr auch hin — fand Sie nicht — aber — sah — ein Bild von Mädchen, wahrhaftig! ich habe es begriffen, daß Sie alle Tage dorthin gehen."

— „Es ist die Tochter eines verstorbenen Freundes, dem ich viel Dank schulde," — sagte Walther.

— „Das mag sein!" versetzte Torner lachend. „Aber wäre sie alt und häßlich — Sie würden dort nicht lange bleiben."

— „Wer weiß!" — entgegnete Walther — und wechselte die Farbe im Bewußtsein, daß Torner nicht ganz Unrecht hatte. — — „Ich kenne Sie besser, Ehrhard!" meinte Torner und klopfte diesem auf die Schulter. „Auf Ehre — man kann sich aus Dankbarkeit in Stücke reißen lassen — meinetwegen — aber einem häßlichen Mädchen lange gegenüber sitzen — das ist zu viel verlangt."

Torner lachte und Walther mußte auch lachen — „Kommen Sie jetzt mit mir!" fuhr Torner fort. „Ich habe noch einige Besorgungen zu machen, einige Rechnungen zu bezahlen, und dann bringe ich Sie in den Klosterkeller — wo wir zusammen essen wollen." — Walther war es zufrieden; der immer heitere Torner war ihm in diesem Augenblicke ganz will-

kommen; er half ihm die Erinnerung verdrängen an den Mann mit dem buschigen Haar und mit den stieren glotzenden Augen. — — „Ich bin vor Kurzem zu Hause gewesen" — erzählte Torner, als sie nebeneinander im Wagen saßen — „Ihre Mutter befindet sich wohl und erwartet Sie bald."

— „In nächster Zeit hole ich sie ab," erwiederte Walther. — „Ich wollte ihr länger den Genuß und die Stärkung des Landlebens gönnen!"

— „Und auch länger frei bleiben, den Abend bei der hübschen Doctorstochter zu verbringen" — fiel ihm Torner in's Wort — „das weiß man schon."

— „Diesen Einfluß hat sie gewiß auf mich nicht ausgeübt" — entgegnete Walther.

— „Ein hübsches Frauengesicht übt immer einen großen Einfluß aus," sagte Torner, „und je älter Sie werden, mein lieber Ehrhard — desto mehr werden Sie das einsehen, ich habe es eben noch an mir erfahren. Gestern sollte ich hier sein — aber ich strandete in M. — Ich sah dort Fräulein von Halleck, und — blieb ... Sie ist schöner denn je — wahrhaftig — und man spricht ganz allgemein davon, daß sie endlich verlobt sei."

— „Mit Arthur Forster?" fragte Walther.

— „Sie haben es auch schon gehört," versetzte

Torner. „Ein blutarmer Junge, der nur von seinem Amte lebt, aber ein hübscher und ein anständiger Mensch — sie passen sehr gut für einander." — „Die Alte," fuhr er lachend fort, „mit der ich übrigens sehr glimpflich verfahren bin, — auf Ehre, voller Rücksicht gewesen, — die Zahlungstermine sehr weit hinausgeschoben habe, — ist wieder flott geworden, steuert jetzt nur noch dem Manne nach — und Vermögen ist Nebensache schon geworden."

Das Wort „Vermögen" brachte Torner's Gedanken nach Dornfeld zurück. Er begann zu erzählen, wie viel er dort geleistet, und bemerkte nicht, wie wenig aufmerksam sein Zuhörer war. Endlich stockte der Fluß der Rede — und Torner und Walther traten in einen Laden hinein. Ersterer warf eine Rechnung und ein paar große Bankscheine auf den Tisch. Es geschah mit einem Ausdruck, als klebe an diesen Scheinen ein Verzeichniß aller derer, die schon durch seine Hände gegangen, und noch ferner gehen würden, und als müsse der Ladentisch sich senken unter der Ahnung seines Vermögens, wie die Augen der Cassirerin, die eben die hingeworfene Summe in Empfang nahm. Sie fuhren weiter — wieder stand der Wagen still — und abermals mußte Walther Zuschauer sein, wie der in Eitelkeit befangene Torner zu glänzen wähnte, — während — ein Lächeln

der Ironie zum Vorschein kam — wenn die Thüre des Ladens sich hinter ihm geschlossen hatte. Endlich gingen sie zu einem Uhrmacher hinein. — „Geben Sie mir eine Uhr," sagte Torner eintretend. „Es soll etwas sehr gutes sein — und wo möglich altmodisch" — fügte er lächelnd hinzu — „Für einen alten originellen Herrn, der das Neue nicht mag, aber desto mehr auf Unfehlbarkeit der Zeitrechnung sieht."

— „Ich habe hier eine Uhr, die den gestellten Anforderungen entsprechen würde" — erwiederte der Angeredete. „Aber ich trage Bedenken, sie jetzt schon zu verkaufen. Ich erstand sie bei einem Manne, bei dem sie in Versatz gewesen, und der Preis, den ich gezahlt — steht in keinem Verhältnisse zu dem wahren Werthe: ich müßte das Dreifache fordern — und vielleicht findet sich der Eigenthümer ein."

— „Aber, mein Bester!" rief Torner. „Das letzte ist gewiß nicht zu erwarten. Glauben Sie mir — der Eigenthümer kommt nie wieder!" — — Er hatte die in Rede stehende Uhr in die Hand genommen, Walther blickte hin, — es war die Seinige.

— „Gerade, was ich brauche," sagte Torner sichtbar erfreut. — „Ich gebe sie Ihnen nicht mehr heraus, mein Bester. Verlangen Sie, was Sie

wollen. — Ich zahle es Ihnen aus — und dem leichten Vogel, der dieses Erbstück versetzt hat, können Sie meinetwegen einen Theil davon abtreten." — Walther war im Begriff gewesen, dem Handel Einhalt zu thun, aber seine Lippen, völlig entfärbt, schlossen sich wieder. — Es wurde Torner nicht schwer, den ehrlichen Uhrmacher zu überzeugen; er bezahlte den verlangten Betrag — und bemerkte lachend — man möge den Eigenthümer, wenn dieser sich wirklich melden sollte, an Baron Hohenfels auf Berghof weisen, für den die Uhr angekauft worden, und der sicherlich das Ding gleich wieder ausliefern würde.

Als Torner und Walther wenige Augenblicke später beim Mittagessen saßen, dachte Letzterer noch immer daran, sein Eigenthumsrecht auf die angekaufte Uhr zur Sprache zu bringen, Torner zu erzählen, wie er diese in einer Zeit der Noth von sich gegeben hatte — später sie einzulösen versucht und die Antwort erhalten hatte, daß dieselbe bereits verkauft sei. — Mit all' der Herzensgüte, die Walther in Torner werthzuschätzen gelernt, hatte er aber auch oft einen Mangel an Zartgefühl sich verbinden gesehen, dem zu begegnen er sich scheute. Er fühlte mit Sicherheit, wie er für seine Empfindung kein Verständniß finden würde. — Auch besaß er die Summe, die jener bezahlt, in diesem Augenblicke

nicht, und dieser Umstand bewog ihn zu schweigen. — Der fließende Champagner erhöhte Torners natürliche Lebendigkeit und das zerstreute, wenig aufgelegte Wesen seines Gastes wurde ihm nicht auffällig. — Endlich brach er auf und Walther blieb allein. — Er schritt seiner Wohnung zu — und an dieser vorüber. In den stillen Räumen seiner Behausung mußte das Unbehagen, das ihn beschlichen hatte, wachsen — die Eindrücke, die er empfangen, mußten eine Herrschaft über ihn gewinnen — das fühlte er. Er wollte sich selbst entfliehen und ging weiter — weiter fort — bis er Marie am Fenster erblickte. — Er sah sie aufspringen, um ihm entgegen zu kommen.

— „Ehrhard!" sagte sie, die Thüre öffnend, und mit erglühendem Gesicht. „Ich habe keinen Tag auf Sie gewartet so wie heute!"

— „Und warum?" fragte Walther lächelnd und auch etwas verwundert.

— „Mir träumte, Sie wären krank," erwiederte sie — „und die Arznei, die Sie gesund machen mußte, hielt ich in der Hand; ich sollte sie zu Ihnen bringen — und fand nicht den Weg — irrte voll Seelenangst in der ganzen Stadt umher, bis es endlich finstere Nacht war — und ich todtmüde hier an

unserer Thüre wieder anklopfte — da wurde ich wach."

— „Ein eigenthümlicher Traum," sagte Walther sich setzend. Er sah in ihre guten schönen Augen, die jetzt so freudig glänzten — und dann fuhr er fort — „Nicht so ganz ohne Bedeutung war der Traum."

— „Wie?" unterbrach ihn Marie. „Waren Sie denn wirklich krank?"

— „Krank? — nein! Aber heute gerade hat mich Manches berührt, das wie Krankheit Leiden macht."

— „Hat Sie der Herr gefunden, der Sie hier suchte? Herr von Torner, nicht wahr?" fragte Marie erröthend.

— „Wir waren mehrere Stunden beisammen."

— „Ist Ihre Mutter wohl?" sprach zögernd Marie.

— „Vollkommen wohl; sie erwartet mich. Nein — nein!" fuhr Walther fort. „Mich hat nichts Schlimmes betroffen, aber in jedem Menschen liegt mehr oder weniger angesammeltes düsteres Material und zuweilen kommen Eindrücke, die mit jener Ablagerung verlebter Tage eine Verbindung eingehen — und eben darum ist ihre Wirkung größer, als sie es sonst gewesen wäre!"

Marie schien das Gesagte nicht ganz zu fassen, darüber nachzudenken, aber in der Spannung ihrer feinen Augenbrauen lag etwas Schmerzliches und in ihrem Blicke ein tiefer Ernst.

Walther bemerkte es. — — „Wir hatten heute einen schönen Tag" — hob er an. „Man athmete Gesundheit ein — Sie waren doch hinausgegangen? Sie waren doch in den Garten-Anlagen?"

— „Ganz früh habe ich die Fenster geöffnet — und eben erst geschlossen" — erwiederte Marie und lächelte wieder. „Aber in den Garten ging ich nicht — die Mutter war mit Friedel dort."

Walther fühlte Mitleiden; bei siebzehn Jahren Frühling und Sommer — immer eingekerkert — und doch stets still und geduldig. Ihr genügte schon die Luft — voll Straßenstaub, die durch das offene Fenster drang. — „Das ist nicht gut für Ihre Gesundheit, Marie!" sagte er wieder. „Die Garten-Anlagen sind hier so nahe: es ist dort wirklich schön um diese Jahreszeit."

— „Aber ich mag die Menschen nicht," fiel ihm Marie in's Wort... „Sonst als ich mit dem Vater hin ging, fühlte ich mich sicher. Damals machte es mir Vergnügen. Aber jetzt? — jetzt fühle ich mich nirgends heimisch — als nur hier allein"... Sie hielt einen Augenblick inne; es war wie ein Ab-

brechen mit der Wehmuth der Erinnerung. Dann fuhr sie lächelnd fort: „Agnes sagt, daß meine Menschenscheu an Thorheit grenzt — aber das ist gewiß — wie Agnes leben könnte ich nicht. — Eine Gouvernante — eine Gesellschafterin — immer unter Menschen sein, die man nicht immer lieben kann . . . Oh mein Gott! das wäre sicherlich mein Tod!"

— „Marie! Marie! Was sagtest du da eben wieder!" sprach Frau Johanna, aus dem Nebenzimmer hereintretend und Walther freundlich zunickend.

— „War es Unrecht?" fragte Marie. „Ich denke aber so."

— „Gewiß, Kind, war es nicht recht gesagt — wenn die Noth da ist, muß man Manches thun, das uns nicht gefällt, und der liebe Gott giebt Kraft dazu."

— „Die Noth, Mutter?" — entgegnete Marie und schüttelte ungläubig den Kopf. „Die Noth verlangt Arbeit — nicht einen Dienst, der uns zwingt, immer anders zu scheinen, als wir sind — niemals zu sagen, was wir denken, wie es bei Agnes der Fall ist."

— „Können Sie Agnes darum tadeln?" fragte Walther. „Wer darf denn immer seine Meinung sagen?"

— „Nein!" gab Marie erröthend zur Antwort. „Aber ich könnte doch nicht so sein auch wenn ich

wollte." — „Das scheint dir so," sagte die Mutter. „Ich war nicht älter als du, wie ich schon von Haus zu Haus ging, und die Anfangsgründe lehrte. Ich lernte, daß man gar nicht das Recht hat, immer zu sagen, was man dachte — aber ich gewöhnte mich daran — und da ging es mit Gottes Hilfe viele Jahre."

Marie starrte die Mutter an, als hätte diese mit derselben Gelassenheit zu ihr gesagt: „Du wirst auch von Haus zu Haus gehen — und die Anfangsgründe lehren — es wird dir auch schwer fallen — und wirst dich auch daran gewöhnen." — Wie Frau Johanna jetzt schwieg und mit ihrem guten Bewußtsein der Tochter lächelnd zunickte, floß eine volle Blutwelle in das zarte Gesicht. „Ich würde lieber Nähterin — lieber Scheuerfrau sein" — sagte Marie — und wie das letzte Wort über ihre Lippen gekommen, wendete sie sich Walther zu — und sprach leise, klanglos: „Sie denken gewiß, daß ich sehr kindisch bin?"

Walther sah, wie das Mädchen sich beherrschte um nicht in Thränen auszubrechen. „Ich verstehe sehr gut, was Sie meinen, Marie!" erwiederte er — „sehr gut — aber warum in eine Lage sich versetzen, in welche Sie nicht kommen können?"

— „Ach Ehrhard!" begann Marie und sah ermuthigt ihm in die Augen: „Ich bin ja sehr ver-

wöhnt worden — Agnes hat immer unter Fremden gelebt — Agnes kann lachen, wenn sie traurig ist — ich könnte es nicht — und die Mutter ist so herzensgut, wie ich es niemals sein kann."

— „So?" lachte Frau Johanna. „Kind, du wirst viel besser werden — aber der Vater sagte immer: „Vernunft kommt mit den Jahren." — Walther lenkte jetzt die Unterhaltung auf Agnes' Reise und baldige Rückkehr. — Marie wurde munter, erzählte den Inhalt des letzten Briefes, der Agnes' Ankunft für die nächsten Tage meldete, aber es entging ihr nicht, daß Walther zerstreut war — anders wie sonst — und sie wurde es auch. Dann brachte dieser ihre Gedanken auf einen andern Gegenstand: sie sprach wieder mit dem deutlichen Bemühen, ihn zu erheitern und merkte abermals, daß es ihr nicht gelang. — Endlich — später als gewöhnlich verließ Walther das Haus der Wittwe Trost.

Er hatte Marie noch niemals so lebendig sprechen hören, und aus ihren Worten war für ihn eine Wahrheit laut geworden — ihr selbst vielleicht noch unbewußt, die aber auf seine Seele schwer gefallen. — Das Bewußtsein, daß er Marie — schön — gut — und anmuthig fand, drückte ihn jetzt gleich einem Unbehagen. Gleich einer dunklen Ahnung beschlich ihn das Gefühl, daß er Marie in jedem seiner

ernsten Gedanken wiederfand und als plötzlich die Erinnerung an den Mann mit dem buschigen Haar in ihm auftauchte, war sie ihm willkommen. So unangenehm diese Erscheinung auch für ihn gewesen, es war Wirklichkeit, welche Deutliches von ihm verlangte. — Es war nicht jenes Alpdrücken der Seele in den Traumgebilden einer aufgeregten Phantasie.

Walther faßte jetzt scharf in's Auge jede ihm begegnende Gestalt, die den Stempel der Armuth und Verkommenheit an sich trug und während er so durch die schwach beleuchtete Vorstadt seiner Wohnung zuschritt, schieden sich seine Gedanken auf eigene Weise von einander ab. — Bald hatten sich zwei Rahmen ausgefüllt, welche alt wie die menschliche Gesellschaft, aber noch immer fest gefügt geblieben. — Aus dem Bilde des Einen strahlte ein ernstes aber schönes Licht — Arbeit, Opferwilligkeit, Seelenkraft — groß und schön in ihrer Einfachheit, traten ihn versöhnend aus demselben hervor.

Aus dem Bilde des Andern ergoß sich ein fahler Schein; dort lagen üppig gebettet das Wohlleben mit seiner Schlaffheit — und seinen Lastern — Selbstsucht mit ihrer Hohlheit und Willkühr, — sie ruhten mit geschlossenen Augen. — An ihnen vorüberschreitend wirbelte das Jahrhundert Staub-

wolken auf, die sie deckten, und sah mitleidig und höhnend — auf die Schlafenden herab. —

— — — — — — — — —

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Durchkreuzte Pläne.

Agnes war von ihrer Reise zurückgekehrt. — Nach kurzer Erholung bei der Wittwe Trost suchte sie Walther auf. — „Es thut mir leid, nicht hier gewesen zu sein — als Sie in diese Räume einzogen" — sagte sie eintretend. — „Es wäre mir Herzensfreude gewesen, Ihnen bei Ihrer Einrichtung zu helfen, wie ich es sonst gethan."

— „Sie beschämen mich" — unterbrach sie Walther.

— „Sprechen Sie keinen Unsinn," fiel ihm Agnes in's Wort, „und lassen Sie mich ausreden. Es wäre mir eine Freude gewesen, des Herzens Immergrün hier aufschießen zu lassen als schlichten dunklen

Untergrund für alle Blüthen, die das Leben Ihnen hier schenken möge! Nun — wie geht es Ihnen?"

— „Wie geht es Ihnen, Agnes? was macht Ihre Schwester?" fragte Walther.

— „Sie lebt! und ich bin bei der Armen geblieben — so lange es ging. Sprechen wir darüber nicht mehr! Meine rührige Baronin zieht morgen wieder zur Stadt ein, und übermorgen soll ich mich melden. — Auf duftigem Blättchen erhielt ich diese Nachricht in Berlin. — Oh Gott! das ganze Haus der vornehmen Frau legte sich mir auf die Brust, als ich das parfümirte Schreiben in der Hand hielt! Nun, da sieht man Sie doch wieder lächeln — und das Lächeln steht Ihnen wahrlich besser, als das Ernsthaftsein — aber schweigsam sind Sie nach wie vor."

— „Ich stehe jetzt unter dem Eindruck Ihrer alten Freundlichkeit, die mir ja wieder neu ist" — erwiederte Walther. — „Ich stehe auch unter dem Eindruck einer Willenskraft, die ich bewundern muß."

— „Sie wollen schon wieder Complimente machen" — unterbrach ihn Agnes. „Ich verdiene sie nicht, denn nehmen Sie mir die Sorge, die mich zur Arbeit zwingt, mich in Bewegung erhält — ich würde zusammenfallen, wie der Gummiball, der einen Riß bekommen! — Ja — Ehrhard!" fuhr sie fort und

sah ihm treuherzig und ernst in die Augen. „Ihnen gegenüber bin ich jetzt eine reuige Magdalena — und Reue macht hellsehend und offenherzig. — Ich bin — glauben Sie mir — aus einem Stoff gebildet, der schwer ist, und wenn die mächtigen Triebfedern der Sorge und Arbeit nicht wären, — ich fiele bald vielleicht noch tiefer in den Schlamm, der stehende Gewässer deckt, als meine leichte Baronin, die obenauf bleibt."

— „Das ist schon Uebermaaß an Demuth, Agnes, was Sie so sprechen läßt" — sagte Walther.

— „Demüthig bin ich auch — Sie haben Recht" — erwiederte Agnes — „das macht der alte gute Vater Trost! — Seit ich hier an diesem Orte bin, wo er gelebt, kann ich mich von der Erinnerung an ihn nicht losmachen. Mir ist, als sähe und hörte er mich, wo ich auch sei, während ich — ihn nirgends mehr finde! — Wie ich jetzt zu Ihnen gegangen kam, durch diese wohlbekannten Straßen, wo ich dem alten Manne sonst so oft begegnet bin, dachte ich ich daran, daß er lebend nicht so einen Einfluß auf mich ausgeübt. Damals übersah ich ihn — und jetzt — jetzt — wo er still und stumm unter der Erde liegt, lenkt er mich auf neue Wege — und — ich freue mich, da hinzutreten, wo er gestanden hat. Ist es doch das Einzige, was ich für ihn jetzt

thun kann." Wie Agnes diese letzten Worte sprach, wurde ihr das Auge feucht.

— „Oh Agnes!" sagte Walther: „Wie viel Grund habe ich, beschämt vor Ihnen da zu stehen — Sie machen im Guten gewaltige Fortschritte — und ich? — Ich mache Rückschritte."

— „So wirklich?" versetzte Agnes, wieder munter werdend.

— „Mich treiben nicht Reue — und nicht Demuth zur Offenherzigkeit" — fuhr Walther fort — „aber ich mag nicht besser scheinen als ich bin. Ich bin unzufrieden mit mir selbst — ich bin schlaff geworden, die Gestaltungen auf der Lebensbühne verändern sich für meine Augen und ich glaube — Bitterkeit giebt jetzt den Farbstoff her, den sonst die Frische des Herzens ihnen verlieh. Ich bin sehnsüchtig nach Ruhe und Vergessen — ich bin müde — ja — ich möchte sagen — verdrossen."

Walther hielt inne, Agnes betrachtete ihn schweigend. Er fuhr wieder fort: „Bei Allem, was mich selbst betroffen, war ich im Reinen mit mir selbst, — ich bin es jetzt nicht mehr — der Seelenspiegel ist gleichsam angehaucht, ich vermag nicht klar hineinzuschauen."

— „Es ist mir allerdings ganz neu, Sie so sprechen zu hören," sagte Agnes. „Aber Sie wecken

den Dämon wieder in mir auf — ich könnte mich beinahe freuen, daß Sie auch so weit gekommen sind — denn sonst, obwohl ich voll Verehrung zu Ihnen hinauf sah, fand ich Sie doch recht unnahbar. — Ich war Ihnen darum nicht weniger gut — das wissen Sie. In Ihrem neuen Zustande fühle ich, daß Sie mir näher treten, oder sollte es meine Magdalenenstimmung sein, die Sie zu mir herabzieht?"

— „Ich kann Ihnen nur das Eine wiederholen," entgegnete Walther mit einem Anfluge von Verlegenheit: „daß ich, Sie betrachtend — mich der eignen Schwäche noch mehr bewußt geworden bin."

— „Da gewinnen Sie schon wieder Ihren alten aristokratischen Schliff" — rief Agnes lachend. — „Dieses Etwas, das mir immer die Empfindung gegeben, als käme jedes Wort, das Sie zu mir gesprochen, von einer Höhe heruntergeschwebt — und als wisse ich gar nicht, wie es da Oben aussieht."

— „Oh Agnes!" hob Walther an — und schüttelte traurig den Kopf. „Sie wissen nicht, wie wenig ich jetzt aufgelegt bin, die Aristokraten in Schutz zu nehmen, wie ich es wohl sonst zu thun pflegte, wenn wir mit einander über dieses Thema sprachen."

— „Sie sind ein schrecklicher Mensch!" — fiel ihm Agnes in's Wort — „Warum mußten Sie mir das

jetzt gerade sagen? ich möchte aufjauchzen vor Freude und ich sollte es eigentlich nicht!"

In diesem Augenblicke brachte Lina einen Brief herein. Walther sah aufmerksam die Handschrift — und wechselte die Farbe.

— „Von wem ist dieser Brief?" fragte Agnes.

— „Von einem Bekannten aus Zürich."

— „Waren Sie mit dem Manne befreundet?" — Walther zögerte. „Ja!" sagte er dann. „Wir haben in einem intimen Verhältniß zu einander gestanden — waren ein halbes Jahr zusammen — später — hörte ich nichts mehr von ihm."

— „Aber Sie hielten etwas von ihm?"

— „Sehr viel, Agnes."

— „Nun dann finde ich, daß er besser behandelt zu werden verdiente," bemerkte Agnes kopfschüttelnd. „Sie legen den Brief auf den Tisch und scheinen kein Verlangen zu tragen, von seinem Inhalt zu wissen."

— „Ich lese auch gleich, — wenn es Ihnen so besser gefällt" — erwiederte Walther und riß das Schreiben auf, aber mit einer Bewegung und einem Ausdruck in den Zügen, die Aufregung verriethen. — Nachdem er den nur wenige Zeilen enthaltenden Brief gelesen, steckte er denselben zu sich — und fragte Agnes, wo sie den Abend des nächsten

Tages zubringen werde — — „Natürlich zu Hause — bei Johanna und Marie," erwiederte diese.

— „Ich werde auch hinkommen" — sagte Walther.

— „Wie kamen Sie aber jetzt dazu, diese Frage an mich zu stellen?" bemerkte Agnes lachend.

— „Ich suche einen Vorwand, um meinem Züricher Freunde zu entgehen" — gab Walther mit einer gewissen Bitterkeit zur Antwort.

— „Aber Ehrhard! Warum wollen Sie das?" —

— „Ganz einfach, weil ich in einer Verfassung bin, die kein Verlangen nach diesem Wiedersehen trägt."

— „Mir scheint" — sagte Agnes: „daß man einen Menschen, dem man gut gewesen ist, stets gerne wiedersehen müßte."

— „Sie mögen Recht haben" —

— „Nun!" hob Agnes wieder an: „Meine Moralpredigt soll nicht so lang und nicht so inhaltsschwer werden, wie es die Ihrige einst gewesen... Halten Sie es mit Ihrem Züricher Freunde wie Sie wollen — ich freue mich auf den Abend, den wir zusammen verbringen werden. Und jetzt erzählen Sie mir, was hat es für eine Bewandtniß mit Bernhard's Forderung? Ich hörte davon, als Sie schon fort waren, und möchte von Ihnen erfahren, wie

unser alter lieber Trost dazu gekommen ist, in Bernhard's Schuld zu stehen."

Walther erzählte, daß ein Schul- und Universitätsfreund von Doctor Trost in seiner Vaterstadt Hamburg von arger Noth bedrängt gewesen und durch Mittellosigkeit auf eine lebenssichernde Stellung verzichten mußte; daß diesem Mann hier im Lande eine kleine Erbschaft zugefallen war, welche erst nach zwei Jahren erhoben werden konnte — und dieser Umstand — dessen Bitte gerechtfertigt, Doctor Trost möge ihm mit dem Betrage der für Rückzahlung bürgenden Erbschaftsumme zu Hülfe kommen. — Er erzählte ferner, daß Trost, der schon damals leidend gewesen, und nur wenig mehr an Kapital, als die verlangte Summe besaß, zwischen dem Wunsche zu helfen, und der Befürchtung, Sorge über Frau und Kind zu bringen, noch geschwankt — als Bernhard, von dem Falle hörend, das gewünschte Geld auf zwei Jahre zu geben sich erboten hatte, wenn der Schuldschein darüber auf Trost's Namen gestellt würde.

Er berichtete, daß Trost auf die Bedingung eingegangen, den ihm vorgelegten Schuldschein unterschrieben, — — und erst später sich des Umstandes erinnert hatte, daß der Termin der Rückzahlung auf demselben nicht bemerkt gewesen; daß Trost die Wichtigkeit dieser Bedingung zur Sprache gebracht — Bern-

hard sich jedoch verletzt gefühlt, die Vorsichtsmaßregel für unnöthig erklärt — aber die fehlende Clausel in den Schuldschein hineinzusetzen sich verpflichtet hatte.

„Unser alter Freund," schloß Walther, „hat es nicht über sich gewinnen können, auf diese Angelegenheit nochmals zurückzukommen. Er hat seinem Verdachte keine Sprache leihen wollen, aber der Gedanke, daß derselbe gerechtfertigt dastehe, hat ihm die letzte Zeit seines Lebens — und den Abschied von den Seinen erschwert." — Agnes war schweigend und mit unbeweglichem Gesichtsausdrucke der Erzählung gefolgt, aber in dieser Regungslosigkeit hatten sich ihre Züge wie verhärtet und selbst ihre Stimme klang hart, als sie jetzt, Walther die Hand reichend sagte: „Ich danke Ihnen — leben Sie wohl, Ehrhard! Auf Wiedersehen, morgen Abend."

Als Walther am Nachmittage des nächsten Tages das Haus der Wittwe Trost betrat, war es nicht Marie, die ihm wie sonst entgegenkam. Frau Johanna nickte nicht freundlich lächelnd aus der Ferne, wie gewöhnlich zu geschehen pflegte, sie kam heute mit einer gewissen Feierlichkeit auf ihn zu. Sie gab ihm schweigend die Hand — und Walther sah, daß sie geweint hatte. „Agnes ist doch hier?" fragte er, mit der gleichgiltigen Frage den Eindruck deckend, den er eben empfangen hatte. — „Nein — sie

ist zu Dr. Bernhard gegangen" — lautete ernst die Antwort.

— „Zu Bernhard?" wiederholte Walther — und wechselte die Farbe.

— „Die Schuld meines Mannes" — hob Frau Johanna an.

— „Hat Bernhard zur Sprache gebracht?" fragte sie unterbrechend Walther.

— „Es ist fremdes Gut — um drei Monate muß Alles bezahlt sein."

— „Das wird nicht so rasch nöthig sein," — sagte Walther: „Sie können ruhig sein, Frau Doctor."

— „Bernhard will uns helfen," fuhr Johanna, die Worte nicht beachtend, fort: „Was uns sonst an Capital geblieben, soll nicht berührt werden. Es soll nur unsere Habe verkauft werden, und was dann fehlt, will Bernhard — für uns auslegen."

— „Hat er das gesagt?" fragte Walther — mit einer Erregung, die er nicht beherrschen konnte.

— „Er meinte, so würde es doch am besten für uns sein" — erwiederte Johanna traurig und gelassen — „aber Marie" —

— „Marie fehlt es an Menschenkenntniß und Erfahrung," fiel Walther ein. „Aber ihr Gefühl leitet sie richtig — und wenn Marie in Bernhard's Vorschläge zu willigen bereit wäre, Sie dürften es

nimmer gestatten." — Frau Johanna sah dem Sprecher betroffen in's Gesicht.

— „Nun, Frau Doctor!" — sagte Agnes, die in diesem Augenblick hereintrat, auf die alte Frau rasch zuging und sie in ihre Arme schloß — „Wir haben zum ersten Mal im Leben arg miteinander gezankt — doch darum keine Feindschaft mehr — und was meint Ehrhard?" fügte sie hinzu — zu diesem sich wendend — „sagt er nicht, daß ich Recht habe?"

— „Ich glaube," sprach Walther, „daß Sie, Agnes, und ich ganz einer Meinung sein werden."

— „Ich glaube es auch" — versetzte Agnes ernst — „und nun, Johanna," fuhr sie munter fort — „Kein langes Gesicht mehr und keine Thräne mehr! den Muth nicht verloren — ich habe Bernhard gesagt, nur über meine Leiche würdest du mit der Tochter zu seiner Mutter in's Haus ziehen. Bleibt er dabei, eine Auszahlung um drei Monate zu fordern, lieferst du ihm aus, was du an Kapital noch hast. — Was fehlt, wird man auf ehrliche Weise bis dahin erwerben — und verkaufen, was entbehrt werden kann."

— „Dahin kommt es nicht — dafür stehe ich ein" — hob Walther an, „ich bitte Sie, Frau Doctor, und auch Sie, Agnes — Sprechen Sie nicht

mehr darüber — denken Sie nicht mehr daran — und sollte Bernhard kommen, weisen Sie ihn nur an mich."

— „Das wäre ganz bequem," entgegnete Agnes. „Aber Ehrhard, vergessen Sie nicht — ein Beweis kann nicht geführt werden; — vor dem Gesetz — steht die Forderung gerechtfertigt da, und vergessen Sie nicht, daß Sie zu erwerben — eben erst beginnen."

Diese Worte — schienen das Bewußtsein einer traurigen Wirklichkeit in Walther wach zu rufen — das Feuer in seinem Auge, die muthige Zuversicht, die aus seinem Antlitz geleuchtet, trübte sich — und weckte ein secundenlanges Nachdenken. Dann sagte er mit steigender Erregung: „Dennoch Agnes! So wahr ich hier vor Ihnen stehe — das Kapital wird nicht in Bernhard's Hände kommen, und was hier in diesem Hause steht, wird über dessen Schwelle nicht hinaus."

— „Ruhig, ruhig, Ehrhard," sagte Agnes — „Sie waren sonst immer besonnen — bleiben Sie es nach wie vor. — Der Mensch wird Herr der bittern Früchte, der scharfen Pfeile, die das Schicksal mit vollen Händen ihm zuwirft und gegen ihn schleudert — aber ihnen entgehen kann er nicht. Wir wollen mit kaltem Blute das Geschehene und

das Kommende betrachten." — Frau Johanna erhob sich jetzt, und wälzte mit einem tiefen Seufzer mehr Leid von ihrem Herzen fort, als mancher nach jahrelangem Kampfe es vermocht hätte. — Sie hatte Marie und auch den Friedel, — sie hatte die Erinnerung an ihren lieben alten Mann, — sie hatte Gott — der für Verlassene sorgt. — Dieses Reichthums wurde sie wieder sich bewußt, und schob von sich die schwere Sorge so leicht und glatt, als hätten Gemüth und Sorge sich eben nur berührt, und nicht tiefer in einander gegriffen — sie fühlte sich Gedankenmüde und ging, die Tochter aufzusuchen.

Agnes und Walther sprachen eine Weile mit einander, dann kam Marie und es zuckte Walther am Herzen, als er diese lächeln sah. — Für sein Auge war sie schon obdachlos — die Noth, eine harte erbarmungslose Macht, hatte schon Fuß gefaßt in diesen Räumen, wo das verwaiste Mädchen noch geschützt und geborgen sich fühlte — um dieses hinauszuweisen, daß es ohne Daheim das Brod verdiene, sich selbst zu schützen und zu stützen lerne. — Er dachte so, als er es kommen hörte. —

— „Nun Mädchen! — das gefällt mir von dir!" — rief Agnes. — „Im Herzen Sonnenschein — das macht das Dunkel draußen hell — aber umgekehrt ist's nicht der Fall."

— „Mir ist zu Muthe," erwiederte Marie — „als sei der schreckliche Morgen nur ein langer böser Traum gewesen."

— „Da bist du mir schon zu hoch über das Dunkel der Wirklichkeit hinausgeflattert," bemerkte Agnes. „Es ist mehr als ein böser Traum, es ist eine herbe, harte Nuß, die wir zu zerbrechen bekommen, aber frischen Muth — und Herzenssonnenschein — kann man immer noch bewähren."

Marie wendete die Augen zu Walther hin — und sie wußte nicht, wie deutlich dieser Blick die ängstliche Frage an ihn richtete, ob er auch wie Agnes denke.

— „Bleiben Sie dabei, Marie" — sagte jetzt Walther, „betrachten Sie diese Eindrücke wie böse Träume: denken Sie nicht mehr daran." — Er sagte es so weich und gut. — „Das will ich auch" — gab sie zur Antwort. — „Ich kann nicht daran denken" — fügte sie klanglos hinzu.

— „Marie — wo bleibt der Sonnenschein?" fiel Agnes ein. Marie lächelte wieder, aber sie sah zu Walther hin und auf der Stirn mit den schmerzlich heraufgezogenen Brauen, im Auge, auf den Lippen stand es geschrieben. „Da ist er — nicht in mir! — In mir ist es dunkel und traurig, aber dieses Licht scheint hinein und dann wird es hell!"

Jetzt stürmte Friedel in's Zimmer — und Agnes, die mit großen Augen Walther und Marie betrachtet hatte, wendete sich dem Kinde zu. — Johanna war dem Knaben gefolgt — und begann den Theetisch zu ordnen. Marie führte Walther an ein Fenster — und zeigte ihm einen kleinen Lebensbaum, der zu kränkeln begonnen, und trotz all' ihrer Pflege immer mehr an Frische verlor; sie erzählte, wie sie ihm frische Erde geben wolle — und wie sie alle ihre Blumen niemals fremder Pflege anvertrauen würde. Walther fühlte sich nicht bewandert auf diesem Gebiet des Wissens und der Erfahrung — dennoch gab er einigen Rath, wie man dem kranken Bäumchen zu helfen versuchen sollte — aber ob er auch sprach, er sah zerstreut aus, und in seinem Auge war ein bleibender fortdauernder Ausdruck, der gar nicht weichen wollte und Marie die Unbefangenheit bald raubte. Ihr wurde zu Sinne, als dränge dieser Blick immer tiefer in ihre Seele hinein, als trete die Gestalt, die neben ihr stand, immer näher an sie heran. — Sie vermochte nicht mehr ihm in's Gesicht zu schauen — sie fühlte sich beängstigt — und sah verlegen auf ihren kranken Pflegling herab. — „Die arme Pflanze," hob Walther jetzt an, „sie trägt in sich die Triebe eines schöneren Landes, wo anders die Luft und der Boden, anders

der Himmel und das Licht, und sie kann dennoch in einer Handvoll fremder Erde leben — die Wurzel beengt und eingeschlossen — nur selten erwärmt durch einen Sonnenstrahl, der kalt ist — im Vergleich zu jenem, der ihrem Wesen Bedürfniß sein muß — das macht die sorgsame Pflege der Liebe."

— „Oh daran hat es meinen Pflanzen nie gefehlt" — erwiederte Marie — und blickte wieder auf — aber da begann ihr Herz schnell und hart zu klopfen und sie fühlte das Blut heiß in ihre Wangen dringen. — Die Ahnung von dem Dasein neuer ihr unbekannter Sphären, die der Menschengeist erreicht und aufschließt, um Wunder zu schauen — so groß wie das Firmament mit seinen Sternen — die Ahnung von einem Schwung der Gedanken, dem das Herz folgen muß — sich frei fühlend von den Sorgen des Lebens — die Tiefe einer gottvertrauenden Seele, welche zu füllen das materielle Glück der Welt nicht reich genug wäre: das hatte Marie schon oft in seinem Auge gefunden — aber dieses Licht, welches jetzt darin lag, — das floß zu ihr — es war ganz deutlich — sie sah sich selbst in diesem Lichte, und konnte es nicht ertragen.

Walther sprach noch: sie hörte nichts mehr — sie blickte nicht mehr auf — sie fühlte nur, daß sein Auge noch immer auf ihr ruhte, daß sie fort wollte

— und die Mutter schien ihr heute langsam, wie sie es nie gewesen.

Endlich rief Frau Johanna zum Abendbrod und Marie war erlöst — jetzt wich sie nicht von Agnes' Seite — aber so oft sie Walther ansah, wenn er das Wort an sie gerichtet, erröthete sie wieder — das Licht im Auge war noch da — und zum ersten Mal sehnte sich Marie nach der Stunde des Abschieds, zum ersten Mal war sie zufrieden, daß Walther von ihr ging.

Am nächsten Morgen ging Walther zu Bernhard und der Gang wurde ihm schwer. — Bernhard erkannte die tiefe volltönende Stimme. Einen Augenblick stand ihm das Herz still, im nächsten weitete es sich in dem Bewußtsein, daß er jetzt verletzen könne — und verletzen würde; — er schob rasch das unscheinbare Kaffeegeschirr, das vor ihm gestanden zur Seite, ging mit hastigen Schritten dem Gekommenen entgegen und nöthigte diesen — in einen auffällig elegant eingerichteten Salon hinein.

— „Wir werden hier ungestört sein" — sagte er mit einem Lächeln, welches sich unheimlich zeichnete auf den entfärbten Lippen und der grünlichen Bläße seines Gesicht's. — „Du kommst gewiß, um in der Trost'schen Angelegenheit Rücksprache mit mir zu nehmen" — hob er jetzt an, indem er für Walther

einen Sessel heranrückte und sich selbst ihm gegenüber setzte. — — „Ich bin gekommen," erwiederte Walther — „um zu fragen, wie du die Rückzahlung einer Summe verlangst, die mit der Bedingung geliehen und empfangen worden, daß sie nur nach Ablauf von zwei Jahren zurückerstattet wird."

— „Diese Bedingung ist mir ganz neu — ich höre zum ersten Mal davon," versetzte Bernhard mit größter Gelassenheit.

— „Du hast erklärt, daß es unnöthig, diese Bedingung auf dem ausgestellten Schuldschein zu verzeichnen, weil dein Wort genügen mußte — war es nicht so?" fragte Walther mit mühsam beherrschtem Unwillen.

— „Nein — es war nicht so" — gab Bernhard mit eisiger Ruhe zur Antwort.

— „Wie? — es war nicht so?" — wiederholte Walther und seine Stimme zitterte.

— „Gestatte mir dir zu sagen," entgegnete Bernhard — „daß der Mann, mit dem ich dieses Geschäft besprochen und erledigt, damals schon krank und geistesschwach war. Er mag meine Worte falsch gedeutet haben — oder er hat dieselben vergessen, — oder auch mit eigenen Voraussetzungen sie verflochten — dafür bin ich nicht verantwortlich. Das Geld, welches ich zur Verfügung gestellt, gehörte

mir nicht. Wäre es mein eigenes gewesen — gewiß würde ich warten." — Bernhards Augen waren frech und stechend, als er so sprach — aber auf seinem Gesicht, in seinen Worten lag das Gift unsichtbar wie im Kelch der Pflanze und im Kiefer der Schlange. — Walther fühlte sich angewidert und Zorn und Entrüstung, die ihn fortzureißen drohten, erkalteten in ihm.

Bernhard hatte sich verrechnet — ein Flimmern seiner Augen zeigte es an. „Ich thue für die Wittwe, was ich zu thun vermag" — begann er wieder. „Ich habe ihr mein Haus angeboten, und wie du siehst, sie hätte es hier weit comfortabler, als in jener armseligen Wohnung, die sie jetzt inne hat." — —

— „Auf den Vorschlag könnte sie schwerlich eingehen" — sagte Walther. „Ich erlaubte es nicht!"

— „Du bist vielleicht im Stande, mehr zu bieten," versetzte Bernhard — „vielleicht bist du auch im Stande, für sie einzutreten — und für sie zu zahlen?" —

Das Blut schoß wieder heiß in Walther's Antlitz: sein Auge trat einen Augenblick hervor und die Stirnadern schwollen an. — Ein unbestimmter Farbenschimmer flog auch durch Bernhard's Züge, der plötzlich sich abwendend, mit einer hastigen und un-

geschickten Bewegung nach einem Gegenstand langte, der auf dem Tische lag. — Noch bevor er ihn erfaßt, hörte er schon Walther sagen — „Ich trete für sie ein — ich werde für sie zahlen!"

— „ Vergiß nicht den Termin!" rief Bernhard dem Fortgehenden nach — mit einer Stimme, die plötzlich ihren Klang verändert hatte — — „Von Gestern — zwölf Uhr — an gerechnet — um drei Monate!" — Die letzten Worte hörte Walther nicht mehr. — Ein vielseitiger Mißton, schneidend, höhnend, kläglich — in ohnmächtiger Wuth erstickend, verklang er im Raum und dem Mann, der ihn ausgestoßen hatte, fehlte es an Luft in der Brust und an Kraft in den Gliedern.

Während Walther rasch dahin schritt, saß Bernhard niedergedrückt und matt in seinem Sessel und starrte in den leeren Raum hinein. —

— — — — — — — — —

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die Macht des Augenblicks.

Drei Monate! — Walther dachte es, wenn er am Morgen erwachte; er dachte es, während er über den Acten gebeugt in der Behörde saß, und wenn er mit der Mappe unter dem Arme nach Hause eilte. „Drei Monate! — — und wieder ein Tag vorüber!“ sagte er sich noch, wenn er in später Abendstunde in seinem Zimmer auf und ab ging. Ein ruheloser Gedanke, der nicht mehr von ihm ließ, störend in jede Ueberlegung hineingriff und alles Blut ihm zum Herzen trieb!

„Drei Monate!“ — dachte auch Agnes, wenn sie in früher Morgenstunde den Pflichten ihrer Stellung oblag, während sie Fragen stellte und auf die Antwort ihrer Zöglinge achtete . . . dachte sie in den

kurzen Pausen der Erholung und bis in die Nacht hinein, wo dieser Gedanke endlich in wirren Träumen unterging.

„Drei Monate!“ — sprach auch zuweilen Frau Johanna und schüttelte dabei bedenklich mit dem Kopfe. Marie beruhigte die Mutter, — und wirklich, Marie dachte jetzt nicht an die Lösung dieser Geldfrage, nicht an die möglichen Folgen einer fehlenden Zahlung, selbst nicht an die Sorgen, die Walther darum haben mußte. Sie dachte nur an jenes eigene Licht in seinem Auge .... Es schreckte sie noch immer, wenn sie es sah, und es schreckte sie fast noch mehr, wenn es in seinem Blicke fehlte. —

An einem Nachmittage nach Hause kommend, fand Walther einen jungen Mann in seinem Zimmer vor.

„Nun endlich!“ rief dieser, mit freudiger Herzlichkeit Walther begrüßend: „Endlich habe ich dich — seit einer Ewigkeit warte ich schon hier.“

„Eben erst bin ich in der Behörde frei geworden,“ erwiederte Walther, der sichtbar befangen war.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, lieber Ehrhard!“

„Sehr lange.“

„Ich hörte von dem Baron von Torner, es ginge dir gut.“

„So ziemlich!“ —

„Nur so ziemlich?“ — fragte Arthur Forster, mit forschendem Blicke Walther betrachtend. „Seit ich Zürich verließ,“ fuhr er fort, „haben wir von einander wenig gehört. Ich schrieb dir zwei Mal, aber du“ — —

„Ich habe keinen Brief von dir erhalten, — — wann hattest du mir geschrieben?“

„Ja, — das ist zu viel verlangt, daß ich mich jetzt darauf besinnen soll“ — sagte Forster.

„Diese Briefe werden mich verfehlt haben,“ bemerkte Walther.

„Du hast nicht viel dabei verloren,“ hob Forster wieder an. „Ich freue mich herzlich, daß wir uns nun wieder gefunden, und Vergangenes und Gegenwärtiges mit einander besprechen können. — Du bleibst doch heute hier zu Hause?“

„Gewiß, lieber Arthur!“

Walther entledigte sich seiner Acten-Mappe, die er noch unter dem Arme gehalten; Forster zündete eine Cigarre an. „Hast du inzwischen noch nicht das Rauchen erlernt?“ — fragte er lächelnd.

„Ich? — Nein! Ich habe es noch nicht versucht.“

„Also noch immer nicht? Weißt du — das spricht für eine gute Stimmung. Ich rauche mehr denn je — das hilft mir graue Gedanken vertreiben

— und Langeweile ertragen — mir fehlt es an beidem nicht!"

„Wirklich? — Ich dachte es nicht," sagte Walther — und setzte sich mit einer gewissen Entschlossenheit in Blick und Haltung dem Freunde gegenüber.

„Ewig auf der Axe zu sein," hob Forster wieder an — „Von Brandweinsküche zu Brandweinsküche zu fahren — von einer Bierbrauerei zur andern — wirklich! das ist eine schwerlich geistbelebende Beschäftigung — eine Pflichterfüllung, die wenig Anlaß zu lohnendem Bewußtsein giebt. — Du bist viel besser daran!"

„Wirst du diesen Posten jetzt nicht aufgeben?" — fragte Walther. —

„Fällt mir nicht ein, ich habe ihn kaum seit einem halben Jahre und man wird gut bezahlt — viel besser als bei unsern Landesposten. Bei einem solchen könnte ich nicht bestehen, denn ich bin unverbesserlich, immer ohne Geld, verstehe es nicht wie du mit wenigem auszukommen."

„Die Aufgabe kann unter Umständen schwer sein," sagte Walther.

„Für mich, Lieber, ist sie es immer", bemerkte Forster, „obwohl ich nur für mich zu sorgen habe; und wie bist du in pecuniärer Hinsicht jetzt gestellt?"

„Ich — ich hoffe auszukommen, indessen hat

mich der Geldmangel in letzter Zeit gewaltig verstimmt und gedrückt."

„Ich dachte mir, daß es so sein würde," fiel Forster ihm in's Wort, „und dieser Gedanke hat mich zum Theil veranlaßt, dich baldmöglichst aufzusuchen. Ich bin nämlich im Stande, eine Summe von dreitausend Rubeln, die ich anlegen will, dir anzubieten" — Forster hielt inne, der Ausdruck, der in Walthers Zügen sich malte, machte ihn betroffen, ein wehmüthiger Ernst zeichnete sich einen Augenblick in seinem Auge und er fuhr lächelnd fort — „Ich finde es sehr begreiflich, daß du so überrascht bist, besonders nach dem, was ich vorhin gesagt habe. Ich bin es noch weit mehr gewesen: besinne dich auf Hermann K. Du weißt, ich half ihm mit dieser Summe einmal aus und glaubte nicht, daß er sie jemals zurückzahlen würde. Vor vierzehn Tagen erhalte ich plötzlich einen Brief von ihm, er ist ein ganz solider Mensch geworden, ist avancirt, steht sich ganz gut und zahlt Alles zurück. Ich war betroffen, beinahe in Verlegenheit, was sollte ich mit dem Gelde beginnen? Papiere kaufen, deponiren, Coupons erheben, langweilige Gänge und Beschwerden für solch' lumpige Summe?... Fast verdrießlich darüber, begegne ich dem Baron Torner, der gerade von dir kam, mir dieses und jenes von

dir erzählte und wie schon Gedanken, an einander sich reihend, bisweilen Mancherlei ausmalen, was wieder zu neuen Gedanken führt, so kam ich auch dazu, mir einzubilden, daß du des Geldes jetzt gerade sehr bedürftig sein könntest."

„Kannst du wirklich diese Summe jetzt entbehren?" fragte Walther, „kann ich sicher sein, daß du sie anzulegen beschlossen? daß es nicht Torners leichtfertige Reden, die dich zu meinen Gunsten jetzt so handeln lassen?"

„Gewiß Ehrhard! es ist das Vernünftigste, was ich thun kann. Behielte ich dieses Geld, es würde bald nicht mehr vorhanden sein. Mein Amtsposten giebt mir jetzt das Nöthige zum Leben, und hänge ich denselben an den Nagel, nehme ich von dir mein Capital zurück und habe dann die Mittel, eine Zeit lang in der Welt herum zu bummeln, was, wie du weißt, mir viel mehr zusagt, als ein Amt."

„Ich nehme dein Anerbieten an," sagte Walther bewegt, „du erweist mir eine Wohlthat, aber du bist in einem Irrthum befangen. — Nicht für mich bedarf ich dieses Geldes!"

„Mir ist es gleich, wie es dir nützlich wird — es freut mich, wenn es dir nur gelegen ist."

„Mehr, als ich es sagen kann."

„Neulich," hob Forster an, „als ich dich nicht zu

Hause fand, obwohl ich mich rechtzeitig angemeldet, hatte ich die Absicht, einige Zeilen für dich zurückzulassen; jetzt thut es mir leid, daß ich es nicht gethan, du wärest der Sorge früher losgeworden."

„Es war nicht recht von mir," entgegnete Walther, „daß ich dich damals nicht erwartet habe; ich bin dir das Geständniß schuldig, ich war in jener Stunde nicht Herr meiner Empfindungen, ich war es heute nicht, als ich dich wiedersah!"

„Du hast mich allerdings etwas frostig begrüßt," versetzte Forster lächelnd, „aber ich verdenke es dir gar nicht. Solche Gemüthsverfassungen, in denen man nicht mehr ganz zurechnungsfähig ist, kommen schon vor — ich habe es eben durchgemacht — — bin oft in entsetzlicher Laune gewesen. — Jetzt ist's vorüber — ich bin wieder im Reinen mit mir selbst und die Liebe für mich ein überwundener Standpunkt." — Forster lächelte, aber die Furchen auf seiner Stirn traten scharf hervor.

„Du sagst vielleicht etwas zu viel mit diesem Wort," bemerkte Walther, der eines auffallenden Farbenwechsels sich bewußt wurde.

„Nein! und wenn du willst, auch ja," erwiederte Forster, „möglich bleibt es, daß ich mich abermals verliebe — dafür einstehen, kann ich nicht, doch ich denke, es wird anders sein: was gewesen, kommt

nicht wieder. Ich habe unter der Herrschaft einer tiefen Neigung lange gestanden, habe viel durchgemacht und mit dieser Neigung, die groß war, ist es aus. Ausdauer in gewissen Dingen, obwohl sie zum Ziele führen könnte, ist nach meiner Meinung doch nur Gefühlsarmuth. — — Ich könnte nie befriedigt sein, wenn ich mehr gebe, als empfange und ebenso wenig könnte diese Wahrnehmung mich reizen, eine Frau zu besitzen. Ich will ein ganzes und ein frisches Herz! — Zuneigung, die ihr Dasein gewonnener Achtung verdankt — vertrauende Freundschaft — Bedürfniß nach Ruhe und Schutz können natürlich vorzüglich, ja unter Umständen schön und Theilnahme erregend sein, aber sie bilden dennoch einen Kern, der, obwohl jenem der Liebe ähnlich, in der Ehe bitter gefunden werden kann: ich würde mich damit niemals aussöhnen, es nie ganz verwinden."

„Oh das begreife ich vollkommen" — sagte Walther.

„Wir sind darum begünstigt," fiel Forster wieder lächelnd ein, „oder stehen auch den Frauen nach, das kommt auf Ansicht an, und ist vielleicht ein tiefes psychologisches Geheimniß. Aber das ist gewiß, ein Mann kann eine Frau noch glücklich machen, ihr nichts schuldig bleiben, auch wenn er früher in

Beziehungen gestanden hat, die ihm tief in's Herz gegriffen haben, aber eine Frau mit ähnlichen Erinnerungen kann einen Mann mit richtiger Gesinnung nie befriedigen!"

„Du hast recht, aber wo finde ich die Erklärung für diesen Egoismus der Liebe?" fragte Walther.

„Ja, das weiß ich nicht, aber es ist nun einmal so."

— „Ist er ein Zug unseres besseren Ich's, entstammt von den untergeordneten Bedingungen unserer materiellen Natur? Wenn wir im eig'nen Selbst Frische genug finden, um noch ein ganzes Herz zu bieten, nachdem wir eine Liebe zu Grabe schon getragen, warum erscheint uns dieser Zustand einer Frau, die uns theuer ist, so unvereinbar mit den Anforderungen, die wir an sie stellen?"

Forster betrachtete Walther mit einem gedankenvollen Ausdruck; dieser fuhr nach kurzer Pause fort. — „Warum sollte nicht auch ein Frauenherz Gefühl und Erinnerung abstoßen können? Ist es billig, daß wir für die Frauen nicht gelten lassen wollen die Macht der Umstände, der Eindrücke des innern Lebens? — Empfindung stockt, strömt nicht fort, auch dann, wenn das Wesenhafte, woran sie sich geschlossen, durch das Schicksal ihr entrückt!"

„Für wen suchst du eigentlich eine Rechtfertigung

oder eine Anklage zu formuliren?" unterbrach ihn jetzt Forster. „Ist es etwa für mich in Zukunft? oder willst du mich an Nachsicht mahnen?"

„Ich stelle allgemeine Betrachtungen an," erwiederte Walther.

„Nur allgemeine Betrachtungen?" wiederholte Forster. — „Nun, was mich betrifft, du weißt, ich bin kein Meister im Philosophiren, doch für das eigene Ich weiß ich, woran ich bin. — Sollte ich mich abermals verlieben, ich werde bestimmt keine Gewissensbisse darum haben und ebenso wahr ist es auch, daß Anklage mir fern geblieben und fern bleiben wird. — Man kann Fräulein von Halleck nicht höher stellen, nicht mehr bewundern, als ich es thue. Ich beneide den Mann, der in ihrer Erinnerung so fortlebt — aber ihm Boden abgewinnen — mag ich nicht!"

Forster hatte ernst, fast bewegt gesprochen, aber der abermalige Farbenwechsel in Walther's Zügen war war ihm nicht entgangen.

„So denken, so fühlen, wie du, wäre mir unmöglich", sagte jetzt dieser.

„Ein anderes Mal, wenn wir beisammen sind, will ich mehr davon sagen", versetzte Forster, „aber jetzt, Ehrhard, ist es an dir, aufrichtig zu sein. — Ich bin ganz irre geworden — wie steht es denn

mit dir? Ich fürchtete dich sorgenvoll zu finden, aber den Schimmer des Glücks erwartete ich in deinem Auge zu sehen, — ja nach dem, was Herr von Torner mir erzählt, glaubte ich dich schon verlobt oder auf dem Wege dahin?"

„Nein," sagte Walther nach kurzem Bedenken „so weit ist es nicht — doch es könnte bald sein."

„Also doch, und dann, warum so ernst?"

„Ich glaube, das freie Ich sträubt sich gegen die treibende Gewalt des Schicksals," gab Walther zur Antwort.

„Wie? des Schicksals?"

„Ja, Arthur! darum ist meine Liebe ernst — fast traurig, und doch, es ist Liebe — mein Herz ist schwer und beklommen und doch, es ist warm. — Ich komme mir vor, wie — die Pflanze, die im Sonnenlicht welk wird, weil harte Erde ihre Wurzeln drückt." — Walther erzählte jetzt dem aufmerksam hinhorchenden Freunde von seinen Beziehungen zu dem Trost'schen Hause — von seinem Verhältniß zu Marie. — Er sprach sehr lange — und schloß endlich — „Wie du siehst — habe ich Marie — nicht zu widerstehen vermocht — und so das Wachsen ihrer Zuneigung für mich begünstigt — aber — ich fühle nicht jenes doppelte Leben, — jenes Ueberreichsein, wenn die Seele in einer anderen Seele

lebt — und nur in dieser sich ganz wiederfindet — darum scheue ich das bindende Wort, aber das Gewissen sagt mir, daß es gesprochen werden muß. Sie steht allein und schutzlos da — sie ist aus einem Stoff gebildet, der zu weich, zu zart ist — für die Verhältnisse, in die das Leben sie gestellt hat. Vertrauungsvoll hat sie mit ihrem ganzen Herzen sich an mich geschlossen ... Für sie bin ich Alles! — und das wird entscheidend für mich werden."

„Nein, lieber Freund! das ist zu viel gesagt," hob Forster jetzt an. „Das sind noch keine Gründe, um eine Ehe zu schließen, um's Himmels willen, lasse dich nicht fortreißen durch deine Phantasie und übertriebene Gewissenhaftigkeit — der Wahn ist kurz — die Reue ist lang, darum prüfe, wer sich ewig bindet" —

„Was mich verstimmt," fiel ihm Walther in's Wort, „ist, daß ich nicht fortgerissen werde, daß liebeleere Vernunft mit ihren scharfen Augen meiner Empfindung auf den Grund dringen kann, daß kalte Besonnenheit in mir sich immer wieder geltend macht und mich verdammt."

„Danke Gott, daß dem so ist und daß du der eig'nen Schwäche dich bewußt wirst — denn Schwäche ist es, Ehrhard! Mich freut es ungemein, ganz ungemein, daß du eben wahre Liebe fühlst, jetzt

darf ich es sagen, verdamme mich, wenn du willst — aber ich sage es doch: Pastorstöchter, Doctorstöchter, das ist nichts für dich."

„Dem eingefleischten Aristokraten muß ich die Ansicht schon zu gute halten," erwiederte gelassen Walther.

„Keine Regel ohne Ausnahme," versetzte Forster. „Maria Trost ist gewiß eine solche, sonst hätte sie dir nicht gefallen, aber dennoch — glaube mir — würde sie deine Gattin — es könnten perfide Dissonanzen in deiner Ehe nicht fehlen!"

„Fehlen sie etwa bei euch?" fragte Walther und schüttelte den Kopf.

„Auch nicht!" erwiederte Forster, den sprechenden Blick seines Freundes ruhig aushaltend. „Aber ich meinte nicht — diese vermeidlichen und unvermeidlichen Dissonanzen, die sich in allen Ehen wiederfinden, sondern eine andere, die nicht durch einen falschen Ton bedingt ist und nichtsdestoweniger die Harmonien stört — wie eine unscheinbare Kleinigkeit, welche, den Resonanzboden oder die Saiten berührend, in allen Tönen störend durchklingt.

„Ich verstehe, was du meinst" — sagte Walther — „für mich kannst du ruhig sein, — überdies suche ich jene Veranlassungen zu Störungen der Harmonie nicht, wie du, in dem innersten Wesen des

Menschen — sondern in Eigenthümlichkeiten, die durch Gewohnheit ihm anhängen, und darum sehr unwichtig sind, — ein Stück unfreiwilligen Seins, welches ihn nicht beherrschen darf."

„Es ist etwas Angeborenes," fiel Forster ein — „und dem Kerne des Menschen so verwandt, wie ein Blutstropfen dem anderen in seinen Adern."

„Und wenn dem auch so wäre," sprach Walther mit Erregung — „den gröberen Stoff, der uns allen angeboren ist — will ich lieber im Unwesentlichen — als im Wesentlichen und das Menschlichschöne lieber im Wesentlichen als im Unwesentlichen hervortreten und sich zeichnen sehen!"

„Du fängst an, wie ich sehe, volksthümlich, radical zu werden, seit wir uns nicht gesehen," bemerkte Forster lächelnd, „und ich denke, diese Richtung müßte dir jetzt noch ferner sein, als sonst."

„Sie ist es noch," erwiederte Walther, „obgleich bürgerliches Blut in meinen Adern fließt, habe ich in der kleinen von den Massen angefeindeten Minderzahl des menschlichen Geschlechts die Träger der sittlichen Entwickelung hier gefunden und gebe es jetzt noch zu, daß sie bei uns dazu berufen ist. Aber oh, ich habe Eindrücke empfangen, ich habe Erfahrungen gemacht, die gewiß manches in mir umgestaltet haben und ich muß es sagen, das Große und Er-

habene im Menschen habe ich ergreifend schön gerade da hervortreten sehen, wo an dem Drucke der Verhältnisse schwer getragen wird."

„Das Ergreifende," fiel Forster ein, „liegt in der grell hervortretenden uralten Geschichte vom Menschen, der aus Eden verwiesen, zu mühseliger Arbeit verdammt ist; dieses unlösbare Räthsel wird zur Folie, wo wir ein Leben eng begrenzt und gleichsam an die Erdscholle gekettet erblicken."

„Ich habe Poesie da blühen sehen," begann Walther von Neuem, „wo Nahrungssorgen jeden Aufschwung brechen müssen und Muth und Kraft habe ich bewundert da, wo Arbeit und Naturverläugnung diese täglich aufreiben."

„Alles zugegeben", sagte Forster, „nun, wie weiter?"

„Wie weiter?" wiederholte Walther und schaute in die Augen des Freundes, die mit einem Ausdruck von Siegesbewußtsein auf ihm hafteten.

„Wenn du willst, werde ich fortfahren. Wo habe ich hier Muth und Kraft vermißt? — wo sie einem edleren Zwecke dienen sollten, als dem Broderwerbe!"

„Weil du an jeden Einzelnen die Aufgabe gestellt," warf Forster ein.

„Wo hat mir hier Poesie gefehlt? Wo begünstigte

Verhältnisse Geist und Herz freihalten von dem Druck, der zu Boden neigt."

„Weil du sie da zu suchen dich berechtigt hieltest!"

„Wo sind mir das Schöne und Erhabene nicht begegnet?" fuhr Walther fort, der Unterbrechungen nicht achtend, „dort, wo ihre Träger weilten."

„Wahr, sehr wahr für Viele, aber doch nicht für Alle?"

„Für die Ausnahmen bin ich nicht blind gewesen," sagte Walther.

„Aber hart für die Art bist du geworden! doch die Art ist gut und du bist selber von der Art! Höre mich jetzt an," sprach Forster, ernst werdend, weiter. — „Die Ausnahmen tragen in sich die Ideen der sittlichen Höhe, der echten Menschenwürde unbeschränkt und frei von entstellenden Rissen, wie solche hier bei den anderen Ständen häufiger vorkommen und immer sind und werden welche da sein, die den Stamm rein erhalten. Die Eindrücke, die du empfangen, die Erfahrungen, die du gemacht, haben dir jene Vielen unter uns gegeben, die dem Gelde nachlaufen — oder die Trägen, welche nur durch die Macht des Grundbesitzes etwas sind, und dem Moose ähneln, das am Felsen wuchert. Aber auch diese Vielen: versetze sie in die Schichten der Gesellschaft, die des Zwanges der Verhältnisse noch bedürftig sind. Du

würdest es wahrnehmen, daß sie zu Höherem bestimmt gewesen." — Walther schwieg. — Forster betrachtete ihn — und sagte dann: — „Höre, Ehrhard, versprich mir, daß du dich nicht verlobst, bevor du längere Zeit die Sache überlegt, und jetzt lasse uns anstoßen, wie wir es zuweilen in Zürich gethan, — jeder auf des Andern Wohl und Glück!"

Die alte treue Lina hatte derweile den Theetisch gedeckt, auf Walther's Geheiß auch eine Flasche Wein hingestellt. — Diese ergriff jetzt Forster und goß die Gläser voll. — In Walthers Augen schimmerte es — sein Herz schlug schwer und voll — er vermochte nicht ein Wort zu sprechen und führte stumm das Glas an seine Lippen; Forster leerte das seinige und sagte dann:

„Bin ich, Ehrhard, mit mir fertig geworden — wird es dir in deinem Falle noch viel leichter werden."

„Brechen wir ab," fiel ihm Walther in's Wort. — „Ich spreche jetzt, wie du vorhin; — ein anderes Mal — wenn wir beisammen sind, will ich mehr davon sagen".

„Gut!" gab Forster zur Antwort. — Walther und Forster blieben noch eine Weile beisammen und jeder mied sorgfältig Alles, was an das frühere Gespräch errinnern konnte. — Endlich ging Forster und Walther begleitete ihn. —

„Auf Wiedersehen — in vierzehn Tagen!“ sprach Forster, als sie sich trennten.

„Lebewohl!“ sprach Walther. — Ein langer Händedruck und ein sprechender Ausdruck im Auge schienen jedem zu sagen, wie viel jeder für den Andern auf dem Herzen mit sich nahm.

Walther hatte schon den halben Weg nach seinem Hause zurückgelegt, als er Agnes daher kommen sah und verwundert war, ihr in so später Stunde zu begegnen.

„Meine Schülerinnen spielen heute Zukunft — sie sind mit der Mutter auf einem Ball“ — erzählte Agnes. — „Ich habe den frei gewordenen Spätabend bei Johanna und Marie verbracht und wir haben auf Sie vergeblich gewartet.“

Walther erklärte sein Ausbleiben.

„Ich gönne Ihnen von Herzen Ihren Freund,“ sagte Agnes, „und überdies haben Sie nichts verloren — Marie war heute ungenießbar!“

„Und warum?“ fragte Walther.

„Weil ich gehört, daß für die Baronin Horstmar eine Bonne oder eine Gouvernante gesucht werde und dieser das Doppelte meines Gehaltes zugesichert sei, — und dabei an Marie gedacht — und gemeint hatte, sie könnte auf ein Jahr versuchen, auch ihrerseits Etwas zu erwerben.“ — Während Agnes

solches sprach, war es Walther nicht entgangen, daß sie beobachtend ihn ansah.

„Und was sagte Marie?" fragte er jetzt.

„Nun das können Sie sich denken" — erwiederte Agnes — „sie sagte: „Nein!" — und wurde bleich, als wollte ich ihr etwas Entsetzliches zumuthen — und dann kam der obligate Thränenstrom." — Walther wechselte die Farbe, und, ungeachtet der schwachen Straßenbeleuchtung — Agnes merkte es wohl. „Nun, was denken Sie dazu?" fuhr sie fort, indem sie noch schärfer ihm in die Augen sah. — „Wenn Sie zureden, hilft es vielleicht — die Mutter würde ihren Segen geben."

„Wir sind von der Hauptsache jetzt befreit," hob Walther an und theilte Agnes mit, wie er in den Stand gesetzt worden, Bernhard zu befriedigen. — „Ich werde morgen hin" — fügte er hinzu — „Marie die gute Nachricht zu bringen — und wenn sie morgen so denkt, wie heute, werde ich gewiß der letzte sein, der ihr zureden wird, diese Stellung anzunehmen. Die Baronin Horstmar ist das Ideal einer Frau, aber ich glaube dennoch, daß Marie durch ein plötzliches Herausgerissenwerden aus den früheren Verhältnissen viel zu leiden haben würde." — Walther und Agnes schieden von einander. —

Weitergehend überlegte Agnes die Worte, die

Walther gesprochen, sie wog und deutete sie — während er bewußt sich wurde, wie der Stoff zum Nachdenken durch die eben erhaltenen Mittheilungen noch angewachsen war. —

Am nächsten Morgen, als Walther die Stunde schlagen hörte, die ihn in die Behörde rief, ergriff es ihn wie Unbehagen — war denn der Tag schon so weit vorgerückt? oder war es noch so lange hin, bis er Herr seiner Zeit wurde? ihm war es selbst nicht klar, warum das Schlagen der Uhr ihn so unbehaglich berührte. In seinem Herzen, in seinen Gedanken war etwas, das ihn gewaltig zu Marie drängte, aber auch — ein dem widersprechender Zug. Er hätte die Zeit gern still stehen geheißen, bis er diese Unruhe überwunden, und ein klares Bewußtsein in ihm sich festgestellt. Aber die Zeit schien dieser Unruhe zu spotten — schneller denn je die Minuten zu jagen und das Unbehagen wuchs, je weiter der Stundenzeiger auf dem Zifferblatte vorschritt.

Walther hatte die Behörde verlassen, sein Mittagsmahl kaum berührt. Dann war er lange Zeit auf und abgegangen, bis er sich endlich sagte, daß er nicht länger zögern dürfe, eine Nachricht zu bringen, die die Sorge verscheuchte. Er sah Marie von weitem, als er dem Trost'schen Hause näher kam. — Wie

ein Schatten glitt schnell ihre Gestalt an den Fenstern, die zur Straße gingen, vorüber. „Würde sie ihm heute auch entgegenkommen? — oder hatte sie heute noch geweint und würde sie es ihm verbergen wollen?" so dachte Walther. Als er einige Augenblicke später in's Haus trat, stand Marie vor ihm, ihre Wangen waren leicht gefärbt — ein Lächeln lag auf ihren Lippen — aber im Auge ein schwerer Gedanke und ein fast ängstliches Hinaufschauen in sein Angesicht.

„Ich bringe Ihnen eine gute Nachricht" — sagte Walther. „Um einige Tage ist es mir möglich, Bernhards Forderung zu tilgen." — Es malte sich keine Freude in ihren Zügen, auch keine Verwunderung. Ernst sah sie ihn an, und ihr Lächeln war traurig. Walther erzählte jetzt von Forster — sie hörte zu mit unverändertem Ausdruck. Einen Moment, als er von seinen Freundschaftsbeziehungen zu Forster sprach, glaubte er einen feuchten Glanz in ihrem Auge zu sehen — „Marie!" schloß er endlich — „Ich dachte Ihnen eine freudige Nachricht zu bringen, aber sie läßt Sie gleichgiltig."

Marie sah ihn an, wie das Kind den scheltenden Erzieher, wenn es sich keiner Schuld bewußt ist und die Vorwürfe nicht faßt — dann senkte sie plötzlich die Augen und drückte die Lippen fest aufeinander. — „Wie konnte er so reden? Was lag ihr an den

Geldfragen? War Er nicht Alles für sie? Was sonst könnte ihr Freude machen? Es lag etwas Herbes in diesen Gedanken! — „Marie," begann Walther: „Ich sehe es — Sie haben etwas, das Sie verstimmt und ich weiß, was es ist. — Gestern Abend begegnete mir Agnes und sie erzählte es mir."

„Gestern war ich kindisch" — unterbrach ihn Marie. „Heute denke ich anders, und wenn die Mutter damit einverstanden ist, will ich gehen." — Ihr Auge war jetzt ruhig, fest — fast forschend auf ihn gerichtet — und trieb ihm das Blut langsam, aber heiß zum Herzen — er wechselte die Farbe und sagte:

„Wirklich, Marie?" Die Worte klangen wie ein neuer Vorwurf. — „Mein Gott!" — rief sie aus — „Soll ich es denn nicht?" — Walther erschrack über den Ausdruck ihrer Züge und den Ton ihrer Stimme.

„Nein! — Warum?" sagte er und stockte — Dann hob er wieder an: „Ihre Geldmittel sind zwar sehr spärlich gemessen — die Geldmittel, die mir zu Gebote stehen, die ich so gern — als Aushülfe Ihnen bieten würde, auch noch gering — die Baronin Horstmar ist ein Engel an Güte — Sie müßten sie lieb gewinnen, aber ich fürchte dennoch"—

„Ehrhard!" — bat Marie — als könnte sie ihm

nicht mehr zuhören — „Sagen Sie einfach — ist es meine Pflicht — so gehe ich — ist es besser, daß ich bleibe — bleibe ich." —

„Aber Marie!" — entgegnete Walther — „Agnes hat nur einen Gedanken ausgesprochen, der ihr durch den Kopf gegangen ist."

„Es lag viel Wahres in dem, was sie aussprach" — sagte Marie. „Warum soll ich es leicht haben? Andere haben es ja auch nicht leicht!"

„Das nicht!" fiel ihr Walther in's Wort — „Ueberlegen Sie die Verhältnisse, unter denen Sie am meisten leiden, und Ihr Gefühl soll dann entscheiden."

Marie sah ihn wieder so eigenthümlich an. — Er — ließe sie schon gehen, wenn sie nur das Herz dazu hätte — ihr Blick sprach es aus. — „Nein, nein!" sagte sie. „Ich weiß nicht, was ich thun soll! ich werde es niemals wissen. — Oh wenn mein Vater zu mir sprechen könnte — er würde es mir sagen, und dann möchte ich nicht klagen — sollte ich auch morgen fort von hier!" ihre Lippen zitterten noch, obwohl sie schon schwieg — ihre Züge waren gespannt wie in dem allerletzten Augenblick der sie beherrschenden Willenskraft.

„Nein!" — sagte Walther bewegt — „Wollen

Sie dann zu mir so viel Vertrauen haben, wie zu Ihrem Vater?"

„Ich habe es" — gab sie fast tonlos zur Antwort. —

„Nun dann — bleiben Sie hier!" sprach Walther entschlossen. — „Ertragen Sie muthig wie bisher die Sorgen und Entbehrungen, welche beschränkte Verhältnisse mit sich bringen" ... Die Thränen liefen jetzt über ihre Wangen, aber sie sah zu Boden und die Züge blieben gewaltsam beherrscht.

„Nun, Marie!" fragte Walther sanft und ermuthigend: „Sind wir denn jetzt nicht einverstanden? Denken Sie doch noch anders als ich?" — Der Klang der Stimme — noch mehr als diese Worte — gab ihr wieder die Seligkeit der Liebe, aber die ernsten Gedanken hatten schon in der Tiefe Wurzel geschlagen. — Den Lichtstrahl des Glückes im Auge — und das thränenfeuchte Gesicht so traurig, sagte sie mit erstickter Stimme:

„Ehrhard! habe ich das Wort Ihnen nicht abgezwungen? Lieber wollte ich gleich fort — gleich — und auf immer — nur dieses nicht fühlen." — Walther war betroffen — hatte sie denn doch mehr Muth, als er! War sie doch aufrichtig, obwohl die Frage schmerzen mußte, wie der Gedanke, der sie stellte! Es ergriff ihn plötzlich gewaltig, — ihm war,

als könne er nicht mehr wiederstehen einer Macht, die stärker war — als er. Vor seinen Augen flimmerte es; einen Augenblick stand Marie wie im Nebel vor ihm — und der Lichtstrahl in ihrem Blicke wollte schon weichen — da sagte er ernst und leise — „Marie — ich ertrüge es nicht, Sie traurig zu sehen, traurig zu wissen — auch wenn Sie fortwollten." — Oh wie leuchtete es jetzt in ihren Zügen auf! Wie war es Walther, als wollte sie im Drang der Freude ihm an die Brust sinken — und als wanke der Boden unter ihren Füßen, weil sie es noch nicht durfte. „Marie!" begann er noch ernster, noch bewegter und die Stimme zitterte ihm: „Sind wir jetzt einverstanden? für heute, für immer?"

„Oh Ehrhard!" stammelte Marie, „oh mein Gott, kann ich es glauben?" Sie sprach es so angstvoll, so freudevoll, so wehmüthig, so dankbar. — Ihm klopfte das Herz noch gewaltiger, er nahm ihre Hand und hielt sie fest. — „Ehrhard! können Sie mich denn wirklich lieb haben?"

„Ja, Marie, von Herzen!" —

Jetzt stürzte sie an seine Brust — ein Schauer durchlief ihn von Kopf bis zu Fuß. — Er legte mit klopfendem Herzen den Arm entschlossen um ihre Gestalt, das vertrauende trauernde Kind wollte er hegen und lieben. Mit diesem Gedanken drückte

er sie an sich und Marie richtete das Haupt empor und sagte, unter Thränen lächelnd: „Oh wenn der Vater noch lebte! Gestern, als Agnes sprach, war mir, als sei ich so verlassen, so allein, wie Niemand sonst auf der Welt und heute, als Sie kamen, dachte ich es auch und jetzt?“ Sie fiel ihm wieder an das Herz und er blickte lächelnd, aber ernst auf sie herab. — Das Schicksal hatte sich erfüllt und auf immer war da ein tiefer Riß zwischen ihm und den Erinnerungen seiner Vergangenheit. —

— — — — — — — — —

Achtunddreißigstes Kapitel.

Eine alte Geschichte.

Die Sorge, die Frau von Halleck das Leben verdüstert hatte, Jahre hindurch nie ganz von ihr gewichen war, ist jetzt plötzlich geschwunden, der Dämon, der ihr Herz vergiftete, so daß oft jede Regung desselben einen giftigen Anhauch kundgegeben, war endlich gewichen — Ein gütiger Schicksalsspruch hatte ihn hinausgedrängt aus den Bahnen ihrer Lebenswege. — Walther Ehrhard war verlobt, es war kein Gerücht, es war Gewißheit! — Frau von Halleck segnete Himmel und Erde; die Geschäftigkeit, die Unruhe, die Wachsamkeit, die Sorge hatten ausgeathmet; das Feuer war erloschen, welches glühend und sengend ihre Worte füllte und dem Ausdruck ihrer Züge Härte verlieh. Ihre Liebe für Martha war plötzlich be-

freit von einem Zwange von Furcht, Schmerz und und Groll und frisch und rein, wie der Strom, der die letzten grauen Eisschollen hinausgespült, floß diese Liebe jetzt in ihre Brust.

Frau von Halleck hatte durch einen glücklichen Verkauf ihres Waldes die materiellen Sorgen von sich fortgerückt. Sie hatte mit dem Baron Torner ein vortheilhaftes Uebereinkommen getroffen, durch welches festgesetzt worden, daß die Summen, die Horstmar für sie ausgelegt, in allmählich sich steigernden Abzahlungen, erst bis zur Volljährigkeit des jungen Majoratsherrn völlig zurückerstattet sein mußten.

Sie war unmittelbar nach ihrer Abreise aus Dornfeld nach Lilienthal gezogen, wo sie fast ein volles Jahr geblieben. — Es war eine Zeit der Buße, die ihrem Gewissen wohlthun sollte. Sie sagte sich los von der Verfolgung eigner Wünsche — sie lebte in Lilienthal für Martha und für Martha's Zukunft und diese Stunden, die sie im Dienst ihrer Tochter zubrachte, sollten den Verrath auslöschen, den sie an ihr geübt. Aber so wie der Vogel, der voll Lebenslust im Frühjahr ausfliegt und den frischen Knospen nachspürt, noch ehe sie zu schwellen begonnen, so flog auch Frau von Halleck mit dem ersten Hauch des für sie erwachenden neuen Lebens aus Lilienthal hinaus, um nach frischen

Knospen auszuschauen für die Hoffnung, die schon längst aus dem Kerker der Abgeschiedenheit mit allen Fühlfäden hinaus in's Freie langte.

Die Bekanntschaft mit Arthur Forster war durch einen glücklichen Zufall angeknüpft; der Aufenthalt am See-Strande bald beschlossen und die Tage im Seebade vergingen, beleuchtet von einem Hoffnungsstrahl, der das Mutterherz beglückte.

Frau von Halleck hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß Martha ganz leidenschaftslos war, aber durch Achtung zu Forster sich hingezogen fühlte, und daß es nur eines entscheidenden Wortes von seiner Seite bedurfte, um endlich an dem lang ersehnten Ziel ihrer Wünsche zu sein. Noch in der Abschiedsstunde, als Forster das Seebad verlassen mußte, um zu seinen Amtspflichten zurückzukehren, glaubte sie in seinem und Martha's Wesen bestätigt zu finden, daß zwischen ihnen ein Knoten der Beziehungen geknüpft sei und dieses Bewußtsein wurde ihr Trost und Beruhigung, wenn die Mutterliebe von Stunde zu Stunde einer Entscheidung harrend und immer getäuscht der Zaghaftigkeit der Männerherzen zu grollen begann.

Die Badesaison war vorüber. Frau von Halleck zog in die Stadt zurück, aber der Gedanke, daß Walther als Beamter dort lebe, begann von

Neuem ihre Stimmung zu verdüstern. Da wurde eines Morgens, noch ehe Martha ihr Zimmer verlassen, ein kleiner Brief in's Haus gebracht. Er war für Martha, aber Frau von Halleck riß den Umschlag auf, denn es war nicht Forster's Handschrift, sie las:

„Im Andenken an die Beziehungen, die einst „zwischen uns bestanden haben, fühle ich mich ge„drungen, Ihnen mitzutheilen, daß mein Herz sich „endlich sonnt in dem Anblick und in dem Be„wußtsein, daß zwei mir liebe Menschen glücklich „sind — Ehrhard ist verlobt mit Marie Trost! „Dieses Lichtstrahls war ich um so mehr bedürftig, „als ich vor Kurzem die Nachricht von dem Tode „meiner Schwester erhalten. Diese ist in der „Fremde verschieden, keine liebe Hand hat die „ihrige zum Abschied gedrückt, kein Auge hat „Thränen der Liebe an ihrem Lager geweint, „aber sie ist todt — das Leiden zu Ende, sie be„darf der Hilfe nicht mehr, die sie Ihnen ver„dankte.

Agnes Stein."

Frau von Halleck war bleich geworden und zitterte an allen Gliedern, sie las die Anfangszeilen wieder und dann noch einmal die letzten! Oh das war nur Ballast, keines Blickes werth; dann stieg

ein Dankgebet aus ihrer Seele zum Himmel empor — es galt der Beseitigung eines Menschen, aber es riß alle Dämme nieder, die Groll und Mißtrauen aufgethürmt. Der Fluß ihres Lebens war ein Strom der Liebe geworden, der so Alles mit sich fortriß, daß die glückliche Mutter ihre gewohnte und geschulte Geistesgegenwart verlor. Sie steckte den Brief zu sich, sie wollte ihn nicht als empfangen betrachten, und dem Zufall es überlassen, die Kunde Martha zuzutragen. Nur allmählig wurde es ihr klar, daß diese Gedanken Schwäche waren, daß die fehlende Leidenschaft für Forster, die vielleicht diesen zagen ließ, durch diese Nachricht entzündet werden könnte. Sie sandte die ernste Botschaft der Tochter in's Zimmer und verließ das Haus. Sie wollte Martha das Gefühl ihrer Nähe ersparen, sie wollte Gewalt gewinnen über die Stimmung, die sie beherrschte. —

Als Frau von Halleck nach Verlauf einer Stunde heimkehrte und Martha gegenüber stand, übergoß glühendes Roth ihr Gesicht.

„Du hast Agnes' Brief gelesen?" sagte Martha. — „Ja, Martha!" erwiederte die Mutter, reichte der Tochter die Hand und sprach bewegt: „Der letzte Schatten schwindet zwischen uns und in deinem Herzen werden jetzt Gedanken keimen und groß wachsen,

die mich einst in deinen Augen rechtfertigen." Martha schwieg, den ernsten Blick fest auf die Mutter geheftet.

„Enttäuschungen," fuhr diese fort, „thun immer wehe, auch wenn sie durch das Schaffen der eigenen Phantasie herbeigeführt werden. Darum laß uns diesen Brief und die vergangenen Leiden, an die er uns mahnt, vergessen." Dieses Schlußwort sprach Frau von Halleck mit großem Nachdruck und die umsichtige geprüfte und vergebende Mutter künstlerisch durchführend, wandte sie sich ab mit dem Gefühl, daß sie die Aufgabe, die ihr geworden, klug und würdig gelöst habe. —

Wenige Tage später, in einer Vormittagsstunde, wo Mutter und Tochter allein waren, wurde ihnen General von Friesen gemeldet. Frau von Halleck eilte dem alten Manne in's Vorzimmer entgegen.

„Nun, General", rief sie, dem Hereingekommenen beide Hände hinreichend. „Endlich sieht man Sie wieder?"

„Ja, Excellenz", erwiederte Friesen, „ich dachte nicht, daß ich Sie wieder hier besuchen würde!"

„Es war ein schweres Krankenlager, das Sie überstanden!" sagte Frau von Halleck.

„Drei Monate, Excellenz, an's Bett gefesselt! ebensoviel Wochen an den Lehnstuhl und dann erst

ging es bergauf — meine erste Ausfahrt, Excellenz! Wie geht es hier?"

— „Gut, sehr gut!"

„Und Fräulein Martha?"

„Da kommt sie schon!" — Martha und Friesen drückten sich schweigend die Hände — beide waren bewegt.

„Excellenz", sagte dann Friesen, in den Salon tretend: „Wo hat das Fräulein hier gesessen? Ich muß jetzt ihr gegenüber Platz nehmen, nach langer Zeit wieder einmal in ihre Augen schauen und sehen, wie der Aufenthalt an unserem Seestrande ihr bekommen ist."

„Martha sah sehr wohl aus," versetzte Frau von Halleck.

„Das ist freilich ein Wunder, wenn man so alt ist!" — fiel Friesen lachend ein, indem er sich auf einen Lehnstuhl niederließ und einen scharf prüfenden Blick in Martha's Arbeitskästchen warf. — „Jetzt Fräulein Martha," fuhr er fort, „nehmen Sie Ihre Stickerei wieder vor und erzählen Sie mir, wie war es in unserm Seebade?"

„Sehr schön, General!"

„Martha hat die Zeit dort mit Genuß verlebt," sagte Frau von Halleck, die in geringer Entfernung ihren früheren Platz eingenommen hatte.

„Sehr schön?“ wiederholte Friesen mit Nachdruck — „Sind Sie aber zufrieden, wieder hier in der großen Stadt zu sein? Kommen Sie gern hierher zurück?“ —

„Es begann der Aufenthalt am Strande seine Behaglichkeit zu verlieren,“ erwiederte Martha — „die langen und dunklen Abende“ —

„Ich frage ja nicht, wie es am Strande war“ — unterbrach sie Friesen — „ich frage, ob es Ihnen recht war, hierher zu kommen?“

„Wissen Sie, General,“ bemerkte Frau von Halleck mit vielsagendem Lächeln. „Sie stellen Fragen, die möglicherweise für Martha nicht ganz leicht zu beantworten sind!“

„Für einen alten ehrlichen Freund und einen Siebziger, wie ich es bin, wird das Fräulein schon ein Wörtchen finden, aus dem ich klug werden kann,“ entgegnete Friesen.

„General!“ sagte Martha ernst: „Sie wissen, ich kann nie viel Worte machen, darum auch jetzt die kurze Antwort: Es war mir gleichgültig.“

„Was? gleichgültig!?“ Der General zog die buschigen Brauen herauf und machte große Augen, „das gefällt mir gar nicht von Ihnen, Fräulein Martha,“ fuhr er fort, „ganz und gar nicht, denn sehen Sie, wir sollen Glaube, Liebe, Hoffnung in

uns stets frisch knospend erhalten und Gleichgültigkeit weist immer darauf hin, daß das eine oder das andere an irgend einer Stelle welk wird. Freilich kann es wieder aus der Wurzel neu heraustreiben, aber schade um jede Ranke, die abdorrt, statt von Tage zu Tage mit uns in die Zukunft hineinzuwachsen." —

Martha's Gesicht färbte sich und ein feuchter Schimmer trat in ihr Auge. „Ganz wahr, lieber Friesen," hob Frau von Halleck an, „aber glauben Sie nicht, daß es Zeiten giebt, wo Alles, was uns am Herzen liegt, uns gerade über die kleinen Mißstände des Lebens erhebt und diese dann ziemlich gleichgültig erscheinen läßt?"

„Ich bleibe dabei," sagte Friesen, „daß mir der Ausdruck nicht gefällt und daß Fräulein Martha mir heute viel zu ernst ist."

„Ein Scheltwort aus Ihrem Munde, General, ist doch immer nur ein Liebeswort, sonst würde ich sagen, Sie thun Martha Unrecht!"

„Möglich, möglich!" versetzte Friesen und neigte den Kopf. „Aber nun, Excellenz," fuhr er, sich emporrichtend, wieder fort, „damit ich mein Unrecht einsehen lerne und gut machen kann, erlauben Sie, daß Fräulein Martha mich ab und zu besucht, das kann jetzt geschehen, wird kein Verstoß gegen den Anstand sein. — Meine alte Cousine, die Staats-

räthin Witt, die mich während der langen Krankheit gepflegt, bleibt bei mir, bis ich wieder ganz kräftig und jung geworden sein werde."

„Sehr gern, lieber Friesen," sagte Frau von Halleck, „ich wäre schon zu Ihnen gekommen, wenn ich geahnt hätte, daß Sie schon so weit hergestellt."

„Nach der letzten Nachricht, die uns zukam," mischte sich jetzt Martha ins Gespräch, „glaubten wir Sie noch an das Krankenzimmer gefesselt, obwohl in vollster Genesung."

„Ja freilich," sagte Friesen, „in den letzten Tagen ging es überraschend schnell, muß doch zu Etwas gut sein! Vor nicht gar langer Zeit wurde mir das Gehen noch schwer und heute mache ich zwei Besuche und rathen Sie, Fräulein Martha, wohin fahre ich von hier?"

„Gewiß zu dem alten Herrn von Hohenfels!" gab Martha zur Antwort.

„Nein, dorthin geht es morgen, mein zweiter Besuch gilt einem anderen Hause!" Martha sah auf mit ängstlichem, fast erschreckendem Blick in das lächelnde Gesicht des scherzenden Greises. —

„Nun, nach dem Hause Ihres ehemaligen Doctors in Lilienthal" — fügte Friesen hastig hinzu.

„Oh der Wittwe Trost!" sprach Frau von Halleck gedehnt und indem sie sich über ihre Handar-

beit neigte und dieselbe zu mustern schien. —

Martha war bleich geworden, — der alte Herr sah es, — und zu der Mutter sich wendend, hob er wieder an: „Der alte Trost war ein ehrenhafter — ein durch und durch edler Mann!"

„Ja — das war er" — wiederholte Frau von Halleck.

„Und seine Wittwe ist eine einfache, aber gottesfürchtige Frau" — fuhr Friesen fort. „Und die Tochter? — Oh, das ist ein liebliches Mädchen — ein herrliches Wesen!"

„Wie haben Sie die Bekanntschaft unseres alten Doctors gemacht?" — fragte Frau von Halleck, ohne aufzusehen.

„Ich erhielt ein Mal einen Auftrag von dem Grafen Walldorf" — erwiederte Friesen. „Da wurde mir gesagt, Doctor Trost würde mir die gewünschte Auskunft geben, — so lernte ich ihn kennen und lieb gewinnen. — Er war ein großer Verehrer von Ihnen, Fräulein Martha, obwohl er Sie nur als Kind gesehen und seitdem Ihnen nur flüchtig begegnet war." — Mit diesen Worten wandte sich Friesen wieder zu Martha, betrachtete einen Augenblick ihr Gesicht und schloß dann, während er die Augen senkte: — „Ich fehlte nicht bei seiner Bestattung, habe mich seinen Freunden angeschlossen

und ihn zur Ruhe geleitet." — Es entstand eine Pause, die Nadel von Frau Halleck durchzog gleichmäßig und hörbar die Stickerei und war einen Moment die einzige Regung im Raum.

„Ich wollte es Ihnen erzählen, als ich zum letzten Male hier war, und das Packet für Fräulein Stein empfing" — hob Friesen von Neuem an, „aber damals war bei Ihnen großer Empfang und ich alter Mann zog es vor, still fortzugehen."

„Das war der Morgen, an dem wir mit Arthur Forster an unsern Seestrand fahren sollten," fiel Frau von Halleck ein: „Ein stürmischer Tag und meine Martha todtmüde!"

„Ja, das merkte ich!" sagte Friesen — „Nun, Fräulein Martha, werden Sie mir keinen Auftrag heute mitgeben für die Wittwe Trost und ihre Tochter?"

„Bestellen Sie einen Gruß von mir."

„Einen recht herzlichen — nicht wahr?"

Martha fuhr fort: „Die Erinnerung an Doctor Trost giebt mir ein Recht dazu, obwohl die Seinen mir völlig fremd geblieben sind."

„Das schadet nichts," meinte Friesen. „Man liebt Sie und verehrt Sie doch!"

„General!" sagte jetzt die Hausfrau, „haben Sie Nachrichten vom Grafen Walldorf?"

„Kürzlich gehabt! — Er wird im Frühjahr hier

sein; die Tochter geht nach Dornfeld, er begleitet sie. Ich hoffe, Excellenz, Sie sind dann auch noch hier?"

„Gewiß, gewiß, lieber Friesen, ich gedenke mich nicht mehr auf Reisen zu begeben."

„Das ist recht, Excellenz! das viele Reisen taugt nicht, macht müde und unruhig!"

„Ich bin es satt," sagte Frau von Halleck, „ich freue mich der Ruhe, die ich nach dem Wirthschafts-leben in Lilienthal doppelt genieße."

„Und Fräulein Martha gewinnt diesen Ort, der ihr so gleichgiltig war, denn doch vielleicht noch lieb," versetzte Friesen und nickte mit zugekniffenen Augen Martha zu.

„Vielleicht!" sagte Martha, und lächelte traurig. — Jetzt erzählte Frau von Halleck von ihrem Aufent-halt am Strande, von ihrem mühevollen Leben in Lilienthal — sie sprach viel und lebendig, bis end-lich Friesen eine eingetretene Pause benutzte, um sich zu verabschieden. — Als er Martha die Hand drückte, schüttelte er wie unwillig den Kopf — und brummte vor sich hin. „Nicht zufrieden mit Ihnen, Fräulein Martha — gar nicht zufrieden!" —

Keine volle Stunde später fuhr General Friesen vor seiner eigenen Hausthür wieder vor. Sein ganzes Wesen verrieth eine gereizte Stimmung und

der Diener, der ihm folgte, ihm Mütze und Mantel abnahm und eine Bestellung erhielt, mochte wohl denken, daß die erste Ausfahrt seinem Herrn nicht gut bekommen wäre. — In sein Schreibzimmer gelangt, warf sich Friesen in einen Lehnstuhl und stützte den Kopf in die Hand. — Bald darauf — trat die alte Cousine herein — und da der alte Herr sich nicht rührte, obwohl er sonst um diese Stunde nach seinem Mittagsessen ungeduldig zu verlangen pflegte, zog sich die alte Dame behutsam zurück. Aber nach kurzer Zeit erschien sie wieder an der Thür, betrachtete den unbeweglich bleibenden Vetter und wollte abermals sich entfernen, als dieser ihr nachrief.

„Sie denken, Cousine — ich schlafe — und dieser Schlaf thut mir wohl — nicht wahr?" redete er sie an.

„Haben Sie denn nicht geschlafen?" fragte die Staatsräthin etwas verdutzt über das Wesen des alten Mannes.

„So geht es!" — sagte Friesen aufstehend und die gutmüthigen, traurig blickenden Augen zu dem Stückchen Himmel wendend, das durch das Fenster sichtbar war. — „Wir sind Alle blind — Alle dumm! sehen Alles durch die Brillen, die wir uns selber aufsetzen! Ich habe nicht geschlafen. Ich bin ärgerlich über mich — und Andere — ich bin verstimmt,

aber Sie sollen — darum nicht länger auf den Mittag warten."

„Das könnte ich schon!" — sagte die Staatsräthin lachend. „Aber da haben wir's — hatte ich nicht Recht, als ich Ihnen rieth, eine Spazierfahrt — und keine Besuche zu machen?" —

„Ich wäre morgen nicht klüger gewesen," unterbrach sie der alte Herr — „und was da oben beschlossen wird, und für uns unverständlich bleibt — das hätte mich morgen — eben so wie heute betroffen. Sprechen wir nicht mehr davon! — Morgen erzähle ich es Ihnen — und jetzt — lassen Sie uns essen."—

General von Friesen sprach es so entschieden und sah so niedergeschlagen dabei aus, daß die treue Pflegerin ihre Neugier beherrschte und die Gedanken des Vetters auf andere Dinge zu lenken sich bemühte. — Nach der Mittagstafel, als der General sich wieder nach seinem Zimmer zurück gezogen hatte, trat der alte Herr von Hohenfels zu ihm herein.

„Mein alter, — mein lieber Freund!" — rief dieser, mit seinen Riesenarmen Friesen umfassend. Obwohl an diese Kundgebungen der Freundschaft gewöhnt, fühlte sich Friesen heute durch dieselbe bewegt, — die Schwere, die auf seinem Herzen lastete, schien in dieser Umarmung an Gewicht zu gewinnen.

„Mein alter — mein lieber Freund!" — wieder-

holte Hohenfels mit feuchten Augen. — „Eine große Freude ist mir wiederfahren! — Wahrlich — ganz unverdient! — Nein, mehr als Freude, — eine Wohlthat, — mein Alter! — die jene letzte Strecke, die ich noch zu wandeln habe bis zu der Ruhestätte der Vorfahren, reich an Segen für mich werden läßt!" — Hohenfels war so sehr unter dem Einflusse seiner Empfindungen, daß er nicht wahrnahm, wie seine Worte wenig Verwunderung hervorriefen — und wie herbstlich still der alte Freund heute gestimmt war. Er sah mit strahlendem Blick in das müde Angesicht — und sagte wieder — „Ja — mein Alter! — das Herz schlägt mir freudig — wie in jungen Jahren."

„Wer Freude hat, der danke — und wer Leid hat, der vertraue Gott!" sagte jetzt Friesen und schüttelte bewegt des Freundes Hand.

„Ja unfaßbar sind die Wege der Vorsehung" — hob Hohenfels wieder an. „Wir, die wir beide Greise sind an Jahren — aber jung im Herzen — wollen wir uns jetzt niederlassen, — und Sie sollen mir zuhören — und dann mit Ihrer bewährten Freundschaft mir beistehen und helfen, denn der Hülfe eines treuen umsichtigen Freundes — bedarf der Mensch — in solchen Lebensstunden wie diese, die jetzt für mich geschlagen hat." Ein langer Händedruck be-

gleitete diese Eingangsworte. — „Vor allem," fuhr dann Hohenfels fort — „muß ich zurückgreifen in jene ferne Zeit, wo wir — mit Rosenwangen und feurigem Blute dastanden ... Erinnern Sie sich meines Bruders noch?"

„Gewiß!" — erwiederte Friesen, und auf die längere Rede vorbereitet, faltete er geduldig die Hände.

„Er war ein Knabe, als Sie ihn sahen, — aber später, ein Apoll — war er an Schönheit, — und ein großer Denker — war er auch — ja wahrhaftig, — das war er, — ein großer Denker, — und ein zarter Minnesänger, — ernst und weich. Er trug den Namen meines Großvaters, aber er war ihm unähnlich und ich? — ich habe ihm oft Unrecht gethan. — Das Jagdgeschoß wollte ich lieber — als das Liederbuch in seinen Händen sehen, — ihn lieber zu Rosse wissen, als in der Stille des Waldes, wo er die Classiker genoß. — Ja! es sei gestanden — ich war damals — ein wilder, ein tollkühner Mensch — und habe den jüngeren Bruder, — den jüngeren sage ich, und das ist doppelt unrecht, — oft hart behandelt ... Er hat mich darum gemieden — und in seinem warmen Bruderherzen Manches getragen, das er mir — nicht anvertraute. — Ich war der Liebling meines Vaters, der Erbe des

Majorats; mein Bruder hatte ausstudirt und sollte fortgehen, um in Preußische Dienste zu treten. — So wollte es der Vater — aber der Bruder wollte es nicht, — die Minne hielt ihn fest — und — es war kein Mädchen schön und frisch, das sein Herz mit starken Ketten umschlungen hatte — Nein — es war eine junge — unglückliche Frau!" —

Hohenfels neigte ehrfurchtsvoll das Haupt und schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er fort — „Auf dem Schloße Camern wohnte damals allein — die Baronin Horst, die Gattin des letzten dieses Namens, — ein altes Geschlecht, das ausgestorben ist. Ja, theurer Freund! unser Land ist ärmer geworden an diesem edlen Stamme, — wie an manchem Anderen, die alle — zur Ruhe schon gegangen. — Der alte Horst war ein Mann von Wort und That, — aber er war auch hart, sehr hart und schroff, zu rauh für das zarte Wesen, welches an ihn gefesselt worden durch den Willen — von Vater und Mutter, die — man in alten Zeiten — zu achten verstand. — Wahrlich — da beugte sich noch die Jugend vor dem Alter, — und das Kind vor dem Worte der Eltern."

„Beugt sich auch jetzt noch, obgleich Väter und Mütter sich nicht immer vor Gottes Wort beugen," sagte Friesen mit besonderem Nachdrucke.

„Wir wollen nicht richten" — fiel Hohenfels ein — „am wenigsten, wenn man dem Ziele nahe steht, wo jeder Rechenschaft ablegt, — und über jene, die dieses Endziel schon vor uns erreicht haben. — Darum sei mir auch jetzt der Tadel fern — wenn ich dieser jungen Frau und meines Bruders gedenke. — Sie liebten sich — und während der alte Horst im Ausland weilte, wurde ein Knabe in Camern geboren — und dieser Knabe war meines Bruders Sohn! — Unser Vater — war ein guter Vater" — sprach Hohenfels nach abermaligem Innehalten — „Aber sein Wille war ein starker Wille. Das Zögern mußte ein Ende nehmen und mein Bruder mußte fort, — da kam er zu mir — und bei Gott! ich höre noch seine Worte, denn sie schnitten mir in's Herz. — „Wir sind zwar sehr verschieden geartet," sagte er — „aber wir sind Brüder — und ob du schroff und hart für mich gewesen — meine Bitte — weiß ich — wirst du ehren!" — „Da vertraute er mir seine Liebe, vertraute mir die Frau an, die er liebte." — Jetzt stockte der greise Sprecher — Haupt und Augen senkten sich — und an den Wimpern hingen Thränen, die der Wille nicht beherrschen konnte. — „Ein halbes Jahr war vergangen" — begann dann Hohenfels von Neuem — „täglich war ich nach Camern geritten, zu fragen,

ob die Baronin Horst meiner Dienste bedürfe. — Da kam ich eines Abends hin — und sah sie nicht — sie war erkrankt, — der Arzt schon gerufen, der ferne Gatte benachrichtigt. — Den anderen Morgen eilte ich wieder hin, — und sah sie nicht — und wie ich am nächsten Tage wiederkam, fand ich sie todt. — Ihren Sarg half ich tragen — und wahrhaftig! — mir war es damals, als trüge ich mein Liebstes in die kalte Gruft. — Von dieser Stunde an ritt ich nicht mehr nach dem Schloße Camern — aber der unglücklichen Liebe des fernen Bruders gedenkend, grüßte ich vom Thale aus den stattlichen Edelsitz, der verödet stand, und bog zur Seite nach einem Nebengut! Dort wohnte ein achtbares Ehepaar, — ja, Gott lohne es ihnen, ein deutscher Maurermeister und sein braves Weib, das den Knaben, der ihr anvertraut war, mit mütterlicher Sorgfalt pflegte und nicht aus Eigennutz, — nein, mein edler Freund! — das war ein Weib mit zartem Gewissen, — ein Weib — das vielen zum Muster dienen konnte, — werth, daß ihr Name nicht vergessen werde, — daß Väter und Mütter — Kindern und Enkeln von ihr erzählen. — Ich gab ihr eines Tages eine goldne Uhr, als Zeichen meiner Anerkennung und wahrhaftig! sie wollte sie nicht. — Nein, sie wies sie zurück. — Ich stand beschämt vor dieser Frau und

dachte doch noch zu gering von ihr — denn, als sie endlich sagte — für das Kindlein wolle sie dieses Andenken aufbewahren, — legte ich den inhaltsschweren Worten kein Gewicht bei — und siehe da! — sie hat den Greis belehrt. Wahrhaftig — nicht mit Geld belohnt man solch' ein Weib. — Sie that, wie sie gesagt, obwohl Noth und Elend sie bedrängten." — Hohenfels legte jetzt die Hand an seine schwere goldne Kette und auf die daran befestigte Uhr hinweisend, fügte er hinzu: „Hier habe ich sie wieder!"—

„Und wie sind Sie wieder in ihren Besitz gelangt?" — fragte jetzt Friesen, während der müde Ausdruck seiner Züge sich um ein weniges belebte.

„Geduld — theurer Freund!" erwiederte Hohenfels. Friesen faltete wieder die Hände, — und jener fuhr fort.

„Kurze Zeit nach dem Tode der Baronin Horst stürzte mein Bruder in Magdeburg vom Pferde und trug davon eine Verletzung in der Brust. — Ich reiste zu ihm und fünf Monate später — starb er in meinen Armen. — Eine Leiche brachte ich zurück. — Nachdem ich, der einzig Uebergebliebene, den trauernden hinfällig gewordnen Vater von der Familiengruft nach Hause geleitet, ritt ich wieder den wohlbekannten Weg und — Schloß Camern erblickend, entblößte ich mein Haupt, — und gedachte der Pflichten,

die von den Geschiedenen auf die Lebenden übergehen. Heilige Pflichten, theurer Freund! — und wohl dem, der sich sagen kann, er habe sie nicht vergessen! Als ich das Haus erreicht hatte, wo die braven deutschen Leute wohnten, kamen mir fremde Gesichter entgegen und ich erfuhr, daß jene fortgezogen. — Die Nachricht von einer kleinen Erbschaft, die der Frau zugefallen, hatte sie veranlaßt, in die Heimath zurückzukehren. Sie hatten das fremde Kind mit sich genommen und gemeint, um das Jahr wieder zu kommen. Sie kamen nicht — und alle Schritte, die ich that, um Auskunft über diese Leute zu erlangen, blieben ohne Erfolg. Ich war nicht lässig — Nein! — aber — ich war gekettet an den eig'nen Grund und Boden. — Nach langem Siechthum starb mein Vater und ich blieb allein, allein mit den Leidenschaften, die jedes Menschenherz umschwärmen, gleich listigen Vögeln, die das gute Korn davon tragen, gleich den bösen Stürmen, welche die gute Saat, die eine Ernte geben soll, zu Boden drücken — nicht wahr? — Habe ich nicht Recht — mein Alter? Ja, so ging es mir... Ich schnitt Frauennamen auf die Rinde der Bäume. — Ich versuchte wie Petrarca meines Herzens Wehmuth in Liedern zu singen, — und horchte still der Aeolsharfe trübem Laut. — Wenn ich mit heißem Blut durch das Thal

dahinflog und Schloß Camern still und ernst von der Höhe auf mich herabsah, dachte ich der Vergänglichkeit des Lebens und der Liebe — und das Gewissen schlug schwer in meiner Brust, — aber dann — war es vorüber und der Knabe Ehrhard — wieder vergessen." —

„Ehrhard?" sagte jetzt Friesen, die zusammengesunkene Gestalt emporrichtend.

„So hieß mein Bruder — und der Knabe, der in Camern geboren wurde, erhielt denselben Namen."

„Nun weiter, lieber Hohenfels — was haben Sie erfahren?"

„Daß er todt ist — aber sein Sohn lebt hier — an diesem Orte."

„Haben Sie die Beweise schon in Händen? kein Irrthum möglich?"

„Diese Uhr, die durch eine wunderbare Fügung in meine Hände kam" — begann Hohenfels — „wurde ein Wecker für mein Gewissen — ja, sie mahnte mich an die verlorenen Stunden meines Lebens, an die geringe Anzahl derer, die mir noch beschieden sein können. Wahrlich — ich bin dem Ziele nahe — sehr nahe — und dem Tode in's Auge schauen ist etwas Ernstes — sehr Ernstes und schwerer — viel schwerer im einsamen Stübchen, als auf dem Felde der Ehre."

„Aber lieber Freund," unterbrach ihn Friesen ungeduldig — „Wer war der Eigenthümer dieser Uhr?"

„Ich habe ihn nicht ermitteln können," gab Hohenfels zur Antwort. „Aber das Schicksal brachte mir Kunde von ihm. Das Gewölbe, wo die Hohenfels ruhen, beginnt zu verfallen. Bei meiner letzten Anwesenheit auf dem väterlichen Erbe machte ich diese Entdeckung und obwohl die Jahreszeit vorgerückt, will ich gleich das stille Haus, wo die Ahnen ruhen, vor einem Einsturz bewahren. Zu diesem Zwecke suchte ich hier nach einem deutschen Meister und da meldete sich ein Mann, — eine abstoßende Gestalt, — ich wies ihn ab, — da begann der Mann zu klagen über die Noth, die ihn drückte und erzählte, daß sein Vater in Camern gelebt. — Es war der ehrlichen Frau Dietrichs Sohn. Von ihm erfuhr ich, daß seine Eltern keine Erbschaft gehoben — daß die Mittel zur Rückreise ihnen gefehlt, der Vater plötzlich gestorben, die Mutter, durch Noth getrieben, das fremde Kind zu einem Pfarrer gebracht, und viele Jahre später — kurz vor ihrem Tode — von dem Nachfolger des verstorbenen Pfarrers erfahren hatte, daß ihr Pflegling am Leben — verheirathet und Professor in seiner wirklichen Heimath sei. Der Mann, der mir Solches erzählte, war ganz

verarmt; er kam auf den Gedanken, in das Land auszuwandern, wo sein Vater gelebt, — und die Hülfe seines Milchbruders, — der seiner Mutter verpflichtet war, zu beanspruchen. — Ich schrieb sofort nach D. und habe heute die Auskunft erhalten, daß ein Professor Ehrhard vor Jahren dort gelebt — und gestorben, der Sohn aber mit seiner blinden Mutter gegenwärtig hier an diesem Orte lebe."

„Trifft Alles zu!" — sagte Friesen ernst und bewegt. „Ich habe ihn heute noch gesehen und gesprochen."

Hohenfels zuckte betroffen zusammen — aber im nächsten Moment schien seine Riesengestalt emporzuwachsen — das Haupt mit dem zu Berge stehenden Haar — richtete sich stolz auf und die feurigen Augen fest auf Friesen geheftet, sagte er langsam: „Sie kennen ihn? Nun dann — ein wahres offenes Wort — wie es dem Manne dem Freunde gegenüber ziemt! Ist er seines Stammes würdig, — würdig, daß ich ihn — anerkenne — als meines Bruders Enkel?"

„Ja, Hohenfels — auf meine Ehre — das ist er!" — sprach Friesen mit Anstrengung. „Er ist wohlgerathen. — Wer ihn sieht, gewinnt ihn lieb — und will ihm wohl. Sie können stolz auf ihn sein!" fügte er lächelnd hinzu.

„Mein alter — mein theurer Freund!“ — rief Hohenfels, die Augen waren ihm feucht, — die Stimme versagte ... „Ich ging den rechten Weg, als ich zu Ihnen kam!“ — sagte er dann mühsam.

„Und haben mich auf den richtigen Weg gewiesen“ — erwiederte Friesen. — „Nur wenige Stunden grollte ich den Schicksalsfügungen — jetzt beuge ich demüthig das Haupt und sage — „Wie Gott will!“ —

— — — — — — — — —

Neununddreißigstes Kapitel.

Wiedersehen.

Nachdem Hohenfels fortgegangen — hatte Friesen zwei Briefe geschrieben; — in dem einen meldete er dem Grafen Walldorf, daß Ehrhard mit der Tochter eines Arztes verlobt sei, im anderen forderte er Walther auf, am nächsten Tage, gleichviel um welche Stunde, zu ihm zu kommen. — Er erhielt die Antwort, daß Ehrhard verreist sei, bald zurückerwartet werde und daß das für ihn bestimmte Schreiben ihm dann sofort eingehändigt werden würde. — Mehrere Tage vergingen — Friesen war einig mit sich selbst, befand sich aber dennoch unter dem Einfluß einer getäuschten Hoffnung und der Gedanke an Martha's Zukunft, — die Erinnerung an den traurigen Ernst ihrer Züge wirkten noch auf seine Stimmung ein.

Obgleich es ihm eine Pflicht der Freundlichkeit und Theilnahme zu sein schien — und er sich anklagte, dieser nicht nachzukommen, konnte er es doch nicht über sich gewinnen, das Haus von Frau von Halleck wieder zu betreten. Das Bewußtsein, Marie Trost so unzeitig gelobt zu haben, drückte ihn wie ein böses Gewissen, und sein Blut wallte unwillig auf, wenn er an das animirte Wesen von Martha's Mutter dachte. — Da wurde eines Morgens dem alten Herrn ein Brief von Frau von Halleck gebracht.

Diese schrieb, daß sie genöthigt, eine Gesellschaft mitzumachen und auf Verlangen ihrer Tochter anfrage, ob es dem General willkommen wäre, Martha für den Abend bei sich aufzunehmen. — Friesen legte in seiner Antwort ein ganzes Bekenntniß seiner freundschaftlichen Gesinnungen ab und als die Stunde gekommen, wo Martha erscheinen mußte, begann der alte Herr unruhig auf und ab zu gehen, auf das Rasseln in der Straße zu achten, am Fenster stehen zu bleiben und überhörte häufig die Worte der Staatsräthin, die dann munter auflachte und den greisen Vetter wegen seiner jugendlichen Befangenheit neckte. Endlich nahm Friesen seine auffallend stramme Haltung wieder an und die kleine breitschulterige Gestalt eilte mit hastigen Schritten und militärischer Entschlossenheit Martha entgegen.

„General!“ begann diese, „darf ich sicher sein, daß mein Kommen heute nicht ungelegen ist?“ — Friesen schüttelte ihre Hand, als könne er auf keine andere Weise die Frage beantworten, die buschigen Brauen bedeckten vollends die Augen und um den geschlossenen Mund zuckte es fast unwillig.

„Mein liebes Fräulein!“ sagte die Staatsräthin, die derweile herangetreten und der Sprachunfähigkeit ihres Vetters zu Hülfe kam, „wir danken Ihnen für diesen Abend, den Sie uns alten Leuten geschenkt.“

„Und wie freue ich mich, daß Sie mich aufgenommen haben,“ versetzte Martha.

Der alte Herr verstärkte seinen Händedruck und sagte dann mit etwas scheuem Aufsehen — „Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen so ganz glauben soll?“

„Wie, General?“ entgegnete Martha, „Sie müßten wissen, wie gerne ich Sie sehe und wie wenig die Gesellschaft, der ich heute entgangen, mir zusagt.“

„Ja, das weiß ich, Sie sind immer vernünftig gewesen.“

„Hören Sie, lieber Vetter!“ rief lachend die alte Cousine. „Ist es denn Unvernunft, wenn man Vergnügen liebt?“

„Gewissen Vergnügungen muß man zwei Dinge zutragen, um an denselben Gefallen zu finden,“ sagte Friesen in seiner alten belehrenden Weise, —

„und diese Dinge fehlen Fräulein von Halleck gänzlich: Gefallsucht und Eitelkeit!“ —

„Dazu bin ich schon zu alt, General!“ meinte Martha lächelnd.

„Zu alt?“ wiederholte Friesen und sah mit liebevoller Bewunderung in ihre Augen.

„Zu alt? Hören Sie, Fräulein Martha, ich will Ihnen etwas sagen: Sie treten jetzt in die wahre Jugend hinein; die schönsten Blüthen werden sich erst aufschließen. Glauben Sie mir — was gewesen“ — der General schüttelte brummend den Kopf — „das waren nur Vorläufer! Die Avantgarde! um als Soldat zu sprechen!“ — Mit diesen Worten erhellte sich das Antlitz des alten Herrn — eine Bresche war geschossen in das Bollwerk trauriger Erinnerung, dem Lichte der Hoffnung der Weg gebahnt, und das ernste Lächeln, welches Martha's Lippen umspielte, nicht bemerkend, fuhr er fort: „Ein alter Soldat, wie ich, hat viel Erfahrung, Fräulein Martha. Die Freuden der Jugend werden jetzt für Sie kommen... Nur frisch vorwärts geblickt, nicht hinter sich geschaut, und vor Allem Gottvertrauen. Was oben geschrieben steht, ist immer gut, daran sollen wir fest glauben“ — der alte Mann war aus dem scherzenden Tone plötzlich in so tiefen Ernst verfallen, daß er mit diesem Schlußwort das Haupt andächtig neigte —

und nicht wahrnahm, wie seine Rede beängstigend und verwirrend auf Martha eingewirkt. — Die Staatsräthin suchte diesen Eindruck zu verwischen, indem sie Fragen stellte über die Gesellschaft, dann über die gegenwärtige Tanz-Unlust der Herrenwelt schalt und ihrem Vetter zu beweisen sich bemühte, daß Tanzlust — ein dem Menschen angeborener Trieb sei. — Friesen blieb bei seiner Behauptung, daß alle junge Damen — bis auf Martha — und alle Frauen jung und alt gern zu gefallen wünschen. — Martha folgte dem Streite mit angeregtem Gesichtsausdrucke, mischte sich zuweilen in's Gespräch — und Friesen fühlte sich jedesmal so beglückt durch den heitern Klang ihrer Worte, daß er dann seine Ansicht zu vertheidigen vergaß — und an dem Siege der Cousine sich erfreute. — So war eine Stunde verflossen, als Dr. Bernhard erschien und mit seinem alten Patienten nach dessen Zimmer sich verfügte. — Die Staatsräthin hob eben an von dem schönen Carlsbad zu sprechen, als sie plötzlich verstummte — und Martha zusammenfuhr — Walther Ehrhard stand vor ihnen. —

„Ist der General zu sprechen?" fragte dieser — nachdem er sich verneigt hatte. —

„Mein Vetter wird gleich wieder hier sein" — erwiederte die Staatsräthin. — „Wollen Sie Platz

nehmen? — sein Arzt ist zu ihm gekommen." — Walther blieb stehen — „Mein Vetter hat Sie alle diese Tage erwartet" — fuhr sie fort, unbefangen und freundlich wie zu einem alten Bekannten sprechend, — obwohl sie Walther bisher nie gesehen.

„Ich bin eben erst heimgekehrt!" — sagte Walther.

„Sie waren verreist!" —

„Aufs Land gefahren, um meine Mutter hierher zu begleiten." —

„Und Ihre Frau Mutter bleibt jetzt bei Ihnen?" fragte die Staatsräthin mit theilnehmendem Ausdrucke. —

„Ja, gnädige Frau!" —

„Ganz recht! Gott erhalte Ihnen Ihre Mutter! — Ja, es ist schön, wenn Eltern und Kinder lange zusammenleben, — sehr schön!" —

Ungeachtet des jagenden Herzschlags kam jetzt eine Thräne in Martha's Auge. Unter all' den wogenden und stürmenden Gedanken, kam einer zum vollen Bewußtsein .... Wenn ihr Vater noch lebte, würde sie jetzt — so dasitzen — und das Auge nicht aufzuschlagen wagen? Hatte Walther einen ähnlichen Gedanken? Verriethen ihm das farblose Gesicht — und die gesenkten Augenlider, was in ihrer Seele vorging? Doch er vermochte kein Wort hervorzubringen — einen Augenblick lag es ernst und weh-

müthig auf der breiten Stirne der Staatsräthin, dann blitzte ein Gedanke in ihren großen jugendlich leuchtenden Augen — und sie stand auf:

„Mein Vetter und sein Arzt plaudern oft recht lange mit einander," sagte sie zu Walther. „Der junge Mann versteht es, den alten Herrn zu unterhalten; — ich denke, ich melde Sie an." — Mit diesen Worten entfernte sich die alte Dame. — Der Vorhang, der eine Seitenthür deckte, schloß sich wieder dicht und schwer, als wollte er schützend die Zurückbleibenden von der Außenwelt trennen.

Oh wie unerträglich dünkte jetzt den Beiden diese Stille, dieses Schweigen im Raume. Es war beängstigend, als schwiege in diesem Augenblicke die ganze große Welt, und als sehnte sich alles Lebende nach einem Laut. Martha konnte es nicht ertragen, sie hob die Augen zu ihm auf — wie bleich stand er da!

„Vergangene Zeiten" — begann sie — „geben mir ein Recht, Ihnen Glück zu wünschen... Von ganzem Herzen spreche ich es aus!" —

„Glück? — mein gnädiges Fräulein?"

„Ja! — recht ungetrübtes, dauerndes Glück!"

„Das Wort klingt mir so eigen," sagte Walther. Er schwieg — sie auch. Von Neuem ließ das Schweigen die Herzen schlagen — mächtiger, als der Klang der Stimmen, und der Sinn der Worte.

Martha sah wieder auf. Würde er nicht sprechen, wenn er die Bitte dazu in ihrem Auge läse? Er las sie, aber dieser Blick verwirrte ihn noch mehr und die Stille, das Schweigen legten sich beklemmend auf die Brust. Sie regte die Lippen, — sie wollte es brechen: that er es nicht — lieber ihm Alles sagen, als seine Nähe fühlen und stumm sein und seine Stimme nicht hören!

„Ich thue vielleicht Unrecht," sprach sie ängstlich, „aber die Zeit zum Ueberlegen fehlt mir, — denken Sie darum — nicht wieder schlimm von mir. — — Haben Sie einen Brief erhalten, den ich an Sie geschrieben?"

„Einen Brief von Ihnen? — Nein! — Niemals!"

„Ich habe es geahnt," sagte Martha, und das Gewicht der gewonnenen Ueberzeugung ließ sie den Blick zu Boden senken. Der Vorhang lag schwer, lag unbeweglich, wie wenn jede Lebensregung noch fern wäre, und das Schweigen kürzte wieder den Athem und lastete erdrückend auf dem wogenden Herzen.

„Ich wünsche Ihnen nochmals Glück," hob Martha an, „Glück für Sie — und — für mich — daß Sie im Glücke — gerechter von mir denken!"

„Gnädiges Fräulein!" begann Walther: „Zwischen

uns liegt bereits eine Schranke, die zu durchbrechen ich unfähig bin. Darum darf ich es sagen: Glück habe ich — weder gesucht — noch gefunden. Die Bedeutung dieses Wortes haftet für mich noch immer an Erinnerungen, von denen ich gewaltsam mich abgelöst. Ich ging den Weg der Pflicht .... Klagen Sie mich der Ungerechtigkeit nicht an. Wenn die Wunden nicht verheilt, nicht vernarbt sind, an denen ein Herz kränkeln darf, wenn es zur Ruhe, zum Schweigen gezwungen — dann ist volle Gerechtigkeit schwer — ja sie wird — unmöglich!"

„Ich klage Sie nicht an, Ehrhard!" erwiederte Martha. „Wenn diese Schranke, die ich nicht minder heilig achte, zwischen uns — schon längst getreten wäre, ich hätte Sie nimmermehr getadelt. Aber sie rechtfertigt auch mich — vor meinem eigenen Gewissen, wenn ich jetzt sage, daß die volle Aufrichtigkeit, die ich Ihnen — schuldig zu bleiben — nicht mehr über's Herz bringen konnte, — die ich nur gezwungen Ihnen schuldig blieb, — in jenem Briefe enthalten war, und daß Sie anders von mir denken würden, wenn" — —

„Alten Leuten muß man Zerstreutheit schon zu Gute halten, lieber Doctor!" — rief es jetzt. Es war die muntere lachende Stimme der Staatsräthin. Der schwere Vorhang wogte und mit hastigen Schritten

ging Herr von Friesen auf Walther zu. — Bernhard glitt — mit einem Blick und einer Verbeugung, die Allen galten, wie ein schwarzer Schatten durch's Zimmer — und die alte Staatsräthin bewegte sich schwerfällig zum Sopha. — An Martha's Seite sich niederlassend, legte sie stumm ihre füllige wohlgenährte Hand auf Martha's Hand — und ließ sie schwer da ruhen. — Es wurde Martha zu Muthe, als sollte dieser feste weiche Druck ihr sagen — „Ich fühle mit dir! — Sei ruhig — es wird schon Alles gut!" — Oh wie war sie dankbar! Sie hätte auf die Hand der guten alten Frau ihre Lippen drücken mögen — und Freudenthränen weinen! Diese Fremde fühlte für sie, wie die Mutter für ihr Kind, — und ihre Mutter? — Welch' einen Verrath hatte diese an ihrem Vertrauen geübt! — Aber jetzt war Alles wieder gut! Wenn auch auf immer von einander geschieden, sie hatte ihn gesehen, — sie wußte es jetzt — er war ihr doch noch gut, — und auch er mußte es wissen, daß sie ihm gut geblieben. — Sie hatten sich wieder gefunden auf dem alten theuren Boden der Vergangenheit, — es war Licht um sie geworden — und die Erinnerung an dieses Wiedersehen blieb ihnen für's Leben — eine letzte — aber unvergängliche Blüthe aus schöner Zeit. —

Die Stimme Walther's war verstummt — nach

wenigen Worten, die er mit Friesen gewechselt, — hatte er sich entfernt, aber sein Blick, als er im Fortgehen sie grüßte, sprach fort und fort — und Martha war noch glücklich. — Sie träumte jetzt den Traum, den Viele träumen, wenn in dem Wahn des übervollen Herzens das Auge für die Wirklichkeit sich schließt. — Das Erglühen und Erkalten, das Andrängen der Wünsche, der Schmerzen und die ruhelose Sehnsucht, — sie flimmern ernst und still — wie die Sterne am nächtlichen Himmel. Ewig und endlos, wie sein tiefes Blau — ist dann die Liebe — und auf der Erde — ist Nacht, aber Friede. — Dieser Traum gesegneter Stunden ist kurz — und das Erwachen thut weh; — Kalt und dunkel wird es wieder im Herzen, Flammen schlagen darin auf — die Welt fängt Feuer daran — und Himmel und Erde werden umdüstert — während die Widersprüche hart und schneidend im Herzblut mit einander ringen. —

Die Ahnung, daß es für sie so kommen könnte, war Martha noch fern, als sie von dem sichtbar aufgeregten Friesen und der ruhig heiteren Staatsräthin Abschied nahm. Mit glühenden Wangen, leuchtenden Augen, das Herz voll Dankgefühl — blickte sie noch vom Wagen aus zu dem Hause hinauf,

wo sie mütterliche Theilnahme und väterliche Fürsorge so warm empfunden.

— „Das war unerwartet! ein unangenehmes Zusammentreffen — kann schlimme Folgen haben" — sagte Friesen.

— „Warum schlimme Folgen?" versetzte die Cousine.

— „Ich freue mich herzlich — es ist für beide Theile gut, daß sie sich gesprochen."

— „Nicht mehr an der Zeit!" — brummte kopfschüttelnd der alte Herr.

— „Es ist immer an der Zeit, wenn eines dem andern Etwas zu sagen hat" — entgegnete die alte Dame.

— „Aber er ist verlobt" — fiel Friesen unwillig ein — „das vergessen Sie wohl?" —

— „Gar nicht!" — meinte gelassen die Staatsräthin.

— „Seine Braut — ein liebes gutes Geschöpf — ist bei allem, was zwischen ihnen vorgegangen, doch ganz unschuldig."

— „Das weiß ich, lieber Vetter. — Aber haben wir denn ein modernes Rendez-vous vermittelt? Reiner Zufall — und eine sehr peinliche Lage, die meine Gegenwart noch drückender machte; — darum ging ich — und ließ sie — mit Gott."

— „Daß weiß man schon!" sagte Friesen, sein

Gesicht in ernste Falten ziehend — „die Frauen verstehen sich auf Auswege und Ausflüchte."

— „Sie halten nicht so oft die Hände im Schooß!" fiel die Staatsräthin ein und lachte munter auf — „Was meinen Sie, Vetter? habe ich so Unrecht? An Walldorfs Stelle hätte ich dem jungen Manne schon lange die Augen geöffnet. — Ein blutarmer Hauslehrer, der sein rechtmäßiges Erbtheil von sich weist! Das Warum — mußte für Walldorf klar genug sein — wie wäre es, hätte der Graf damals gesagt, was er wußte?" — —

— „Das wäre unberufene Einmischung gewesen. Ein Vorsehung-spielen." —

— „Hören Sie, Vetter!" hob die Staatsräthin an, indem sie ihr Strickzeug langsam zusammenlegte — „Mit Gott — kann man dazwischen einmal auch den geraden Weg verlassen, sonst kommt man schwerlich jenen vor, die ohne Gott — auf krummen Wegen gehen." —

— „Ist auch gar nicht unsere Sache" — warf Friesen hin.

— „Kommt darauf an!" — versetzte die Staatsräthin und legte sich behaglich auf ihren Lehnstuhl zurück. — — „Was denken Sie," fuhr sie fort — „was wohl Herr von Hohenfels für Augen machen wird, — wenn jetzt der junge Mann ihm eines

Arztes Tochter zuführt? — Die Freude über den wiedergefundenen Enkel kann noch sehr bitter werden."

— „Aber das Bittere ist zuweilen sehr heilsam" — sagte Friesen mit besonderer Betonung.

— „Ich meine" — entgegnete die Staatsräthin — „daß unser lieber Landsmann seinen großen Sparren getrost in's Grab nehmen kann, — der sitzt — im Kopf — und nicht im Herzen."

— „Das weiß ich! — Freilich — Sie haben Recht! Glauben Sie mir, Cousine, ich gönnte ihm von ganzer Seele eine ganz ungetrübte Freude — aber" — —

— „Aber — es wäre auch so gekommen," unterbrach ihn die Staatsräthin — „wenn man dem Ehrhard zu verstehen gegeben, daß er in einem Wahn befangen. — Hätte der Graf nicht blos in aller Stille die Capitalien angelegt, sondern ihm auch die Augen öffnen wollen — die alte Liebe hätte dann Stand gehalten, — den Eigensinn der Mutter mit der Zeit gebrochen — und Martha würde glücklich werden." —

— „Freilich — freilich! — aber — ein armes junges Kind würde sich arm und verlassen in der Welt herumstoßen müssen."

— „Warum herumstoßen?" fragte die Staatsräthin. —

— „Weil es keinen Versorger hat, Cousine, weil es ganz mittellos — weil es schutzlos dasteht! — Nein — wahrhaftig! ich fühle für Martha Halleck so warm, wie Sie, aber ich sage doch — ist es ein Mal so weit — muß man „Amen" dazu sagen — nicht vergessen, daß die Tochter eines Mannes, der besser war, als Sie und ich, jetzt gut aufgehoben ist."

— „Ich kann nicht, lieber Vetter, so tugendhaft sein" — meinte die Staatsräthin. — „Ich halte es mit der ersten Liebe — und Martha hat mein ganzes Herz gewonnen." — —

— „Das verdient sie auch — aber Martha kann immer noch glücklich sein — sie hat den reichen, festen Stoff dazu — und jenes junge Ding — das sieht mir aus, wie eine Pflanze, die ein harter Windstoß brechen kann."

— „Steht auch in Gottes Hand — lieber Vetter! — Ja, Gott helfe und leite Jeden, wie es ihm am Besten ist." Mit diesem frommen Spruch, den ein Seufzer tiefer Ueberzeugung begleitet hatte, begab sich die alte Dame zur Ruhe, den Vetter mahnend, ein Gleiches zu thun. —

Martha hatte mit dem ersten Aufschwung opferwilliger Liebe ihr Herz jeder selbstsüchtigen Regung verschlossen... Sie schlief — aber Walther — der

noch im Traum vor ihr stand — rang vergeblich nach Ruhe. —

War nicht Er — der Treulose gewesen? Würde nicht er — es jetzt zum zweiten Male werden? Mußte nicht Treulosigkeit als ein Gespenst in seiner Brust sich einbürgern — Frieden und Ruhe verscheuchen? War nicht er es, welcher müde geworden, an Hoffnung und Erinnerung mit seinem Herzen zu hangen? Hatte nicht die Anmuth eines anderen Weibes — ihm zu vergessen geholfen? — Und Sie vergab dieses Vergessen, weil ihr Herz noch immer an seinem Glücke hing! — Diese Augen, die so ernst ihn angeblickt, sagten sie nicht, daß ein Schuldbewußtsein — ihr fern geblieben? — Gleichviel! — Das Verhängniß ist stärker, als der Mensch! — Er hatte männlich gerungen — und wie so Manches — würde er dieses auch verwinden! Walther sagte es sich, aber die Unruhe des Herzens blieb. — Waren denn diese Fäden, die ihn an ein anderes Wesen gekettet — und die Weihe gelobter Pflichten schon empfangen hatten, dennoch so schwach, daß sie diesem Wiedersehen — und diesem Wiederfinden nicht Stand halten konnten? — Oh wenn das wäre — er müßte sich verachten, er hatte besser von sich selbst gedacht. Sein Blut stand still — so heiß es war — Nein! — Leidenschaft würde ihn nimmer beherrschen —

er würde nimmer dem Herzen Schaden bringen, das schön war und rein, wie das Herz des Kindes. —

Nur das Eine mußte er wissen, bevor er völlig mit sich abgerechnet: Was war der Inhalt — jenes Briefes gewesen, der ihm vorenthalten worden? Der dunkle Fleck mußte unbestimmte Schatten in sein Leben werfen, — das Licht der Wahrheit sollte sie beleuchten, — dann würde er fest und ruhig mit der Vergangenheit abschließen. — Walther fühlte es deutlich — dieses Verlangen war nicht strafwürdig, aber wie ihm genügen? Wie sollte er Licht suchen und dann hintreten vor Marie? Würden nicht seine Worte anders lauten, als seine Gedanken? Mußte er nicht diese Gedanken in Dunkel hüllen vor ihren Augen? Es mußte ihm schwer — es mußte ihm herbe werden — aber es war ein letzter Schmerz, dem alten Leben seines Herzens entquellend — dann konnte dieses versiegen. — Mit diesem Bewußtsein wollte er gehen zu Marie und die Kraft eines guten Gewissens mußte den Schein des Unrechts beherrschen!

— — — — — — — — —

Vierzigstes Kapitel.

Ein fester Entschluß.

Die Kirchthürme zeigen sich schon dunkel an dem bewölkten Himmel. — Kalter Abenddunst umhüllt die Stadt — aber unten am Horizont zieht sich noch ein heller Streif hin und aus einer dichten, darüber aufgethürmten Wolkenmauer sinkt die Sonne herab. Jetzt bricht ein letzter Strahl hervor, feurig, blendend — wie wenn er in sich trüge der Sonne ganzes Licht und fällt in's Fenster, an dem Marie vor ihrem Schreibtisch sitzt. Er leuchtet über dem Bilde, welches dort steht, und Marie sieht unverwandt dahin. —

Licht und Erinnerung weben die Züge des Lebens in dieses Bild hinein. — In dem weißen Leinen, welches die Brust des Vaters deckt, erkennt Marie

die Arbeit ihrer Hände, die manche ihrer Lebensstunden ausgefüllt, während ihr Herz voll opferwilliger Liebe schlug. So mancher Augenblick, wo sie ihr Gesicht an diese Brust gedrückt, tritt ihr so nahe, als wäre er eben dagewesen. Sie sieht das Haupthaar schimmern, die wechselnde Färbung des Lebens gewinnen — und die Furchen auf der Stirne treten tief und deutlich hervor. In dem ernsten sinnenden Auge sieht sie Liebe und Sorge sprechend sich zeichnen und um den geschlossenen Mund die Schatten schwinden, als wollten die Lippen sich öffnen und ihr ist, als träte das ganze Bild aus dem Rahmen hervor, ihr näher und näher. — Da neigte sie den Kopf — und drückte die Augen mit so gewaltsamer Bewegung auf die Hände, wie wenn der spielende Sonnenstrahl sie der Sehkraft beraubt hätte und sie nun zusammenschauere über eine ewige Nacht.

Lange bleibt sie in dieser Stellung und endlich richtet sie sich auf. — Ihr Auge ist trocken, aber dunkel, als wäre in ihm wie auch am Himmel der letzte Lichtstrahl erloschen. — Sie steht auf — blickt um sich — dahin ist das Alte. — Eine neue Welt umgiebt sie jetzt. An jedem Stück, welches im Raume steht, haften Gedanken und Wünsche, — die fallen ab — wie welke Blätter, — sie nimmt sie auf — mit ihrem Herzen — dort sollen sie ruhen und erst

dann — wenn sie dem Vater Wort gehalten, wenn sie sich sagen wird — „Du hast gethan, wie er es meinte!“ — Dann wird sie die alten Gedanken — und die alten Wünsche mit ihrer Liebe erwärmen und weinen — dann wird das schwere Herz ihr leichter werden! — Wie sie so dastand — und sinnend um sich schaute, traten ihre Mutter und Agnes herein.

— „Ist Ehrhard nicht mehr hier?“ fragte Johanna.

— „Er war hier — er ist fortgegangen,“ erwiederte Marie. „Sein Freund Forster ist bei ihm.“

— „Dem Freunde kann man ihn gönnen!“ sagte Agnes kurz. „Aber was ist, Johanna?“ fuhr sie fort, „nach unsern vielen Gängen und Besorgungen in der Stadt wirst du wohl müde sein?“ —

Frau Johanna, die sichtbar erschöpft war, hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und die gemachten Einkäufe auf dem Schooße haltend, sah sie auf diese herab und gab keine Antwort. Marie bemerkte jetzt, daß die Mutter Hut und Mantel noch nicht abgenommen hatte. — „Gieb mir die Sachen!“ — sprach sie, zu ihr tretend.

— „Nein! Marie!“ — sagte die alte Frau und schützte ihr Mitgebrachtes vor den Händen der Tochter

— — „Ich richte dir erst Alles ein — und gebe es dann dir ab!" — Mit feucht werdendem Auge neigte sich Marie, löste den Mantel der Mutter, nahm ihr den Hut ab, schob die Haube zurecht und küßte die erhitzte schweißbedeckte Stirn. „Mutter," sagte sie leise — „Du bist ganz müde ... Komm — ruhe dich aus — ich trage dir Alles nach."

— „Ja, liebe Johanna!" fiel Agnes ein, während Ungeduld in ihrem Gesichte sich malte — „Thue es Marie zu Gefallen — ich erzähle ihr derweile, was wir besorgt".

— „Komm, Mutter!" wiederholte Marie.

Der Entschluß aufzustehen, schien Frau Johanna schwer zu fallen; endlich gab sie der Tochter ihre Schätze ab, mit den Augen diesen noch folgend — und richtete sich auf. — „Mutter!" sagte Marie — „Ich werde bei dir bleiben, dich recht auszupflegen — du sollst Nichts mehr thun, als dich erholen."

— „Mein gutes Kind!" — sprach die Mutter — und blickte mit glücklichem Lächeln in die ernsten Augen. Beide gingen. — — „Komm nur zurück, Marie!" rief Agnes nach — „sobald die Mutter sich niedergelegt." Nach wenigen Secunden kam Marie wieder und begegnete standhaft dem ernsten, prüfenden, fast scharfen Blick, der sie empfing und auf ihrem Gesichte ruhen blieb.

— „Du machst mich ganz ungeduldig!“ — hob Agnes endlich an. — „Wie siehst du wieder aus? Was fehlt dir? Hast du nicht Alles, was ein fühlendes und nicht verdrehtes Menschenkind beglücken kann? Woher diese plötzliche — und fortschreitende Umwandlung in deinem Wesen? — Ich bin glücklich, daß Ehrhard nicht mehr hier ist, — daß ich endlich dich allein habe. — Seit du so sonderbar geworden, bleibt mir jedes gescheidte Wort in der Kehle stecken, wenn er da ist. — Sage — was quält dich? — Warum beobachtest du deinen Herzliebsten? Warum horchst du auf seine Worte, als wenn“ —

— „Bitte — bitte, sprich nicht mehr!“ rief Marie die Hände faltend. „Ich will dir Alles eingestehen. Versprich mir nur, meiner Mutter und Ehrhard ja nichts davon zu sagen, sonst — wie du willst!“ —

— „Aber Marie?“ —

— „Ich bin kindisch — ich bin selbstsüchtig gewesen“ — fuhr Marie fort: „ich habe vergessen, was der Vater mir sagte — ich will es gut machen — Versprich, daß du schweigst!“

— „Mein Gott!“ rief Agnes: „Was ist dir?“ — Sie hielt inne — und sagte klanglos — „Gut, ich verspreche es ... Was hast du im Sinne?“ —

— „Nichts weiter, als daß ich Gouvernante zu werden beschlossen.“ —

— „Marie! Was bringt dich jetzt auf diesen Gedanken?"

— „Mein Entschluß steht fest!" sagte Marie. — „Ich bitte dich — der Vater ist dir lieb gewesen — um seinetwillen hilf mir und schilt mich nicht." — Mit diesen Worten — legte Marie den Kopf auf Agnes' Schulter, umhalste sie stürmisch und wiederholte mit erstickter Stimme — — „Hilf mir — habe Mitleid mit mir."

Agnes stand blaß und zitternd da. Sie wollte sprechen — sie konnte es nicht. Stumm drückte sie Marie an ihre Brust, dann rollten große Tropfen aus ihren Augen herab — und sie sprach mühsam — „Ich werde dich nicht schelten — ich werde für dich thun, was ich kann — aber sage mir ruhig — warum hast du dich so besonnen? — Aufrichtigkeit — Marie — verdiente ich schon!"

— „Ich könnte nicht glücklich sein, nicht Frieden in mir haben, wenn das Alte bliebe."

— „Und warum das?"

— „Und wie ich ihn auch liebte, es würde ihm nicht helfen!" — erwiederte Marie.

— „Du undankbares — kindisches Mädchen!" sprach Agnes kopfschüttelnd. „Ist er nicht rührend gut für dich? und darfst du mehr noch wünschen?"

— „Nein! — aber — Er darf es wohl."

— „Unsinn! Weißt du, welch ein Glück es für sein Herz ist, eine Seele zu besitzen, die wie die deinige ganz Liebe ist und so immer bleiben wird? — Wie das ihn aussöhnt mit vielen bitteren Erinnerungen. Glaubst du wirklich, daß er von dir lassen wird?"

— „Er würde mich nicht vergessen, wenn ich hier bliebe — darum will ich fort von hier — er soll glauben, daß ich glücklich bin — dann kann er es auch werden." —

— „Höre Marie!" — unterbrach sie jetzt Agnes. — „Du hast mir einen Moment die Besinnung geraubt. — Diese Mißgeburt deiner Phantasie hat Herz und Kopf zum Schwindeln gebracht. — Jetzt ist es vorüber. — Was soll der Unsinn? — Wo bleibt dein Pflichtgefühl? Ich habe zu schweigen versprochen — aber hätte ich es nicht: wahrhaftig — ich wünschte nicht, daß Ehrhard von solcher Ueberspannung, von solcher Laune der Empfindung Etwas erführe. Hart, ungerecht — ist das Schicksal gewesen für Alle, die ich liebte — für dich allein ist es gerecht — selbst gütig. — An dir vergilt es deines Vaters Tugend — und du willst widerspenstig sein! Ein Mann, den eine Generalstochter kaum verschmähen würde, hat dich erwählt — weil du gut und rein bist, — weil das Gute und Schöne dich

von der Wiege an umgeben hat. — Was er in dir findet, stellt er höher, als Vieles, was die Welt ihm hätte bieten können. — Willst du dir anmaßen, für ihn die Vorsehung zu sein? dir anmaßen, nach seiner Vergangenheit zu forschen? — Willst du Schlüsse ziehen, Besorgnisse aufspüren und dann in dem Scheine falschen Edelmuths Beziehungen zerreißen, für die zu leben deine Pflicht ist?" — Marie schaute zu Boden. — „Ich habe dich durchschaut" — fuhr Agnes fort — einen durchbohrenden Blick auf das blasse Gesicht heftend — „Martha von Halleck spuckt dir im Kopfe — ein zufälliger Windstoß wird dieses Bild dir nahe gebracht haben. Du meinst wohl jetzt, dein Glück sei doch nicht voll genug! Närrisches Kind! Wenn er jene auch noch so warm geliebt hätte: daß er dich liebt und dich zu seinem Weibe machen will — ist das nicht Glück genug für dich?" — Marie regte die Lippen und schloß sie dann wieder. Ihr Auge glänzte und war stolz — fast strafend auf Agnes gerichtet — ihre Wangen dunkel gefärbt.

— „Warum glaubst du, daß er nicht glücklich ist?" fragte Agnes mit sanfterer Stimme.

— „Ich weiß es!" —

— Du kannst dich täuschen." — Marie ging an

ihren Schreibtisch, nahm einen Brief heraus und reichte ihn Agnes hin.

— „Was?" rief Agnes. „Dem Manne, den du verachtest, schenkst du Glauben — wo es sich um den Geliebten handelt?"

— „Ich verachte die Absicht!" entgegnete Marie — „aber was er sagt, ist keine Lüge — Ehrhard kam am nächsten Morgen — und ich sah es ihm an." —

— „Aber Marie!" — sagte Agnes — „Wo wir lieben, da sollen unsere Gedanken rein bleiben von der Tinte des Verdachts — die trocknet nicht ein — die verwittert und bleicht nicht — an einem Tropfen saugt sich das Herz voll. — Nur das offene Wort vernichtet dieses Gift. — Warum gabst du ihm nicht diesen Brief zu lesen? Warum sagst du ihm nicht, was dich quält?"

— „Ich wollte es — ich dachte daran — aber dann könnte ich nicht fort."

— „Bei Gott!" rief Agnes händeringend — „Es ist zum Verzweifeln mit dir, zum Rasendwerden. — Wenn er dich seiner Liebe versichert — dir jenes Zusammentreffen — als zufälliges erklärt, wenn er dir sagt, daß die früheren Beziehungen auf immer abgebrochen, — Wirst du dann an der Wahrheit seiner Worte zweifeln?"

Marie schüttelte den Kopf, die Antwort schien ihr schwer zu fallen. Endlich begann sie zögernd — „Als er kam — und ich ihn sah, versagte mir der Muth zu sprechen. Später dachte ich — daß die Güte seines Herzens — mir Vieles — immer zudecken wird. — Ich habe es auch oftmals schon gefühlt — wenn er mit mir gesprochen. — Liebe öffnet wohl die Seele und man schaut tief hinein und weiß dann mehr, als je die Worte sagen. — Aber die Güte giebt nur — und was das eigene Herz begehrt — kann immer noch verborgen bleiben." — Agnes hatte die Zähne zusammen gebissen ... Ja, sie fühlte es: es würde sicher dahin kommen: die Freude, die Hoffnung, die ihr trübes Dasein erhellt hatten, sie gingen unter wie Alle, die ihr Herz bewegt hatten. — Unsichtbar im Finstern gereift, trat dieser Schicksalsspruch an's Licht... Auch Marie sollte hinausgestoßen werden aus dem sicheren Hafen — darben sollte auch ihre Seele — sich winden und krümmen in steter Entsagung und Abhängigkeit, aber an wem die Schuld? — Es lag in ihrer Macht, die Glückliche und die Beneidete zu sein. — Sie wollte es nicht — und ihr Wille war unbeugsam! —

— „Ich denke zu gut von Ehrhard," sagte Agnes hart und höhnend — „um wie du zu glauben, daß er durch dich — sich verheirathen läßt. — Er wird

dich nicht zwingen wollen, sein Weib zu werden. — Dein Bestreben, ihn glücklich zu machen, wird nur den warmen Heerd der Häuslichkeit ihm fern halten. — Magst du auf deiner Gouvernantenbahn ein trautes Daheim finden, — er — allein — die blinde Mutter pflegend — wird nimmermehr die Oede um sich weichen fühlen." — Daran hatte Marie nicht gedacht, daß Ehrhard allein bleiben könnte, allein mit der Mutter, die ihm nicht in die Augen schauen — nicht in seinem Antlitz lesen kann! — Sie blickte betroffen zu Agnes auf.

— „Dein großmüthiges Entsagen ist hart und kalt!" fuhr diese fort, die Wirkung ihrer Worte beachtend: „Mich jammert deine arme Mutter — mich jammert Ehrhard, der wärmere Liebe verdient — Marie! — Marie!" — sagte sie nach kurzem Schweigen und legte den Arm um das weinende Mädchen — „Was du im Sinne getragen, was ich gehört — laß es vergessen sein! Es war Wahnsinn — es war die Grille einer kindischen Eifersucht!" — Marie schluchzte — und Agnes stockte die Stimme — „Glaube immerhin!" hob sie dann mühsam an — — „Er liebe Martha Halleck — glaube immerhin, du könntest ihn nicht glücklich machen, — es weint sich leichter, wenn man geborgen ist an der Seite eines edlen Mannes. — Das Weinen im

Dienste Fremder und Fremdbleibender ist schwer: In dem Dienste geliebter Menschen und eigener Angehörigen dagegen zerrinnt die Sorge — wenigstens wird sie gemildert und wäre sie noch so groß! Du thörichtes Kind!" fuhr Agnes fort, das feuchte Haar Marien aus dem Gesicht streichend — „Ich sage dir — Er liebt dich — liebt dich herzlich — und hat er Martha Halleck wirklich nicht vergessen — er thut es, wenn er ein so liebes, süßes Weib, wie du bist, an seinem Herzen halten wird."

— „Nein, nein!" rief Marie, mit stürmischer Bewegung ihr Gesicht mit den Händen bedeckend — — „Ich kann nicht seine Frau werden — ich kann es nicht." — —

Agnes waren die Arme schlaff herabgesunken — ihr Auge wurde starr und grollend.

— „So helfe dir Gott!" — sagte sie — „Ich bemühe mich nicht weiter um deinen Eigenwillen, aber baue nicht auf meine Hilfe." — Mit diesen Worten wandte sie sich ab und ging. An der Thür blieb sie zögernd stehen — Marie rief ihr nicht nach — sie nahm Hut und Mantel und ging — hinaus. — Im Sturmschritt eilte Agnes die Straße hinunter — war ihr doch zu Muthe, als ob die Trostlosigkeit der gesammten Menschheit sie jetzt erdrücken wollte. — Als lagere diese tiefste Empfindung für das Leiden der

Menschheit in den regungslosen Mauern, schaue von dort so ergreifend heraus — wie aus den Augen der Menschen, die an ihr vorüberstreiften, — als klebe sie am Boden, zusammengetragen von verschollenen und lebenden Geschlechtern, — trübe das Licht — spreche im Schall und in Allem, was der Hauch menschlichen Daseins durchzieht. —

Schon hatte Agnes die Gartenanlagen der Vorstadt hinter sich, — noch eine kurze Strecke — und das Luitpoldsche Haus lag vor ihr. Sollte sie da hinein? Nein, das konnte sie nicht! dort schallte das ewige Lachen der Baronin — dort unter dem kunstvollen Lockenbau erglänzte stechend das Auge der Baronesse Emma — und auf den frischen Kinderlippen und in den hellen Kinderaugen regte sich schon der Dämon der Gleichgültigkeit mit seinem Hauch und gab es kein Herz für fremdes Leid! — Nein, dorthin konnte Agnes jetzt nicht. Sie verlangsamte ihren Schritt — und bog in eine andere Straße ein. — Bald schlich sie mehr als sie ging. — An einem Laden, der bereits erleuchtet war, blieb sie stehen — neben schaulustigen Schulkindern, die munter plaudernd an den großen Spiegelscheiben ihre Köpfe zusammengesteckt. Hier hatte sie vor wenigen Stunden die kleine Aussteuer für Marie zu kaufen geholfen — hatte ihr Herz jauchzend da-

bei geschlagen? Nein — vielmehr — bange — ahnungsschwer — doch daß es so kommen konnte, hätte sie nimmer gedacht! Wie Agnes so sinnend da stand — hörte sie plötzlich ihren Namen — „Agnes! — liebe Agnes!" — In dieser Stimme lag ein tiefer weicher Herzton; — Agnes zitterte, Martha ergriff schon ihre Hand. „Agnes!" sprach sie, „die Nachricht von dem Tode Ihrer Schwester hat mich sehr erschüttert . . . Ich wäre zu Ihnen gekommen, aber Sie wissen: das Haus, wo Sie leben, kann ich nicht betreten."

— „Ich danke Ihnen, Fräulein von Halleck!"

— „Fräulein von Halleck?" wiederholte Martha „Oh Agnes!" Agnes drückte ihre Hand — sie vermochte kein Wort hervorzubringen, aber über ihre Wangen rannen die Thränen.

— „Agnes! — Wie geht es Ihnen sonst?" fragte Martha mit dem Ausdruck der Besorgniß.

— „Schlecht — sehr schlecht!"

— „Kommen Sie zu mir, Agnes — hier können wir nicht sprechen."

— „Nein — nein — ich komme nicht!"

— „Und warum nicht? — Agnes! — Grollen Sie mir noch?"

— „Ich könnte — Sie wieder lieb gewinnen" — erwiederte Agnes mit seltsamem Ausdruck im

Auge — und im Klang der Stimme — „aber meine Liebe bringt Unglück." — Mit diesen Worten glitt sie an Martha vorüber. —

Am Spätabend dieses Tages war der Salon von Frau von Halleck mehr als gewöhnlich erleuchtet. An den Theetisch, der in demselben hergerichtet stand, kam häufig die Hausfrau heran — in ihren Bewegungen leicht und behend, aber in den sprechenden Augen das Feuer und auch die Färbung eines in Leidenschaftlichkeit stockenden Herzschlags. Während die Hand ordnend hier — und da auf der kleinen Tafel sich bewegte, tauchte der Blick in die Tiefe des Nebenzimmers. Dort saßen — Martha und Forster — die Mutter sah glühende Flecke auf den Wangen der Tochter ... Ein häufiger Wechsel der Farbe mußte sie zurückgelassen haben. — Sie sah, wie Forster, mit gedämpfter Stimme sprechend, die Augen fast gesenkt hielt. — Frau von Halleck glitt zum Sopha zurück, nahm ihre Arbeit in die Hand und blickte scharf lauschend vor sich hin. — Da rückten Stühle — Worte klangen herüber — es war ein Abschied-nehmen; — der Hausfrau stand der Athem still. — „Sie erlauben, daß ich mich empfehle?" sagte Forster, auf sie zukommend.

— „Wie? Sie bleiben nicht?"

— „Unmöglich, gnädige Frau, ich bin gebunden durch ein Geschäft — und ein gegebenes Wort." —

— „Es thut mir leid! — Ich hoffte heute Sie länger hier zu sehen." — —

— „Ein anderes Mal, wenn Sie erlauben, gnädige Frau!" — Seine Schritte verhallten — die Thür schloß sich. — Jetzt trat Frau von Halleck auf Martha zu. —

— „Nun, Martha?" sagte sie — „Er sprach heute sehr lange — wie mir schien — sehr ernst! — und du — du bist noch erregt! —

— „Forster ist ein edler Mensch ... Mehr denn je habe ich es heute empfinden müssen!" — gab Martha zur Antwort. —

— — — — — — — — —

Einundvierzigstes Kapitel.

Gewonnene Einsicht.

Auch der überströmende Freudenbecher hat seinen bittern Tropfen — das hatte eben der alte Herr von Hohenfels erfahren. — Von überschwenglicher Freude erfüllt, schloß er den würdigen Nachkommen seines Bruders in seine Arme — und in sein weites Herz. — Aus grauer Vorzeit schaarten sich um ihn die Edeln seines Geschlechts — aus fernster Zukunft leuchtete ihm die Unsterblichkeit seines Namens entgegen. — —

Von heiligem Schauer durchrieselt, hatte er das Haupt gebeugt vor dem Gedächtniß der ruhenden Ahnen — und im Geiste Namen und Besitz auf ihren letzten Sprößling übertragen. —

Die Augen hatte er dankend himmelan erhoben und sie dann wieder gesenkt vor dem Glanz der kom-

menden Geschlechter, die sein Wappen und seine Gesinnung fortzupflanzen und fortzutragen berufen waren. —

Das Wesen des alten Herrn wirkte wie schwüle Luft auf Walther ein — ihm war beklommen zu Muthe an allen den Opferaltären, welche die Liebe seines Oheims, auf Schritt und Tritt seinem Geschlechte Weihrauch spendend, errichtete. — Der junge Mann schaute ernst in die Augen des Greises und war sich selber gram, daß er gleichsam, wie aus lichter Höhe in jenen Dunst hinabsah. — Wehte es ihn doch an, wie ewige Jugend des Herzens aus den Worten des alten Mannes und ob er auch den Fluß der Empfindung, den Flug der Gedanken als eng begrenzt erkennen mußte, — gestehen mußte er sich dennoch, daß jener tief und auf reinem Fels einherströmte, und daß den Flug der Gedanken ein edles Feuer durchglühte.

Die Achtung für Hohenfels war in Walther gewachsen — in diesem die Liebe für Walther, — und die gegenseitigen Beziehungen wärmer geworden, je mehr der Eine dem Andern näher trat. Da ereignete es sich eines Tages, daß der alte Herr an den Gräbern der Ahnen einen Gedankenfaden anknüpfte und fortspann — bis in die Tage hinein, wo der blondlockige Jüngling vor ihm mit ergrautem

Haupte an der Seite eines würdigen Weibes — gleich ihm aus edlem Stamme entsprossen — von Kindern und Enkeln umgeben — des Greises gedenken würde, der jetzt mit freudigem Herzen die Augen zu schließen bereit sich fühlte. — Ein ernstes Lächeln war über Walthers Züge geglitten bei diesem fernen Bilde seiner Zukunft, — und mit wenigen Worten hatte er dem Oheim mitgetheilt, daß er bereits verlobt sei — und zwar mit Marie Trost, der Tochter eines Arztes. —

Marie Trost! das war ein hartes Wort! Aus einem mährchenhaft beleuchteten Labyrinth war Hohenfels plötzlich hinausgestoßen; — ein Frösteln ergriff sein warmes Herz — und der feuchte Glanz in seinem Auge erstarrte. — Der Fluß der Rede war gehemmt — mühsam — und immer seltener — wie Tropfen eines versiegenden Quells — fielen die Worte und der Abschiedskuß des Oheims war kalt und förmlich, als Walther von ihm ging. — Der verhängnißvollen Entdeckung folgte eine schlaflose Nacht — Marie Trost? die sollte die Gattin — des Stammhalters der Hohenfels sein? — Marie Trost! — die sollte der dahinscheidende Greis in seine Arme schließen? — als die Mutter seines kommenden Geschlechts! Ein Gedanke — wie dichte Herbstnacht schwer und düster! Ihm, dem Greise,

war Ruhe und Festigkeit begegnet — der Jüngling schien unbeugsam. — Dem Alter, den Anforderungen der Verhältnisse räumte der Jüngling keine Rechte ein! — In Hohenfels kochte das Blut — und kaum war es Tag, als er Walther zu sich rief. — Endlos war die mahnende Rede des Oheims — kurz, aber bestimmt die Antworten des Neffen. Zuletzt schwollen dem Greise die Stirnadern an — Zorn leuchtete in seinem Auge auf — und Walther ging mit dem Bewußtsein, den Mann, dem er Dankbarkeit schuldete, schwer verletzt zurückzulassen. — Seit jenem Morgen waren drei Tage vergangen. Hohenfels hatte Niemanden vorgelassen. — Von der Gegenwart wie abgeschieden hatte er nur der Vergangenheit gelebt. — Selbst all die Sagen, die sein Ohr in der Kinderstube vernommen, rief er sich in's Gedächtniß zurück und endlich wurde es wieder Tag in ihm! Vor seinem Auge standen drei Thatsachen fest: Nie hatte ein Hohenfels sein Wort zurückgenommen, — dem Andrange der Umstände war nie ein Hohenfels gewichen, und so stolz sie Alle auch das Haupt getragen, sie Alle hatten es gebeugt vor dem Rathschluß eines allmächtigen Lenkers der Schicksale.

Jetzt trat ein weicher Glanz in das sinnende Auge des Greises — er stützte den Kopf in die Hand — und saß lange in dieser Stellung. — Er,

der alte Mann, dem Endziel so nahe — war wieder fortgerissen worden — von der Fluth der Leidenschaft und jener Jüngling hatte würdig Stand gehalten Er — der Greis war wieder von den Nebeln umfangen gewesen — die das Menschenherz aushaucht — und jener Jüngling hatte es verstanden, sie von sich fern zu halten! Hohenfels richtete sich auf; das Feuer der Jugend brannte wieder in seinen Zügen — er schritt auf und ab in seinem Zimmer, blickte ungeduldig auf die Zeiger der Uhr — das Unrecht sollte gut gemacht und offenherzig eingestanden werden. — Es war nicht genug, den Enkel seines Bruders in die Arme mit Liebe zu schließen — es war nicht genug, ihm zu sagen — „Vergieb mir — du warst besser, als ich!" — — Der Schleier, der das Unrecht deckte, wäre dann nur zum Theil gelüftet — und vollends sollte er durchgerissen werden. — Zu dem Mädchen, das der Jüngling liebte, mußte er hin — Marie Trost mußte er an das Herz drücken — ein offenes Bekenntniß ablegen und dann erst durfte er den Gekränkten zu sich rufen und ihm wieder in die Augen schauen. — Hohenfels hatte es beschlossen — und schon war ein Diener ausgeschickt, um die Wohnung der Wittwe Trost zu erfragen, als Arthur von Forster gemeldet wurde. Mit Freuden empfing Hohenfels den jungen Landsmann — und kaum be-

grüßt — begann er diesem vorzutragen, wie die letzten Tage inhaltsschwer für ihn gewesen.

Forster hörte mit gespannter Aufmerksamkeit der Mittheilung zu. — Als aber Hohenfels den eben gefaßten Entschluß aussprach, fiel ihm jener betroffen und fast erschreckt in's Wort — „Um's Himmelswillen, Herr von Hohenfels!" rief er aus — „das thun Sie nicht! Ueberlegen Sie die Sache noch ein Mal — Sie würden das junge Mädchen in die peinlichste Verlegenheit bringen — Ueberlassen Sie es Ehrhard, ihr so viel davon zu sagen, als er es für gut befinden wird!" — Hohenfels war abermals mit der warmen ihn forttragenden Gefühlsströmung unsanft auf's Trockene gerathen — und abermals stand er kampfbereit — und trotzig da — das Haupt mit dem zu Berge stehenden Haar schien aus dem gestreckten Oberkörper emporzuwachsen — und das Auge langsam aus dem Schatten der buschigen Brauen hervorzutreten.

— „Herr von Hohenfels!" — fuhr Forster fort — „So anerkennenswerth auch Ihre Absicht ist, sie könnte manches Unangenehme nach sich ziehen. — Ich bitte Sie — überlegen Sie es reiflich — zum Wenigsten verschieben Sie die Ausführung auf eine spätere Zeit."

— „Herr von Forster!" hob Hohenfels jetzt an

— „Sie haben einen Greis vor sich, der seinem Herzen stets gefolgt ist, und seinem Herzen immer folgen wird — einen Greis der, wohl verstanden, nicht jener dürren kernlosen Weisheit huldigt, die ein Kind der Neuzeit ist; — ja — junger Mann! die war uns fremd — ganz fremd und nicht allein den Alten — Nein, zum Lobe, zur Ehre der Jugend sei es gesagt — auch der Jugend!"

— „Ich glaube, Herr von Hohenfels!" entgegnete Forster — „daß es eben eine Herzenssache ist, eine Erklärung zu vermeiden, die sehr peinliche Gefühle zurücklassen kann." — —

— „Wahrlich!" fiel ihm Hohenfels in's Wort — „die Zeiten haben sich verändert, — ja man sehnt sich — man sehnt sich — an der Seite derer zu ruhen, die das Herz auf den Lippen getragen haben, mit seinen bösen — und mit seinen guten Gedanken. Denn das Böse, junger Mann, ist menschlich — auf Schritt und Tritt — dem Sterblichen nahe, — aber das Verschweigen des Unrechts ist schlimmer als das Unrecht selbst — und — es ist des Menschen unwürdig." —

— „Ich fasse vollkommen — was Sie meinen" — versetzte Forster — „aber wenn diese Erlärung, die Sie zu machen beabsichtigen, auch Ihrem Bewußtsein wohlthun wird, kann sie dennoch das Ge-

müth und das Gewissen des jungen Mädchens belasten — und mir scheint, daß Solches nicht unberücksichtigt bleiben darf."

— „Herr von Forster!" unterbrach ihn Hohenfels: „Ich wiederhole es — Sie haben einen alten Mann vor sich — zu alt — um der guten Lehren zu bedürfen, — aber wahrlich — nicht alt genug — um unziemende Worte ohne Rüge hinzunehmen."

— „Ich stehe Ihnen zu Diensten!" fiel Forster ein: „Mir liegt wahrhaftig am Leben nicht so viel!" — fügte er mit bitterem Lächeln hinzu — „aber ich nehme von dem Gesagten keine Sylbe zurück — Ihre Absicht, wenn Sie dieselbe ausführen, kann unheilbringend für Ehrhard sein!" Eine gigantische Gestalt, jede Sehne zornig gespannt, stand Hohenfels aufgerichtet da — und schaute mit funkelnden Augen dem fortgehenden Forster nach. — Aber bald war die gewaltige Spannung gewichen — der Greis schüttelte wehmüthig den Kopf — und sah ruhig, fast mit sanftem Ausdruck vor sich hin.

— „Sollte die Kugel des unreifen Jünglings ihn treffen, wenn die That der Reue geschehen — wollte er gern für sie verbluten." — Der Groll war verwunden und dem alten Mann nur ein Gefühl von Trauer geblieben — für den jungen Lands-

mann, der so klein von einem Weibe dachte, das den Namen Hohenfels zu tragen bestimmt war. —

Kaum eine Stunde später, betrat schon Hohenfels das Haus der Wittwe Trost. — Mutter und Tochter waren allein. Erschreckt starrten sie die ungewöhnliche Erscheinung an — sprachlos vor Ueberraschung vernahmen sie die ersten Worte, die Hohenfels an Marie gerichtet: dann erfaßte dieser die Hand des jungen Mädchens und sie fest haltend begann er sein Geständniß. Frau Johanna stand unbeachtet abseits, regungslos den Sprechenden anstarrend, Marie bleich und zitternd, hatte die Augen gesenkt — aber der Ausdruck des Schreckens war schnell aus ihren Zügen gewichen — auf ihrem Gesichte lag ergebene Ruhe — sie schien wie sinnend dem Klang, nicht dem Inhalt der Worte zu folgen und kaum hatte Hohenfels inne gehalten, als auch sie — hastig zu ihm aufblickte. Ein lichtes Roth übergoß das schmale Antlitz, ein kurzes, ängstliches Zögern — und ihre Hand zurückziehend, hob sie mit stockender Stimme an: „Ich liebe Ehrhard, aber — ich kann — nicht — seine Frau werden, — ich könnte nicht glücklich sein, ich bin fest entschlossen — ich will Gouvernante werden."

In der majestätischen Gestalt schien das Mark erschüttert zu sein. — Mit erschlaffenden Gliedern

— den sprechenden Ausdruck der Züge erlöschend — blickte Hohenfels — betroffen und verstummend in das schmerzlich bewegte Gesicht.

— „Ich bitte, Herr von Hohenfels," nahm Marie wieder das Wort: „Mir hat der Muth gefehlt, es Ehrhard selbst zu gestehen — es war sehr Unrecht von mir. — Ich will Ihnen mein ganzes, ganzes Leben hindurch dankbar sein, wenn Sie es ihm sagen."

— „Wie?" sprach Hohenfels mit klangloser Stimme — „Wie? — Sie können nicht glücklich sein — an seiner Seite?" Die Gedanken des Greises hafteten fest an diesem ersten Ausspruch, der über ihre Lippen gekommen.

— „Nein! Ich könnte es nicht. — Ein Vorwurf würde auf meinem Gewissen lasten — ich könnte — an meinen Vater — nicht denken — der ist todt."

— „Das Andenken des Vaters zu ehren — Wahrlich, das ist schön!" — erwiederte Hohenfels — „Ich beuge das Haupt vor Ihren Worten, — obwohl ich ihren Sinn nicht fasse . . . Ihr Vater war — ein ehrenhafter Mann — er hatte Ehrhard lieb!" — —

— „Sehr lieb!" — fiel Marie ein — „aber — er hatte Gedanken, über die ich nicht sprechen kann."

— „Fern sei es von mir" — entgegnete Hohen-

fels — „in das Heiligthum zwischen Vater und Kind — eindringen zu wollen — fern soll es mir bleiben, diese Gedanken erforschen zu wollen. — Ich ehre diese Gedanken, wahrhaftig, das thu ich — aber mir ist schwer — um's Herz — geworden — sehr schwer! — Eine harte Kunde soll ich Ehrhard bringen — von der geliebten Braut — ein hartes Wort — fürwahr! sein Herz wird bluten." — Marie schaute um sich, wie Hilfe suchend. Sie hatte ja Alles schon gesagt — jetzt erdrückte sie die Gestalt, die vor ihr stand, jetzt zitterten ihr wieder Herz und Glieder. — In die Erde hätte sie sinken mögen um diese Stimme nicht mehr zu hören — um den schweren Worten, die ihr so bange machten, zu entfliehen. Hohenfels schien es zu fühlen — auch ihm war es erdrückend eng — und gar so schwül in diesem Raum geworden: das junge angstvolle und traurige Gesicht schnürte ihm die Brust zu.

„Ich will mich gleich entfernen," begann er verlegen und mit sichtbarer Anstrengung — „aber bekennen muß ich auch, daß ich beschämt von dannen gehe, daß ich eine sehr hohe Achtung für Ehrhard im Herzen getragen — und daß diese Achtung um Vieles gewachsen ist, seit ich das Wesen gesehen, dem er seine Liebe zugewendet hat. — Ich muß bekennen, daß es mich schmerzen wird, wenn diese

Bande sich wirklich auflösen sollten — denn — Wahrlich! es muß ihm wehe thun und es ist etwas Köstliches — um ein edles Weib!" — Hier stockte die Stimme, Hohenfels erfaßte wieder die Hand des jungen Mädchens — führte sie an seine Lippen — und — dann ging er. —

Marie schaute ihm regungslos nach: ihr Auge schien von dieser Gestalt sich nicht losreißen zu können. — Frau Johanna blickte zur Tochter hin — und wie die Thüre sich geschlossen, wankte die Mutter mit ausgebreiteten Armen auf sie zu — „Marie! meine Marie!" rief sie, in Thränen ausbrechend: „Es wird auch besser sein!" — Marie stützte den Kopf an die Brust der Mutter — „Vergieb mir, Mutter," stammelte sie: — „vergieb mir, — gieb mir deinen Segen!"

— „Mein Kind — mein armes Kind!" schluchzte Johanna. „Gott wird dir helfen! Ehrhard ist gut, aber — wer weiß — wie würde dir um's Herz sein bei den Anderen — bei den stolzen — bei den vornehmen Verwandten?"

— „Vergieb mir!" wiederholte Marie: „Weine nicht — sei ruhig — es wird so besser sein!" — Die Mutter küßte der Tochter Stirn und Wangen — drückte sie fest an ihre Brust — und wiederholte mit erstickter Stimme — „Ja, meine Marie — so

wird es besser sein! Weine auch du nicht mehr — Gott wird gnädig sein." —

Derweile schritt Hohenfels gedankenvoll durch die entlaubten Gartenanlagen der Stadt zu und sah nicht, wie Forster und Torner ihm mit den Augen folgten. „Auf Ehre!" sagte jetzt Torner: „Er wird schon da gewesen sein!"

— „Hat keine Zeit verloren!" — gab Forster zur Antwort.

— „Sie sollen sehen — der Alte mit seinen schwungvollen Reden hat das Mädchen fest an ihn geschmiedet."

— „Das fürchte ich!" — meinte Forster.

— „Uebrigens — ich theile Ihre Hoffnung nicht" — hob Torner an — „Ehrhard ist nicht der Mann, um frei zu werden."

— „Er dürfte es auch nicht!"

— „Wahrhaftig! wäre ich der Hohenfels! er dürfte schon!" — — Forster lächelte über die Zuversicht.

— „Was wird mit Ihnen?" fuhr Torner fort — „der Alte ist capable — und bleibt bei dem Gesagten."

— „Mir völlig gleich!" —

— „Nun — Sie wählen mich zum Secundanten

— und ich stehe Ihnen dafür, er zerfließt in Reue und spricht, daß uns die Ohren zufallen."

— „Davor behüte mich Gott!" sagte Forster gleichfalls lachend — „das scheue ich mehr als seinen Schuß."

— „Sagen Sie nicht — der Alte schießt gut."—

— „Das weiß ich!" —

— „Sind Sie so lebenssatt?" — diese Frage stellend lächelte Torner und fügte achselzuckend hinzu: „An Ihrer Stelle — wäre ich schon lange der Glücklichste unter den Glücklichen" — —

— „Wohl möglich!" — sagte Forster — „Vorläufig bin ich nur ärgerlich!" —

— — — — — — — — —

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Ein schwerer Augenblick.

Arthur Forster hatte sich von dem munteren Torner, auf den er zufällig gestoßen war, bald wieder frei gemacht — und allein mit seinen Gedanken suchte er jetzt die Ruhe zu gewinnen, die sein Herz ihm von Neuem streitig machen wollte.

Forster war zur Ueberzeugung gelangt, daß Marie kein gewöhnliches Wesen und selbst für einen Mann wie Walther — reich genug war, daß aber ein Schatten auf ihre Liebe schon gefallen — und sie einem Glücke nicht anhinge, das mehr durch gewissenhaftes Pflichtgefühl, als durch Liebe ihr zu eigen werden sollte. — In der Absicht, den unwilligen Oheim zu versöhnen, war er zu Hohenfels gegangen — und die Besorgniß, daß dieser mit über-

schwenglicher Empfindung das Band zwischen Marie und Walther unlösbar werden lassen könnte, hatte zu sprechen ihn bewogen. — Jetzt schwankte vor ihm der Schleier, der die Zukunft deckte, er fragte sich, wie Marie sich dabei verhalten — ob sie — erschreckt und eingeschüchtert durch den alten Sonderling vielleicht zu Aussprüchen verleitet worden, die ewig bindend für sie und für Walther sein sollten.

Während Forster in Gedanken die Schicksale dreier Menschen betrachtete, und es immer wieder inne wurde, wie sein eigenes Gefühlsleben sich hinein webte, obwohl er mit kaltem Blute diese Fäden durchschnitt, war Walther schon auf dem Wege zu Marie. — Aus der Behörde heimgekehrt, hatte dieser einige Zeilen von seinem Oheim vorgefunden, der ihm mittheilte, daß er eben bei Marie Trost gewesen. — Aufgeregt durch diese Nachricht, eilte Walther dahin, den Ruf nicht beachtend, der ihn zu Hohenfels beschied. —

Der rasche Gang machte sein Blut noch heißer — und als er das Haus der Wittwe Trost erreicht hatte, stand er einen Augenblick still. — Es geschah, wie um Athem zu schöpfen, und die Aufregung, die ihn beherrschte, an dieser Schwelle von sich abzuthun.

Marie hatte ihn von Ferne schon erblickt. So raschen Schrittes war er sonst nie gekommen. —

Gewiß! — er wußte es schon — er hatte Hohenfels gesprochen. Wie hämmerte ihr Herz, da sie es dachte! Der schwere Augenblick war endlich doch gekommen, — er würde sie zur Rede stellen! Wie sollte sie — ihm sagen, was sie fühlte? — Sie schloß ihm auf.

— „Marie!" sagte Walther sanft und bewegt — „du hast schon wieder schwere — peinliche Stunden verlebt — und wieder — bin ich Schuld daran!" — Er sah besorgt in ihre Augen. —

— „Was meinst du?" fragte Marie. — Ihr Gesicht war entfärbt — die Stimme tonlos.

— „Hohenfels ist hier gewesen?" —

— „Er war hier!" — Walther nahm jetzt ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

— „Es hat mich gefreut!" fügte Marie hinzu.

— „Gefreut? — Marie! — das wahr kein wahres Wort." —

Sie blieb stumm.

— „Ich weiß nicht," fuhr Walther fort, „was er gesagt hat . . . Ich weiß nur, daß er hier gewesen. Komm — erzähle — du es mir — Marie! — thue es für mich!" — Sie folgte ihm willig. Er setzte sich zu ihr — hielt ihre Hand noch immer fest und sagte wieder: „Hätte ich es ahnen können, Hohenfels wäre nicht über diese Schwelle gekommen. Aber

der Gedanke blieb mir fern... Marie! — Ich sehe es — du stehst noch unter dem Einfluß der Eindrücke, die du empfangen, und diese haben dich darum so tief berührt, weil du schon ohnehin in dieser letzten Zeit — so manche Erschütterungen erfahren, die deinem Herzen wehe gethan. — Ich weiß es ja — habe es für dich gefühlt — doch — was dir heute widerfahren, das — weiß ich auch — es wird der Schlußstein sein einer Kette von Gedanken, die du — wenn auch nicht heute — so doch ein anderes Mal — mir Alle offen eingestehen wirst, — und die ich dir alle abnehmen soll und auch abnehmen kann. Alle — Alle — Marie! — dir wird kein bitterer, kein trauriger Gedanke bleiben! Versuche es jetzt, dein Herz von diesen Eindrücken mir gegenüber frei zu machen — schau mir in's Auge und sprich vertrauungsvoll! Wahrlich — Marie! Auch mir lastet es gar schwer auf der Seele. Auch über mich ist Vieles hereingebrochen, ganz unerwartet, — und daß du littest, vergaß ich nie! Ja — ich spreche es aus mit dem Bewußtsein, daß es nicht anders sein kann — du wirst mir vergeben — daß ich war wie ich gewesen — — Nun, Marie? Wirst du mir keine Antwort geben? Ich bitte dich — sprich mit mir... Was sagte Hohenfels?" —

Marie hatte den Kopf in die Hand gestützt —

und entgegnete ihm, — ohne aufzusehen: „Nicht was er sprach, wird mir schwer zu wiederholen — nur das — was ich ihm selbst gesagt habe." — —

— „Wie? Das verstehe ich nicht! Was du dem fremden Manne gesagt?! — Wie sollte es dir so schwer fallen, es mir zu wiederholen?" — Walther lächelte — aber er wurde blaß.

— „Es ist dennoch wahr!" — erwiederte Marie.

— „Wirklich? — Nun, ich will darnach nicht weiter fragen! — Sage mir nur, was dir leicht ist zu wiederholen. Erfahre ich erst seine Worte — vielleicht kann ich daraus auf deine Antwort schließen."

— „Nein, Ehrhard — das Schwere muß doch einmal gesagt werden. — Vergieb mir — daß ich so schwach gewesen und dir gegenüber es nicht — schon früher ausgesprochen habe." —

Marie sah ihn jetzt an — das Blut schoß ihm heiß in's Gesicht.

— „Marie!" rief er aus beklommener Brust — „Was ist dir? Bist du mir böse?" —

— „Oh nein! — aber ich will — fort von hier!" —

— „Marie!" —

— „Ja, Ehrhard! — Laß uns ruhig sprechen! Ich habe lange, lange darüber nachgedacht: Ich fühle es tief — ich könnte nicht glücklich sein —

du auch nicht! Wir bleiben einander gut, aber das Band, welches uns bindet, muß gelöst werden." —

— „Oh Marie!" sagte Walther — „Weißt du, daß du — das Herz mir brichst?" — Walther hatte ihre Hand frei gelassen — und stützte die Stirn in seine Hand. —

— „Ehe ich dich kannte — liebte ich dich schon" — hob Marie an. „Ich hatte viel von dir gehört — der Vater — liebte dich und hielt viel von dir. — Als ich dich kennen lernte, hattest du mir muthvoll das Leben gerettet und ich dachte, Dankbarkeit wäre es eben, dein Bild — immer im Herzen zu tragen. — So hat Erinnerung an dich frisch und lebendig fortbestanden. — Nächst Vater und Mutter liebte ich Niemand wie dich, das hat auch dem Vater Sorge gemacht. — Er wußte, daß ich dich nicht besitzen sollte. — Als er an's Sterben dachte, da sehnte er sich nach dir — und scheute doch dein Kommen ... Er sagte es mir und ich versprach, die Neigung des Herzens zu überwinden, und wie du kamst, dachte ich noch viele Tage daran — und später — nicht mehr! — Sieh, Ehrhard! — Ich könnte niemals glücklich sein, denn an die Worte meines Vaters müßte ich doch immer denken, und immer mir dann sagen — daß ich sie vergessen, — — darum vergieb mir. — Wird es für dein Be-

wußtsein auch schwer, dich loszumachen von den Pflichten, die du so ernst auf dich genommen — denke daran — es ist doch besser, als dabei bleiben — und immer fühlen, daß sie schwer sind. — Die Mutter ist mit mir einverstanden! — Mit Gottvertrauen trete ich den Weg an, der für mich bestimmt gewesen, — mit ruhigem Gewissen werde ich zu dem Vater aufblicken und glauben, daß sein Segen auf mir ruht, sein Auge mich sieht und seine Liebe mich leitet." —

— „Nein! Marie!" — rief Walther, sich aufrichtend: — „So wird es nicht sein: ich habe dein Wort und du das meine. Alle die Gedanken, die du eben ausgesprochen, wären dir fremd geblieben, wenn ich selbst nur anders gewesen. Oh Marie! Sei billig — sei gerecht! — Es kann bei deinem Herzen dir nicht schwer werden. Ich habe eine Vergangenheit — und du noch nicht! Diese Vergangenheit hat vieles Herbe, Schmerzliche für mich enthalten. Willst du es sein, die den letzten Tropfen in den Becher legt, daß er überfließen soll? — Nein! — thue es nicht, hattest du je dein Sein an mich geschlossen. Vergieb mir auch: trage mir nicht nach die trüben Stunden, die mein früheres Leben über dich gebracht; in gegenseitiger Liebe werden wir sie vergessen. Lasse dein Herz die Sonne werden,

die allmählig jene bitteren Tropfen auffaugt, daß keiner — keiner — mehr übrig bleibt! Vergieb Marie — die scheinbare Kälte, die dir — in meinem Wesen vielleicht wehe gethan, — vergieb die Unruhe, die mich beherrscht hat. — Es ist — vorüber. — An mich ist Viel — sehr Viel mit einem Mal herangestürmt, — und Alles — Alles habe ich überwunden: an deiner Seite will ich jetzt zum Frieden kommen — und du? — Willst du — mich von dir weisen?" —

Marie klopfte das Herz, — das Herz ging ihr über, — die Augen standen voll Thränen, — sie wäre an seine Brust gestürzt, doch da kam ihr — ein Gedanke. — Wenn er Liebe für sie hätte — Liebe, nicht bloße Theilnahme — würde er wohl jetzt so dastehen? — Würde er sie nicht an sein Herz reißen? — damit er die Antwort fühle, wenn er sie auch nicht hörte? — Sanft und ernst stand er vor ihr — ihr so nahe — aber dennoch zwischen ihr und ihm lag die Liebe seines Herzens! —

Jetzt wallte es auf in ihrer Brust. Sie schaute ihm fest in's Auge — so fest — daß ihr Blick ihm das Blut bis in die Schläfen jagte, — ihre Lippen regten sich — und dennoch — hörte er — keinen Laut. Da endlich lösten sich mühsam die Worte: „Die Liebe, die du mir giebst, kann mich nicht glücklich machen — kann mir nicht genügen — mein Herz

verlangt doch mehr, als solche Liebe, um mit sich selbst versöhnt zu sein." —

Einen Augenblick stand er betroffen und stumm. — „Marie!" sagte er dann — ernst und bewegt: „Es giebt ein Band, das fester Seele an Seele bindet, als lodernde Leidenschaft. Was ich — dir biete, — gebe, — und halten werde, so lange ich lebe, ist mehr werth — viel mehr!" In seinen Augen standen Thränen. —

— „Ehrhard!" rief Marie — „Habe Erbarmen mit mir. Gott hat mir ein solches Herz versagt, ich will ringen darnach — wenn es so besser ist, — aber jetzt — jetzt habe ich es nicht. — Es bäumt sich — ein Etwas in mir — gegen — eine solche Liebe". —

— „Nun — dann, Marie, lasse dein Herz entscheiden. — Wie es auch sprechen wird — ich klage nicht!" — Ueber seine Wangen rollten die Thränen herab. —

— „Vergieb mir! denke nicht schlecht von mir!" rief Marie angstvoll und mit schmerzerfülltem Antlitz.—

— „Nein — nein — Marie, niemals!" gab er zur Antwort mit erstickter Stimme.

— „Wirst du mich rufen — werde ich da sein!" — — Er wandte sich ab — und ging hinaus. — Sie blickte ihm nicht nach. —

— — — — — — — — —

Schluß.

Aus dem Innern einer griechischen Kirche in R. strahlt heller Kerzenschein in die Dämmerung eines Maiabends hinaus. Die dort versammelte Menge harrt in erwartungsvoller Stille. — Im festlichen Ornate steht der Diaconus, das Auge auf die Eingangsthüre gerichtet, und mit gespannter Aufmerksamkeit schauen die Sänger vom Chore in dieselbe Richtung hin. Unter einem der Bogenfenster sitzt — Edith; — Sie hat den Kopf geneigt und die blonde Lockenfülle beschattet willig ihr Gesicht. —

Ist es ein Lufthauch, der durch das weiche Haar zieht? Ist es spielendes Licht, das dem Stoffe ihrer Kleidung wechselnden Schimmer verleiht? Sind es schmerzliche Gedanken, ein Ringen nach Fassung, die

der jungen Frau die Brust schwellen, und jene Bewegungen hervorrufen? — So fragt sich Adda Verneck, die an der Seite ihres Gatten steht.

In ihren eigenen Augen erglänzt eine Thräne — und trübe erscheint ihr das Lichtmeer, das, aus hundert Kerzen flammend, die Kirche füllt. — Neben der Gestalt mit dem Schmerzensausdruck im Antlitze, die Adda betrachtet, sieht sie Erwin — jenen Erwin mit dem tiefernsten Blicke, dem wehmuthsvollen Lächeln, wie sie ihn so oft geseh'n. — Erinnerung an ihn bringt ihr den Wahn des eigenen Herzens nahe, und ihre Gedanken weben den Schein der Verklärung um das Haupt des Todten, der in ihren Augen dennoch viel besser war, als Manche, die pflichtvergessen — und doch heitere Stirn bewahren und lächelnde Lippen. —

— Ein Rauschen in der Eingangsthüre entreißt Verneck's Gattin den ernsten Betrachtungen, denen sie sich hingegeben.

— Walther und Martha sind eingetreten — mit ihnen Graf Walldorf und selbst Edith's trauervolles Auge hat sich ihnen zugewandt.

— Auch Agnes blickt auf das schöne Brautpaar hin, — mit strahlenden Zügen; aber dann birgt sie das Gesicht in ihre Hände; — der Gesang, der jetzt die weite Kirche ausfüllt, leiht eine mächtige Gewalt

der Stimme, die Erinnerung wachgerufen. — Es ist die Stimme von Vater Trost — es sind längst verklungene Worte, die sie wieder hört:

— „Eine einzige Thräne, die du weinst, kann diese Bitterkeit dir nehmen, Agnes, gedenke einst — dieser — meiner Worte!"

— Martha und Walther stehen vor dem Altare — aber Agnes sieht nicht hin; — sie weint mit verhülltem Angesichte, und als sie endlich aufblickt, sucht ihr Auge Edith. — Wie wollte sie vor dieser Frau jetzt niederknien, ihre Hände küssen und sagen: „Vergieb mir — ich habe Unrecht gethan." — Wie wollte sie vor diesen Vater, der an der Seite seines verarmten Kindes steht, jetzt hintreten und sprechen: „Vergieb auch du — könnte ich das Leid dir abnehmen — ich thäte es gerne!" —

Die Thränen rinnen fort und fort, — aber in Agnes' Zügen malt sich Ruhe. — Ob auch das Loos der Abhängigkeit ihr geblieben, — ob auch ihre liebsten Hoffnungen zertrümmert, — sie hat Frieden errungen. —

Die Trauung ist vollzogen. — Martha und Edith halten einander fest umschlungen. Gesenkten Blickes — mit mühsam beherrschtem Antlitz stehen — Walldorf und Walther; — gesenkten Blickes stehen auch die Anderen — still — umher.

Die Erinnerung an Erwin ist es, die ihre Herzen schwellt, die sie empor trägt zu ihm — in ein ungekanntes Land. — Selbst dem jungen Advokaten mit dem scharf beobachtenden Blicke — führt jetzt des Freundes Bild einen feuchten Glanz in's Auge, und einen ernsterfüllten Gedanken vor die Seele.

— Es ist vorüber — vorüber die stummen Glückwünsche, das stumme Händedrücken. — Die Kirche wird leer — die Wagen rollen davon.

— „Forster — Sie kommen zu mir — ich erwarte Sie!" — sagte Torner, den jungen Mann bemerkend, den die plaudernde Staatsräthin festhielt.

— „Ich reise gleich ab!" — lautete die Antwort.

— „Was? — schon heute?" —

— „Ich gehe von hier zum Bahnhofe." —

— „Nein!" rief Torner — „ich lasse Sie nicht; — morgen brechen wir zusammen auf."

— „Unmöglich! — Man wartet auf mich!" —

— „Wer denn?" —

— „Ein neuer Controle-Apparat!" — entgegnete Forster und lächelte bei diesen Worten.

Achselzuckend drückte Torner dem Fortgehenden die Hand und wandte sich zur Staatsräthin, die mit Tante Helene einherging, und ihm munter zurief:

„Der Abend ist herrlich — ich gehe mit Gronau's zu Fuß — fahren Sie nur allein mit Ihrer Mutter."

— „Man macht noch eine kleine partie de préférence, — nicht wahr, liebe Cousine?“ warf Gronau hin.

— „Nein — mein Bester!“ fiel Torner ein, — — ich hole Sie ab, — Sie kommen zu mir.“

— „Darf nicht, Theuerster!“ versetzte Gronau mit krausem Gesichte — nach der Baronin hinüber schielend.

— „Komm, Max, — komm!“ rief Tante Helene, „die Pferde werden unruhig.“

— „Das sind Kurländer! — Ueberall wie zu Hause!“ flüsterte Verneck Adda zu, als sie die vor dem Gitterthor der Kirche stehende Gruppe hinter sich gelassen hatten.

— „Wer war der Herr, der eben an uns vorüber ging?“ — fragte Tante Helene ihren Sohn, als sie im Wagen saßen.

— „Adolph Verneck, der sonst Erwin's Ideal war!“ — erwiederte Torner mit unverkennbarer Verdrießlichkeit.

— „Verneck!“ — sagte die alte Dame überrascht. „Armer Erwin!“ fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu: „Er dachte niemals gut genug von sich.“ —

— „Er hatte immer seine Grillen!“ — versetzte Torner.

— „Grillen?“ wiederholte die Mutter mit vorwurfsvollem Tone.

— „Für schöne Frauen, hübsche Mädchen kann man schwärmen,“ fuhr Torner fort — „aber“ —

— „Schäme dich, Max!“ unterbrach ihn die Mutter.

— „Warum? — Glaube mir! — Würde Erwin noch leben, er gäbe mir jetzt Recht.“

— „Lassen wir die Todten ruhen, lieber Max!“

— „Wahrhaftig!“ hob Torner wieder an: „An diesem Verneck ist nie etwas Besonderes gewesen, als daß er niemals in der Classe fehlte, bei einem Talglichte schrieb, und in den Erholungs-Pausen mit arrogantem Gesichte Butterbrod mit Käse aß. Er war um Nichts besser, als hundert andere Seinesgleichen und wenn Erwin alle unsere Streiche mitgemacht hätte, es wäre ihm, das ist gewiß, viel besser bekommen.“

— „Du weißt, Max,“ sagte die Mutter ernst, „daß es mir wehe thut, wenn du so sprichst.“ — Torner schloß mit einem halben Lächeln die Lippen und neigte den Lockenkopf. — „Daß Erwin an deinem Treiben keinen Gefallen fand, habe ich an ihm geschätzt“, hob jetzt die alte Frau wieder an, „und daß er dich liebte, viel von dir hielt, hat er — denke ich — dir bewiesen.“ —

— „Gewiß!“ erwiederte Torner, das Haupt wieder erhebend: „Als es ernst wurde, wußte er, wo ich zu finden war. Darum ärgerte mich heute das selbstzufriedene Wesen dieses Verneck.“

— „Aber warum? — Es geht dem Manne gut und er verdankt Alles sich selbst.“

— „Was, zum Teufel, verdankt er sich?“ rief Torner ungeduldig.

— „Einen guten Ruf, eine unabhängige Stellung, in welcher er Vielen nützen kann.“

— „Vor Allem sich selbst!“ fiel Torner ein.

— „Schon gut!“ — sagte besänftigend die Mutter — „Ich habe es wohl gemerkt, daß dir irgend etwas nicht recht gewesen. Das spricht aus dir, mein guter Max!“ —

— „Ich hasse Arroganz!“ — versetzte Torner und lehnte sich zurück. —

An dem geöffneten Fenster eines Hotels sitzen Walldorf und Friesen. Der eine verfolgt mit dem Auge die weißen Wölkchen, die über das nächtliche Himmelsblau hinziehen; der andere hält den Kopf nachdenklich gesenkt.

— „Das tiefinnerste Trachten eines Menschen,“ hob Walldorf jetzt wieder an, „die Ahnungen des Guten und Rechten, die er in sich trägt und bewahrt,

bedingen oft seinen Werth und dürfen uns versöhnen mit den Verirrungen und fehlenden Leistungen, die ihn anklagen."

— „Sie haben Recht, Excellenz! ganz Recht!" — sagte Friesen mit bekräftigender Kopfbewegung.

— „Gütiger als für den armen Horstmar," fuhr Walldorf fort — „hat das Geschick den ihm so ähnlichen Ehrhard geleitet: denn auch die edlen Naturen, denen der gröbere Stoff schon abgestreift, bedürfen der Arbeit, welche edle Zwecke fördert, und eines Kampfes mit der Außenwelt. In der Vergünstigung der Lebensverhältnisse, die keinen Zwang uns auferlegen, liegt die Verpflichtung, mit ungetheilter Kraft zu fördern und zu wirken. Bleibt diese Aufgabe unerkannt, schwillt eigene Größe an: der Standpunkt sinkt, der Horizont wird enge oder die Leidenschaften werden unsere Meister."

Während Walldorf mit Friesen spricht, verfolgt auch Edith's Auge die weißen Wölkchen, die nach Norden ziehen. Jetzt wendet sie sich ab, setzt sich an einen Tisch und schreibt:

— „Meine Marie! die Stunden des Lebens sind die Wellen, die uns immer weiter forttragen. Was wir heute Dunkles um uns schauen, erblicken wir um ein Kurzes nicht mehr. Nur was der Tod

hineinsenkt, geht mit uns dem Endziele zu. Freuen wir uns mit den Glücklichen — und Du schaue nur mit frischem Herzen in die Zukunft. Lebe wohl, küsse mein Kind von mir. Bald bin ich bei Euch."

Edith blickt noch gedankenvoll auf die geschriebenen Zeilen, als sie plötzlich aufhorcht und wieder an's Fenster tritt. Eine helle Postglocke klingt durch die Stille der Nacht — ein Reisewagen fährt vorüber und Edith schauert zusammen. Sie weiß — es ist die Mutter, der es zu eng geworden an dem Orte, wo ihr Kind sich endlich glücklich fühlt — es ist die Frau, die eine Kette von Leiden für so Viele geschmiedet hat. —

Frau von Halleck hatte Walldorf's ernstem Mahnen nicht widerstehen können — sie hatte ihre Einwilligung, ihren Segen ihm gegenüber der Tochter nicht versagen dürfen — aber der alte Groll ist unbesiegt geblieben.

Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

Treffliches Buch für Freunde der Natur und des Wanderlebens.

Im Herbst gesammelt.

Bunte Fahrten

von

Friedrich Lampert.

2 Bde. 8. Eleg. geh. Preis 6 Mark. — Hocheleg. geb. 7 Mark.

Jenen verdienstlichen Schriftstellern, welche durch ihre lebensvollen, anregenden Schilderungen dem Alpenlande stets neue Besucher und dem Alpenkultus neue Bekenner werben, jenen liebenswürdigen Touristen, unter denen Steub, Noé u. A. durch ihre Meisterschaft glänzen, reiht sich auch Friedrich Lampert als würdiger Vertreter seines Faches an, und dürfte, was Wirkung anbelangt, keinem seiner schriftstellerischen Kollegen nachstehen. Auf wohlgewählter Tour führt uns der Verfasser in den beiden Bänden nach „Italien", der „Schweiz", in das „Bayrische Hochland", den „Schwarzwald", an „die Donau" und in „die fränkische Schweiz." Aber auch an die Ostsee nach „Rügen" und nach „Danzig" versetzt uns, bald unterhaltend, bald belehrend, seine wohlgewandte Feder, immer anmuthig und fesselnd, oft voll poetischen Schwunges in der durch treffliche Auffassung des Charakteristischen ausgezeichneten Wiedergabe seiner Reise-Eindrücke und bei aller Lebendigkeit und Frische der ab und zu auch mit humoristischen Lichtern geschmückten Darstellung, immer maßvoll und gewählt im Ausdruck. Wir empfehlen das Buch bestens; bei Herannahen der Reisezeit wird es Vielen, die Wahl ihres Ausfluges erleichternd, zur Seite stehen, auf demselben selbst aber ein liebenswürdiger und belehrender Begleiter sein.

(Touristische Blätter.)

Aus Italien.

Sieben Monate in Kunst und Natur

von

Alfred Graf Adelmann.

Eleg. geh. Preis 5 Mark. — Hocheleg. geb. 6 Mark 50 Pfg.

Wir haben noch kein Werk über Italien gelesen, das bei gutem Verständniß des Gesehenen so viele Wärme und unmittelbares Empfinden verräth. Man lernt dieses Buch und den Reisenden lieben, während man ihn, den fröhlich und dankbar Genießenden, auf seiner Wanderung durch das Wunderland begleitet.

(Dr. Rösler-Mühlfeld i. d. Königsb. Hart. Ztg.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie direct von der Verlagshandlung.

Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

Secundaner Freud und Leid.

Humoreske aus dem Schülerleben

von

Paul Lemcke.

2te Auflage.

Elegant ausgestattet. Preis 1 Mark.

Das Erscheinen einer zweiten Auflage spricht wohl am Besten für diese kleine Schrift, die sich durch Originalität, wie Frische und Lebendigkeit der Darstellung auszeichnet und eine köstliche, überaus vergnügliche Lectüre bietet.

Witz und Humor.

Theorie und Praxis

von

Dr. A. Loewenstein.

8. Elegant geheftet. Preis 4 Mark. —

Der durch seine humoristischen Beiträge in vielen Blättern, wie „Ueber Land und Meer", „Glasbrenner's Berliner Montags-Zeitung", rühmlichst bekannte Verfasser hat sich durch die Herausgabe des oben genannten Werkes ein wirklich außerordentliches Verdienst erworben. Er hat es klar zu machen versucht, wie der Witz im menschlichen Geiste entsteht, und wie er in verschiedenen Formen zum Ausdrucke kommt. So behandelt er in mehreren Abschnitten das Wortspiel, die Antithese, das allegorische Bild die Parodie, den witzigen Unsinn. Ein besonderes Kapitel ist dem Humor gewidmet. Eine praktische Bedeutung erhält das Werk dadurch, daß jede einzelne Witzform durch Beispiele belegt ist, welche wesentlich dazu beitragen, die theoretischen Anschauungen ins volle Licht zu setzen.

Die rein wissenschaftliche Behandlung der Materie in klarer, faßlicher Weise macht das Werk zu einer Fundgrube für den Wissenschaftler, wie die unzähligen Beispiele köstlichen Witzes und Humors in allen denkbaren Gestalten auch in dem großen Publikum einen geneigten Leserkreis finden werden. („Didaskalia".)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie direct von der Verlagshandlung.

Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

Pannoniens Dichterheim.

Eine Auswahl der schönsten magyarischen Gedichte in deutscher Uebertragung

von

Adolf von der Haide.

8. Hochelegant ausgestattet mit Titel-Illustration. Preis geheftet Mark 6. — in Prachtband geb. Mark 7. 50.

Sonette

aus der Alpenwelt

von

Wal Beleno.

Miniatur-Ausgabe in eleganter Ausstattung. Preis geheftet Mark 3. — geb. in Prachtband. Mark 4. —

Jeska.

Novelle

von

Eugen Valeski.

8. Eleg. geheftet. Preis Mark 4. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie direct von der Verlagshandlung.

Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

Alide.

Eine Erzählung

von

Harry Hertz.

2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis Mark 7. —

Verlorenes Glück.

Roman

von

Th. Almar.

8. Eleg. geh. Preis Mark 5. —

Mignon-Maria.

Historische Erzählung
aus dem Leben Jean Pauls

von

E. Klee.

8. Eleg. geh. Preis Mark 4. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie direct von der Verlagshandlung.

Druck von H. Laupp in Tübingen.

Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

Reizende Festgeschenke für junge Frauen und Mädchen.

Lisa Toscanella.

Novelle

von

Ernst Eckstein.

Zweite Auflage.

Miniatur-Ausgabe in brillanter Ausstattung. Eleg. geh. Preis 2 Mark. Gebunden im Orginal-Band mit reicher Goldpressung und Goldschnitt.

Preis 3 Mark.

„Lisa Toscanella" ist eine allerliebste kleine Herzensgeschichte von idealer Zeichnung und krystallklarer Durchsichtigkeit. (Herm. Grieben i. d. „Köln. Ztg.")

Prinzess Rothhaar.

Erzählung

von

Max von Schlaegel.

Miniatur-Ausgabe in brillanter Ausstattung. Eleg. geh. Preis 2 Mark. Gebunden im Original-Band mit reicher Goldpressung und Goldschnitt.

Preis 3 Mark.

Nicht leicht wird man einem Mädchen, einer Frau Schöneres bieten können, als diese Erzählung von märchenhaftem Zauber in solch einer brillanten Miniatur-Ausgabe. („Ueber Land und Meer".)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie direct von der Verlagshandlung.

Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

F. v. Stengel's Erzählende Schriften:

Der Pflicht geopfert.

8. Eleg. geh. Preis 3 Mark. — Hocheleg. geb. Preis 4 Mark.

Aristokraten.

4 Bde. Eleg. geheftet 9 Mark.
Hocheleg. geb. 11 Mark.

Novellenbuch.

2 Bde. Eleg. geheftet 6 Mark.
Hocheleg. geb. 7 Mark.

Unsere berühmtesten Kritiker sind für die Stengel'schen Schriften auf's Wärmste eingetreten und haben sie gegenüber den modernen gehaltlosen Sensationsromanen als Werke von hervorragender Stellung und dauerndem literarischem Werth bezeichnet, als eine bildende, veredelnde Lectüre empfehlend befürwortet. Sie haben den besonderen Vorzug, daß sie nicht nur für das eine oder andere Familienmitglied geeignet sind, sondern vermöge der hohen Bildung, der seltenen, reinen, sinnigen und seelischen Auffassung, welche sie athmen, auch der Frauenwelt mit bestem Gewissen in die Hand gegeben werden können.

Geprüfte Herzen.

Novellen und Geschichten für Frauen und Töchter gebildeter Stände

von

Otfrid Mylius.

Eleg. geb. mit reicher Goldpressung. Preis 4 Mark.

Eine Fülle von Schönheit und Lebensweisheit, Klarheit und Gediegenheit spricht sich in diesen Novellen aus, da ist nichts Gemachtes, Verschrobenes, es ist eine gute Speise durch und durch, werth auf jedem Familientische Platz zu finden. Mylius ist ein Autor, der in seiner sittlich reinen Schreibweise, durch Phantasie und dichterische Vollendung seiner Werke weit über den meisten Tagesschriftstellern steht und seine Schriften sind so recht eine Lektüre für Haus und Familie. (Liter. Verkehr.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie direct von der Verlagshandlung.

books2ebooks.eu

www.books2ebooks.eu

eBooks from your library by

eBooks on Demand

digitised by

University of Tartu Library

UNIVERSITY OF TARTU
LIBRARY